Aberglaube, Sitte und Brauch

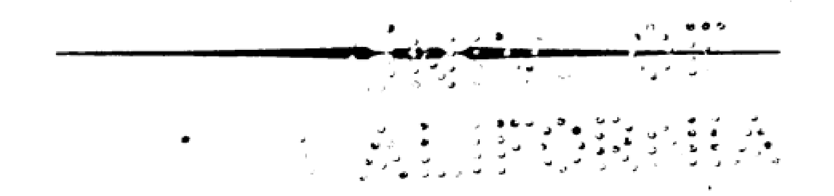
im

sächsischen Erzgebirge.

Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde

von

E. John, Annaberg,
Seminaroberlehrer.



1909.

Grasersche Buchhandlung (Richard Liesche), Annaberg.
Verlag.



Einleitung.

Wer etwa glauben wollte, daß der Aberglaube nur lediglich noch kulturgeschichtlich als Teil der Volkspsyche früherer Entwicklungsperioden für den Forscher von Interesse sei, der dürfte sich sehr irren, gerade die bizarrsten Gedanken und Vorurteile pflanzen sich jahrhundertelang fort. Die Worte von Stollbergs: „Des Aberglaubens alte Rechte erstrecken sich auf jedes Haupt, noch ist im menschlichen Geschlechte ihr Einfluß größer als man glaubt" haben noch heute volle Geltung. Der Aberglaube, dieser unausrottbare Rest aus der Jugend der Menschheit, ist der wirkliche ewige Jude, der, in der Welt herumwandernd, nicht sterben kann; „das Vorurteil ist ewig jung, wie seine Mutter, die Phantasie, es wird ja alle Tage neu geboren." Goethe, einer der feinfühligsten Beurteiler menschlichen Empfindens, sagt vom Aberglauben (Sprüche in Prosa Nr. 35): „Er gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt." Der Hang nach dem Wunderbaren und Übersinnlichen ist in der menschlichen Natur tief begründet, er liegt dem Menschen gleichsam im Blute. Und nicht ist der Aberglaube nur im niederen Volke heimisch, er durchzieht alle Kreise der menschlichen Gesellschaft, stand doch selbst ein Mann wie Bismarck in seinem Bann. Ja, Hand aufs Herz, wer von uns möchte sich gänzlich davon freisprechen? Ist auch so manches von dem, was der Vorfahren heiligster Ernst war, den Enkeln zur geselligen Unterhaltung geworden, so wird doch das, was jenseits unseres Wissens und Könnens liegt, stets ein Tummelplatz des Aberglaubens bleiben trotz Forschung und Kulturfortschritt. Dahingegen läßt der Einfluß der Neuzeit und ihrer Kultur einen Rückgang des alten Volkstums und seiner Überlieferungen erkennen. Wie mancher schöne und sinnige Brauch aus der Zeit, wo „der Großvater die Großmutter nahm", ist schon jetzt spurlos verschwunden. Und doch welch hohen Wert haben Volkssitten und Volksbräuche zur Charakterisierung

eines Volkes, sind sie doch gleichsam die Sinnbilder der Volksgefühle und Volksgedanken, „die eine reichere Poesie als so manche Verse ausströmen, Lieder ohne Worte, aber durch die Handlung beredt genug."

Um nun das über den Aberglauben Gesagte zu beweisen, — denn mit ganz wenigen Ausnahmen sind nur bestehende abergläubige Meinungen verzeichnet, — bestehende Volkssitten und Volksbräuche nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, alte und verblassende aufzufrischen; sowie nicht minder die Liebe zu meiner Heimat haben mich zur Abfassung dieses Beitrages zur sächsischen Volkskunde bewogen, dem eine mehr als zehnjährige Sammelarbeit vorangegangen ist. In der Anordnung des Stoffes bin ich in einigen Abschnitten dem trefflichen Werke von Alois John, „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" gefolgt. Vergleichsweise wurde hingewiesen auf die beiden grundlegenden Werke:

Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dritte Bearbeitung von E. H. Meyer. Berlin 1900 und

E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898. (M.)[1]

Benutzt wurden ferner:

E. Mogk, „Die deutschen Sitten und Bräuche" in Hans Meyer, „Das deutsche Volkstum, S. 263—334 (Mo.[1])

E. Mogk, „Sitten und Gebräuche im Kreislauf des Jahres" in Wuttke, Sächs. Volkskunde, S. 274—312 (Mo.[2])

Diesen beiden Aufsätzen verdanke ich reiche Anregungen.

Spieß, Aberglaube, Sitten und Gebräuche des sächs. Obererzgebirges. Dresden 1862. (Sp.)

Glück auf! Organ des Erzgebirgsvereins.

Mitteilungen des Vereins für sächs. Volkskunde.

Andere Werke sind im laufenden Texte angeführt.

Die hinter den Fundorten[2]) stehenden Ziffern bezeichnen die an der

[1]) Die in Klammer stehenden Abkürzungen weisen im Texte auf die vor denselben angegebenen Arbeiten hin.

[2]) A. = Annaberg. Al. = Altenhayn. An. = Antonstal. Ar. = Arnsfeld. Au. = Auerbach. Aug. = Augustusburg. B. = Buchholz. Bä. = Bärenstein. Ber. = Bernsbach. Be. = Bermsgrün. Bl. = Blumenau. Bo. = Bockau. Br. = Breitenbrunn. Ch. = Chemnitz. Cr. = Crottendorf. Cra. = Crandorf. Crz. = Cranzahl. Cu. = Cunersdorf. Di. = Dittersdorf. Dö. = Dörfel. Dr. = Drebach. El. = Elterlein. Ein. = Einsiedel. Eib. = Eibenstock. Er. = Erbisdorf. Ehr. = Ehrenfriedersdorf. Frk. = Frankenberg. Frst. = Frankenstein. Fr. = Frohnau. Frei. = Freiberg. Gr. = Großolbersdorf. Ge. = Gelenau. Gd. = Geyersdorf. Gey. = Geyer. Gro. = Großrückerswalde. Grp. = Großpöhla. Gru. = Grumbach. Gü. = Günsdorf. Grü. = Grünstädtel. Grünh. = Grünhain. Ger. = Gersdorf. H. = Hermannsdorf. Ha. = Haselbach. Ham. = Hammerunterwiesenthal. He. = Herold. Ho. = Hohenstein-Ernsttal. Har. = Hartenstein.

Seite angegebenen Absätze bei Wuttke. Ziffern ohne jede Bezeichnung besagen, daß der von mir erwähnte Aberglaube in dem genannten Werke schon als dem Erzgebirge angehörend verzeichnet ist. Trotzdem dürfte die nochmalige Erwähnung nicht wertlos sein, da bei Wuttke als wichtigste Quelle für das Erzgebirge nur die schon 1862 erschienene Schrift von Spieß in Betracht kommt, sonach nachgewiesen wird, daß der betr. Aberglaube noch jetzt im Volke herrscht. Unterstrichene Ziffern verzeichnen den gleichen Aberglauben in einer anderen Gegend, der mehr oder weniger abweicht, wenn die Ziffer noch einen Stern trägt. Die nur mit Stern versehene Ziffer weist auf einen ähnlichen Aberglauben aus dem Erzgebirge hin. Mit der Anführung der Fundorte ist natürlich nicht gesagt, daß der betr. Brauch, bez. Aberglaube nicht auch anderwärts vorkomme. Zuletzt danke ich allen denen, die durch Auskünfte so mancher Art ihr Interesse meiner Arbeit bezeugt haben.

Annaberg, 1908. **Der Verfasser.**

Hein. = Heinzebank. J. = Jöhstadt. Ja. = Jahnsbach. Joh. = Johanngeorgenstadt. Kl. = Kleinrückerswalde. Kü. = Kühnhaide. Küh. = Kühberg. Kö. = Königswalde. Lau. = Lauter. Lt. = Lauterbach. Lu. = Lugau. Lö. = Lößnitz. Ma. = Marienberg. Mar. = Mariental. M. = Mildenau. Mtt. = Mittweida-Markersbach. Mau. = Mauersberg. N. = Neudorf. Nd. = Neudörfel. Ne. = Neundorf. Nied. = Niederschlag. Nie. = Niederhaßlau. Neu. = Neustädtel. Nw. = Neuwiese. Ob. = Oberwiesenthal. Ol. = Olbernhau. Or. = Ortmannsdorf. O. = Ölsnitz. Po. = Pobershau. Pö. = Pöhla. Pf. = Pfaffroda. Pfa. = Pfannstiel. R. = Raschau. Ri. = Rittersgrün. Ro. = Rothenthal. S. = Sehma. So. = Sosa. Sch. = Scheibenberg. Schw. = Schwarzenberg. Schn. = Schneeberg. St. = Steinbach. Schö. = Schönbrunn. Schön. = Schönfeld. Schl. = Schlettau. Say. = Sayda. Sche. = Schedewitz. Schwrzb. = Schwarzbach. Sa. = Satzung. Sf. = Seifhennersdorf. T. = Tannenberg. Th. = Thum. U. = Unterwiesenthal. Veu. = Venusberg. W. = Wiesa. Wa. = Waltersdorf. Wi. = Wittgensdorf. Wo. = Wolkenstein. Zw. = Zwickau. Zsch. = Zschopau. Zö. = Zöblitz. Zwö. = Zwönitz. Zscho. = Zschorlau. Z. = Zinnwald. v. = verbreitet. allg. = allgemein.

Inhaltsverzeichnis.

I. Das obererzgebirgische Bauernhaus.

1. Haus, Hof, Garten, Feld.

Das obererzgebirgische Bauernhaus[1]) in seiner älteren Form zeigt, abgesehen von Rittergütern, Erblehngerichten und vereinzelten größeren Bauerngütern, deren Gebäude ein förmliches Hofviereck bilden, die Anlage des dreigeteilten Hauses. An das Wohnhaus sind, in derselben Flucht wie dieses verlaufend und unter gleichem Dache, die Ställe angebaut, die durch den Flur des Wohnhauses zugängig sind, ihren Eingang für das Vieh aber von der Langseite haben. An die Giebelwand des Stalles reiht sich die Scheune mit dem Schuppen an, der aber auch nicht selten allein steht. In seiner jüngeren Form stehen entweder Scheune und Schuppen in einem Gebäude oder getrennt in zwei Gebäuden neben dem Wohnhause mit den Ställen. Vor dem Hause liegt der offene Hofraum mit Düngerstätte, die aber auch an der Giebelseite des Hauses oder hinter diesem in dem sich anschließenden Grasgarten gelegen ist. Wohnhaus und Stall sind gewöhnlich im Erdgeschoß von Bruchsteinmauerung in Lehm, wohl auch von bloßem Balkenwerk mit Lehmziegeln ausgesetzt, das Stockwerk aus Fach- oder Klebewerk erbaut. Die Giebelwände des Dachraumes bestehen entweder nur aus einem Bretterverschlag oder aus einem solchen mit darunter befindlichem Bundwerk. Die schwarz, rot, braun oder blau angestrichenen Balken heben sich kräftig von dem vorherrschend weißen Anstrich der Mauerflächen ab. Dem Anstrich der Balken entsprechen die Rahmen, Türen und Fensterläden, die nur im Erdgeschoß vorhanden sind. Die ehemals kleinen Fenster mit vier bis sechs Scheiben, von denen eine in einen verschiebbaren Rahmen eingelassen ist, wie sich solche noch vereinzelt erhalten haben, ließen eine nur ungenügende Belichtung und Lüftung der Innenräume zu. Über der Haustür, deren Gewände aus Holzpfosten, seltener aus Stein besteht, stehen mitunter außer der Hausnummer die Aufangsbuchstaben des Besitzers und das Jahr der Erbauung. Die Tür selbst, mitunter sehr niedrig, ist vereinzelt noch als Gatter-Tür eingerichtet, d. h. in halber Höhe geteilt, so daß die untere Hälfte den Tieren den Eintritt ins Haus verwehrt, während die obere Hälfte zurückgeschlagen werden kann, um Licht und Luft hereinzulassen, welchem Zwecke auch ein kleines über der Tür angebrachtes Fenster dient. Unter den Wohnstubenfenstern bis zur Haustür zieht sich ein mit Steinen belegter Weg, „'s Pflaster". Die Dächer sind vielfach noch mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Erst aus neuerer Zeit stammt die Schieferbedachung. Der First ist bei Strohbedachung, wenn diese nicht gleich überzogen ist, mit zwei bis drei Latten Schindeln belegt. Dachrinnen gibt es an alten Gütern ziemlich

[1]) Vgl. hierzu Gruner, „Haus und Hof im sächs. Dorfe" in Wuttke, Sächs. Volkskunde, S. 382 ff. Meine Arbeit „Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze" in Mitt. d. V. f. s. V., Bd. II, S. 12 ff. — Meine Beschreibueg erstreckt sich nur deshalb auf Güter mit ca. 30 Acker Besitz, weil diese im *oberen Erzgebirge* weit in der Mehrzahl vorhanden und sonach typisch sind.

selten, ebensowenig Blitzableiter, wohl aber findet man hier und da eine Wetterfahne mit Buchstaben und Jahreszahl und einem Hahn verziert. Den Dachfirst durchbricht stets die aus Lehmstaakwerk oder Luftziegeln erbaute Esse, die über der Küche immer seitlich des Gebäudemittels beginnt und durch das Stockwerk und innerhalb des Dachbodens bis nahe unter den Hausfirst in schräger Richtung geschleift ist.

Treten wir in ein alterzgebirgisches Bauerngut ein, so gelangen wir zunächst in den mit wilden Bruchsteinen belegten oder mit Lehm ausgetretenen, meist weiß getünchten Hausflur, der das ganze Gebäude seiner Tiefe nach rechtwinklig durchschneidet und dessen Rückwand ein kleines rundes Fenster, zuweilen auch eine Tür durchbrechen. Rechts oder auch links vom Hausflur liegen die Wohnräume mit Küche und Backofen, entgegengesetzt der Stall und an diesen anstoßend die Scheune, bez. auch der Schuppen. Am Ende des Hausflurs sind, wenn auch nur noch vereinzelt (Schl. Ja. Sch.), die Schweineställe untergebracht, man hat sie des üblen Geruches wegen meist aus diesem entfernt und, wenn nicht in einen besonderen Anbau, in den Stall oder Schuppen verlegt. An ihrer Stelle, meist aber gleich hinter der Haustür, auch vor dieser, vielfach in einem besonderen Anbau, seltener im Schuppen steht der ungefähr 3 m lange, 1 m breite und $^{3}/_{4}$ m hohe hölzerne oder steinerne Wassertrog, der zu zwei Dritteln seiner Länge mit dem Milchhause oder Kühlhäuschen überbaut ist. Dieses ist ein ungefähr $^{1}/_{2}$ m hoher hölzerner Kasten mit einer verschließbaren Tür, in dem die mit Milch gefüllten blechernen oder irdenen Töpfe schwimmen und oben an den Innenwänden die Milchseiher hängen. Auf dem Milchhause oder daneben stehen das Butterfaß mit dem Butterstörl und die Butterrolle. Nicht weit von dem Wassertroge ist gewöhnlich ein zweiter Trog aufgestellt, worin das Viehfutter bereitet wird und in den durch eine Röhre heißes Wasser aus der an die Rückwand anstoßenden Küche unmittelbar geleitet werden kann. Steht aber der Behälter im Stalle, so wird das erwärmte Wasser unter dem Hausflurboden hinweg in denselben geleitet. Aus dem nicht überbauten Teile des Wassertrogs wird das Wasser für den Hausbedarf geschöpft, das ständig zu- und abfließt und entweder gefaßtes Quell- oder Stollenwasser ist. An strengen Wintertagen gefriert das Wasser oft weg, so daß die Leute gezwungen sind, das Saufen für das Vieh bei bitterster Kälte und hohem Schnee aus einem Nachbargute zu holen. Das Kump, worin das Wasser zunächst gefaßt ist, liegt meist auf freiem Felde, seltener im Keller. Vielfach liefert eine Quelle den Wasserbedarf für mehrere Güter. Daher kamen auch die vielen Streitigkeiten, die die Nachbarn auf Lebenszeit verbitterten und entfremdeten. So ging ein Bauer des Dorfes Gd. wegen eines Wasserstreites, ohne daß er darum wußte, zu demselben Advokaten, den schon sein Gegner angenommen hatte. Der schlaue Jurist wollte sich beiden gefällig erweisen, empfahl seinem neuen Klienten einen befreundeten Rechtsbeistand und gab dem Bauer einen an diesen gerichteten Brief mit. Der mißtrauische Mann aber öffnete daheim das Schreiben und fand darin den ihn belehrenden Vers:

„Es kommen zwei Ochsen uns zugelaufen,
Die wollen nicht aus einem Brunnen saufen.
Du wirst Deinen rupfen, ich werd' meinen raufen, —
Am Ende müssen sie doch aus einem Brunnen saufen!"

Sonst ist gewöhnlich im Hausflur außer einem Werkzeug- und einem Brotschranke (Almet,[1] Kappl) wie auch verschiedenen an der Decke oder an der Wand hängenden landwirtschaftlichen Geräten noch das „Schaffelzeig" (Kannen, Eimer, Fässer) untergebracht. Hausflur und Stuben werden im Winter mit Stroh belegt. Wir wenden uns rechts und treten durch die braun angestrichene und mit einem Guckloch versehene Tür in die geräumige Wohnstube ein, die ihre Belichtung durch zwei oder drei nach der Hof- und zwei nach der Giebelseite gelegene Fenster erhält, die durch Läden von außen geschlossen werden können und dann durch das Fenstergewände gesteckte Eisenstäbe festgehalten werden. Durch die Gewändeöffnungen blies der verliebte „Boß" gern den Qualm seiner Tabakspfeife, um der „Mad" seines Herzens das Zeichen zum Stelldichein zu geben. Die durchschnittlich 2¹/₄ m hohen Wände der Wohnstube sind, wenn sie nicht aus Holzbohlen bestehen, weiß, gelblich oder grünlich gemalt und tragen die auf starken Unterzügen ruhende Holzdecke, die, wenn es nicht schon die Zeit tat, einst sonderbarer Weise schwarz gestrichen wurde. So angestrichene Decken haben sich noch vielfach erhalten, z. B. in U. N. Z. Pf. Das sonstige Holzwerk der Stube, wie Türen, Fenstergewände und Rahmen, Tische, Bänke, Stühle u. a. ist gewöhnlich braun angestrichen, früher auch blau. Der vordere Teil des Fußbodens, oft auch nur der Raum um den Ofen herum — früher auch die ganze Stube — ist mit Steinplatten belegt, die, wie der hintere gedielte Raum nach der Tür zu fallen, so daß das bei der Reinigung mit dem Besen verwendete Wasser durch ein in der Vorderwand der Stube angebrachtes Loch nach dem Hausflur abfließen kann, dessen Boden wiederum nach der Haustür geneigt ist und so den Abfluß ins Freie leitet.

Rechts in der Ecke, entlang der Hofseite, steht der rechteckige und oft für zwölf Mann eingerichtete Eßtisch, dessen Beine durch Querleisten diagonal miteinander verbunden sind, um die herum ein senkrecht stehendes Brett, die Hitsche, läuft. Die aus Birn- oder Pflaumbaumholz gefertigte Tischplatte zeigt in ihrer Mitte den eingelegten Namen des Besitzers. In dem langen und tiefen hängenden Tischkasten befinden sich zuweilen Messer und Gabeln, das „Salzirl" und, wenn der hintere Teil durch ein Schied abgetrennt ist, auch die Schreibutensilien, der Kalender und die Bibel, welche beiden Bücher aber auch in einem Wandschränkchen oder auf dem über der Tür angebrachten „Kuppchen" aufgehoben wurden und werden. Über dem Tische an der Vorderwand hängt das Topfbrett, oder es steht daneben ein Geschirrschrank, dessen verschließbarer Unterteil ein Regal trägt. Hinter dem Tische zieht sich eine feststehende Bank

[1]) Almet = Almer, lat. almarium, armarium, frz. armoire. In ganz verdunkelter Aussprache Ulme (Wo. Mau. Di.).

hin, die sich zuweilen um die ganze Stube herum fortsetzt. Darauf legte man sich des Nachts oft schlafen.

Weiter nach hinten, in der rechten hinteren Ecke, steht ein zweiter kleinerer Tisch, der nur selten benutzt wird, höchstens wenn Besuch kommt und der Bauer zur Kirche geht, weil er sich dann den anzulegenden „Sunntigsstoot“ auf diesem Tische zurecht legen läßt, wie er ihn hier auch wieder niederlegt, bevor er in den Schrank kommt. Hier wird zu Weihnachten der Christbaum aufgestellt, werden an Geburtstagen die Geschenke um den Jahresring herum angeordnet u. a. Einst diente dieser Tisch, vereinzelt auch jetzt noch, den ins Haus kommenden Schneidern als Arbeitsstätte. Zuweilen steht hinter ihm ein Lederkanapee, wie auch der „Seeger“ hier seinen Platz hat. Der Wohnstubentür gegenüber hängt an der Giebelwand der schräg angebrachte Spiegel, hinter dem die Rute, das „Birkengottfriedel“ neugierig hervorlugt und zur Zeit der Ernte die größten auf dem eigenen Felde gefundenen Ähren zur Schau gestellt werden. An den Spiegel oder in die Fugen der Holzbohlen daneben steckt man mit Vorliebe die Gevatterbriefe, um allen die zuteilgewordene Ehre zu künden. Unter dem Spiegel steht manchmal eine Komode oder ein einfaches Pult. Gewöhnlich aber zieht sich an der Giebelwand nur die feststehende Bank hin. Reicher ausgestattet ist die linke Seitenwand. An ihr hängt zunächst hinten das „Zîbratt“, einst der größte Schmuck der Stube. Denn hier standen neben allerhand Gefäßen aus Porzellan und Ton die wie Silber glänzenden Zinnsachen, die jetzt fast ganz verschwunden sind, weil sie teils zum Zinngießer gewandert, teils von Sammlern geholt worden sind. Neben dem Zinnbrett ist der Eingang zur Stubenkammer, dem „Stüwel“ oder „Stöwel“, und weiter nach vorn steht, freilich nur noch vereinzelt der unförmige Gabelofen, dessen eiserner Kasten von ungefähr 1½ m Länge, ½ m Breite und 60 cm Höhe einen aus bräunlichen tiefen oder flachen Kacheln errichteten Aufsatz trägt. Die Bodenplatte des Kastens liegt mit der einen Schmalseite auf der Mauer auf, während die andere auf zwei eisernen Stützen ruht, die sich in den Mitten der beiden Langseiten wiederholen, wenn an dieser Stelle nicht ein gemauerter Unterzug vorhanden ist. Der Raum unter dem Ofen diente und dient noch zur Aufzucht junger Tiere und zur Trockenstellung nassen Schuhwerks und feuchten Holzes. Über dem Ofen sind an der Decke Stangen befestigt, die sogenannte „Wäschetreiche“. Die Heizung des Ofens kann nur von der Küche aus erfolgen, und die Töpfe können nur mit der Ofengabel gerückt werden. Die aufsteigende Wärme, wie auch der Rauch werden durch verschiedene Züge des Aufbaues geleitet und entweichen zuletzt aus dem in der Küche befindlichen Ofenloche in den darüber angebrachten Esseneingang, über dem ein Rauchfang angebracht ist. Zwischen dem Ofen und der Vorderwand war das begehrteste Plätzchen im ganzen Hause, die behagliche Hölle. Nichtsdestoweniger aber rechtfertigt sich der Wunsch jener Frau, die in ihrem Schmerze um den Verlust ihres Mannes ausrief: „Dar liewe Gott beschar när men Alten de Höll', ar soß ju bei Labzeiten su garn drinn!“ Auf der Ofenbank lag der

„Faulenzer", ein aus Brettern zusammengesetztes keilförmiges Gestell, das beim Schlafen unter den Kopf geschoben wurde. Ganz reizend hat A. Günther die Ofenbank in seinem Liede „Uff dr Ufenbank" verherrlicht. An der Höllenseite des Ofens waren die berüchtigten Ofentöpfe angebracht, die zur Hälfte ins Ofeninnere reichten und von denen es im H. O'mbliede heißt:

„Nä, horcht när mol in Ufentopp
Das Rumpeln un dos Gei'ng!
Na, weil's när net winseln tut, —
Denn sist bedätt's noch Lei'ng (= Leichen)." Vergl. W. 358.

Als Schmuck zeigte die Stirnseite des Ofens höchstens einen Kranz mit den darin stehenden Buchstaben des Besitzers und der Jahreszahl. Schon in den 50er Jahren fing man an, die Gabelöfen abzuschaffen und eiserne Maschinenöfen aufzustellen. Neben dem Ofen stehen die Käsebank und links an der Vorderwand das Spülichtfaß zur Aufnahme des Aufwaschwassers und all der Speisereste, die die Tiere noch fressen können. Ist das Gefäß voll, so legt man eine Stange durch die Henkel und trägt es in den Stall. Über dem Spülichtfaß ist eine rechteckige Vertiefung in der Wand, die „Ölnische", zur Aufbewahrung der Lampen. Zwischen ihr und der Eingangstür hängt das zum täglichen Gebrauch dienende Handtuch, das durch ein breiteres und besseres „zum Staat" bedeckt wird. An Geräten befanden sich früher meist noch in der Stube die Handmangel, die jetzt gewöhnlich auf dem Boden ihren Platz hat, oder nur ein Brett mit Docke zum Glätten der Wäsche und der Spanleuchter, ein ca. 1,2 m hohes Gestell, oben mit einer Zange zum Einklemmen der Leuchtspäne von ca. 0,8 m Länge, die aber auch in den Ritz irgend eines Balkens gesteckt wurden. Bis in die Mitte der vierziger Jahre wurde allgemein Rüböl gebrannt. Die ersten Solaröllampen kamen 1842 nach Annaberg. Lange Zeit aber blieben noch die alten Feuerzeuge: Schlagzeug (Stahl und Feuerstein), Zunder (versengte Lumpen), Fangzeug (Schwefel) und Tunkstäbchen in Gebrauch. Es galt das Wort: „Was eine tüchtige Hausfrau ist, braucht das Jahr hindurch nicht mehr wie für einen Groschen Schwefel." An die Kienspanbeleuchtung erinnert noch der Reim, den man beim Zurichten der Späne sagte: „Spä, zieh, Spä zieh! Namm se wack, mr brau'ng se nich. Spä zieh, Spä zieh! Namm se wack, mr brau'ng se!" Als Schmuck zeigen die hellgetünchten Wände vorwiegend bunte Lithographien geschichtlichen oder religiösen Inhalts. Eine Kreuzabnahme war einst in jeder Bauernstube zu finden. Außerordentlich beliebt waren ferner gerahmte Spruchblätter, wie:

Da mir 's wohlging auf Erden,
Wollten alle meine Brüder werden;
Da ich aber kam in Not,
Waren alle meine Brüder tot.

Des Morgens denk an deinen Gott,
Des Mittags iß vergnügt dein Brot,
Abends verschlafe deine Not! u. a.

Ebenso gern wurden und werden noch die oval gerahmten Namen aller Familienglieder aufgehängt. Dazu sind im Laufe der Zeit gerahmte Diplome von irgend einer landwirtschaftlichen Ausstellung, Leichen- und Soldatenbilder gekommen, letztere zur Erinnerung an die Militärzeit und oft so sprechend ähnlich, daß man den Dargestellten mit dem aufgeklebten Kopfe nur nach Kenntnis seines Namens errät, das „stulze Pfar" ist die Hauptsache. Neuerdings verunzieren nicht selten die Wände billige Öldrucke, die auf Jahrmärkten und auch sonst für billiges Geld massenhaft ins Volk geworfen werden und leider willige Abnehmer finden. Außer Bildern sind ausgestopfte Vögel und Geweihe noch ein beliebter Zimmerschmuck. Einst hingen in einzelnen Stuben ringsherum an den Wänden auch buntglasierte böhmische und bayrische Töpfchen, auf die manche Bauersfrau besonders stolz war.

Vorhänge und Rouleaux gab es fast nicht. Erheischte irgend ein Krankheitsfall die Verdunklung der Stube, so wurden die Läden halb oder ganz geschlossen. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die Fenster zu schmücken. In den Fenstern aber blüht und grünt ein üppiger Flor von Blumen, vorherrschend Fuchsien, Balsaminen, Gerannien und Myrten, die dem Bauernhause von außen ein ungemein freundliches, anheimelndes Aussehen geben. Nicht selten aber wird das liebliche Bild getrübt durch einen stattlichen — Düngerhaufen, der sich ebenfalls vor dem Bauernhause, oft sogar unmittelbar an der Straße ausbreitet. Als Stubenvögel wurden mit Vorliebe Lerchen, Hänflinge und Meisen gehalten, Kreuzschnabel und Kanarienvogel genießen jetzt den Vorzug.

Neben der Wohnstube und mit ihr durch eine Tür verbunden ist an der Giebelseite des Hauses die Stubenkammer, das „Stöwel oder Stüwel", gelegen. Dieser ganz einfach ausgestattete Raum, oft nur mit Bank und Tisch, dient, wenn er nicht als Wohnstube benutzt wird, in welchem Falle alsdann die große Stube als „gute" den Gästen vorbehalten bleibt, als Aufbewahrungsort zeitweise benutzter und abgelegter Gegenstände oder auch von Eßwaren, wie Brot, Obst u. a.

Vom Stüwel aus führt eine Tür in die Küche, die auch vom Hausflur aus zugängig ist. Noch in den vierziger Jahren waren ganz alte Feuerstellen im Gebrauch. Zwischen zwei in der Wand befestigte Eisenstäbe wurden die Kessel gehängt oder auf die zwei Stützen wurde eine Eisenplatte gelegt, auf die die Töpfe gestellt wurden. Das Feuer loderte vom Fußboden auf und wurde durch herumgelegte Ziegelsteine begrenzt. Jetzt befindet sich neben einem eingemauerten Kessel und einem vierbeinigen eisernen Ofen hie und da noch eine alte Herdanlage auf gemauertem Unterbau mit Röhre und darüber befindlichem offenen Schornstein.

An die Küche grenzt als besonderer niedriger Anbau mit einem kleinen Dach der Backofen, der, obwohl er nur selten in einem Gute

fehlt, vielfach nicht mehr benutzt wird, da ein Bäcker fast in jedem Dorfe vorhanden ist. In neue Güter wird kein Backofen mit eingebaut. In ganz alten Gütern reichte er ins Stüwel hinein, und so gab seine Wärme einen zweifachen Nutzen. Auch legte man sich auf die flache Decke desselben gerne schlafen. Eine solche Anlage habe ich nicht mehr gefunden, wohl aber fand ich noch Backöfen im Schuppen gelegen, so in Schönfeld und Cranzahl. Neben dem Backofen deckt eine Falltür den Eingang zu dem halbkreisförmig gewölbten, gewöhnlich ganz finsteren Keller, dessen Boden natürliches Gestein bildet oder mit wilden Platten belegt ist. Der Kellereingang ist auch im Stüwel oder im Hausflur gelegen, z. B. in U., N., Ma., Or., Gey. Die Kellertreppe besteht gewöhnlich aus roh zugehauenen Bruchsteinen. Selten sind in den Fels gehauene, außerhalb des Hauses gelegene Kelleranlagen.

Links vom Hausflur, der Wohnstube gegenüber, liegt der Stall, dessen Decke, gleich der des Hausflurs, nur aus einer einfachen Brettlage über den Balken besteht und nur in größeren Gütern gewölbt ist. Zum Schutz gegen die Kälte wird die Tür desselben gern mit Strohbändern umflochten, wie auch aus gleichem Grunde die Wohnstubentür mitunter ein dickes Polster auf ihrer Außenseite trägt. Durch einen Plattengang, zu dessen beiden Seiten das „Sudelgeiß“ läuft, wird der Stall in eine vordere und hintere Hälfte geteilt. Dem Eingange vom Hausflur aus gegenüber oder links in der Ecke liegen der Ziegen- und Schweinestall mit darüber befindlichem Hühnerhaus, links stehen die Kühe und rechts neben der ins Freie führenden Stalltür die Pferde und das Jungvieh, immer mit den Köpfen gegen die Gebäudelangseiten und die Fenster gerichtet. Enten und Gänse sind in irgend einer Ecke untergebracht oder auch unter der Treppe im Hausflur. In einem Gute fand ich im Hausflur sogar noch Gelasse für das Jungvieh. Alle Geräte zum Beschicken, sowie zur Reinigung der Tiere und des Stalles sind in diesem mit untergebracht, teils auf Stangen gestellt oder aufgehängt. Neben dem Stalleingang stehen im Hausflur das Brühfaß und der Stampftrog. Durch ein in der Stallumfassung angebrachtes Stallloch wird der Dünger direkt nach der Düngerstätte hinausgeschoben.

Nur in ganz alten und einfachen Wirtschaften dienen zur Beschickung des Viehs noch „Holzschäffel“, die neben vereinzelt aufgestellten granitenen Steintrögen bis in die 60er Jahre allgemein im Gebrauch waren, wovon das Stück von ca. 40 cm Höhe und 60 cm Durchmesser in den 40er Jahren durchschnittlich 45 Pf. kostete. Zementtröge oder solche aus Steinzeug finden jetzt immer größere Verbreitung, wie auch die Holzkrippen immer mehr und mehr durch eiserne oder solche aus Steinzeug ersetzt werden. Wenn sich hier und da auch noch hölzerne leiterähnliche Raufen vorfinden, so kamen doch schon in den 60er Jahren eiserne korbförmige Raufen auf. Jetzt bleibt die Raufe häufig ganz weg, da man Kopffütterungsstände einführt.

Vom Hausflur aus führt neben der Stallscheidewand eine hölzerne Treppe mit der Richtung nach der Tiefe des Gebäudes, vereinzelt auch

rechtwinklig dazu, wenn keine Tür die Rückwand des Flurs durchbricht, in einfachem geraden Laufe, seltener gebrochen, in das Obergeschoß. Die ältesten Holztreppen bestehen aus zwei Pfosten mit eingeschobenen oder verzapften, durchschnittlich 9 Zoll hohen Tritten. Im Obergeschoß mündet die Treppe auf den Vorboden mit ein oder zwei Fenstern, der dem Hausflur entspricht. Hier stehen die Häckerlingslade, mitunter auch noch schön buntbemalte Schränke und eine Ziehmangel. Bei Platzmangel werden auch Betten für das Gesinde auf dem Vorboden aufgeschlagen. Über der Stube, dem Stüwel und der Küche liegen oben die Oberstube und gewöhnlich zwei Kammern und über dem Stall der Heuboden mit eingebauten Gesindekammern. Durch eine im Heuboden befindliche Öffnung kann das Heu auf die darunter im Stalle befindliche „Heibucht" hinabgeworfen werden. Ein schmaler Gang an der Rückwand des Hauses führt zu dem gewöhnlich an der Giebelseite aufgehängten und nach der Düngerstätte ausmündenden Abort mit kurzem Bretterverschlag.

Die Oberstube ist gleichsam die gute Stube, wo die mitgebrachte Aussteuer der Frau aufgestellt ist. Sie beschränkte sich früher auf einen Tisch, ein Kanapee, einige Polsterstühle, einen Spiegel und einen Glasschrank. Obwohl der Raum stets heizbar ist — der Gabelofen trug hier in der Regel einen Aufsatz aus grünen und weißen Kacheln, was für fein galt —, so wird doch fast nie davon Gebrauch gemacht, wie man sich auch höchst selten darin aufhielt und aufhält.

An die Oberstube stößt die Schlafstube für die Herrschaft. Wenn auch hie und da noch die großen unförmigen, mit bunten Farben bemalten Betten stehen, so findet man doch nirgendsmehr einen darüber angebrachten Betthimmel, der früher nur ungern weggelassen wurde. Gewöhnlich gab es nur ein für zwei Personen eingerichtetes Bett, dessen Anschaffung dem Manne zufiel, während die junge Frau die buntbezogenen Federbetten mitzubringen hatte. Dafür gehörte zu ihrer Aussteuer aber auch gleich die Wiege. Hatten sich die Eheleute gezankt, so mußten sie abends im Bett wohl oder übel wieder zusammen kommen. Einen derben Reim für diesen Fall muß ich mir versagen. Sonst steht in der Schlafstube gewöhnlich noch ein Schrank zur Aufbewahrung der Alltagskleider. Neben einem Fenster der Oberstube ist außen der Käsekorb angebracht. In der einen von den beiden schon erwähnten Kammern schlafen die Kinder, in der anderen werden Vorräte, Wirtschaftsgegenstände u. a. aufgehoben. Durch einen in jeder Tür angebrachten Ausschnitt hat die Katze Zutritt zu sämtlichen Räumen im Hause. Die Gesindekammern sind sehr einfach ausgestattet. Die Betten wurden blau überzogen, in Truhen oder Laden lagen und liegen noch die Habseligkeiten. Neben diesen Kammern sind mitunter noch einige andere gelegen.

Vom Vorboden aus führt eine Holztreppe hinauf auf den Oberboden (= 's Bedel), der meist ganz frei ist und zur Aufschüttung des ausgedroschenen Getreides und zum Trocknen der Wäsche dient. Einst wurde hier auch bis zu einer für den Verkauf günstigen Zeit der ge-

brechte Flachs aufgehoben. Trotz seiner überaus großen Feuergefährlichkeit brannten in jener Zeit weniger Güter ab als jetzt. Die Unterbringung der Brennholzvorräte auf dem Oberboden ist nicht Brauch. Sie werden meist im Schuppen untergebracht; das klein gespaltene Holz wird mitunter in Türme aufgesetzt oder es umgibt aufgeschichtet die Wohnstubenumfassung wie mit einem Mantel, durch den die Fenster hervorlugen. An der Giebelseite ist der Taubenschlag und in der Esse die Räucherkammer, die mit dem Schornstein durch darin befindliche seitliche Öffnungen und Schieber in Verbindung gebracht ist, wenn man das Fleisch nicht gleich in die Esse oder wie früher in den Rauchfang in der Küche hängt, was vielfach in kleineren Wirtschaften geschah.

Vom Stalle aus führt eine kleine Tür hinaus in die Scheune. Als alleinstehendes Gebäude besteht die vorherrschend mit Stroh gedeckte Scheune in ihrem Oberbau meist nur aus einer Bretterwand, seltener aus Fachwerk auf einem aus Bruchsteinen gemauerten Sockel. Der Boden der eintorigen und zur Länge des Gebäudes rechtwinklig gerichteten Tenne ist in der Regel aus Pfosten, seltener aus festgestampftem Lehm. Die die Bansen abschließenden Bretterwände zeigen vielfach noch sich entsprechende Öffnungen, die einst zur Befestignng des Riffelbaumes dienten, worauf der Lein geriffelt, d. h. seiner Samenkapseln entledigt wurde. Der Boden der nach oben offenen Bansen ist mit Brettern oder Stangen belegt, nur die Tenne zeigt eine gespündete Decke zur Auflage des darüber geschichteten Getreides.

In dem vielfach nur aus Balken und Brettern erbauten Schuppen stehen außer Wagen und Schlitten in kleinen abgesonderten Räumen landwirtschaftliche Geräte, Heizungsmaterial, früher auch die Brechmaschine nebst anderen zur Flachsbereitung erforderlichen Gegenständen u. a. Schuppen und Scheune sind mitunter durch einen verdeckten Brettergang verbunden.

Neben oder hinter dem Hause dehnt sich der mehr oder minder große, mitunter mit Schlagstangen eingefriedigte Grasgarten aus. Zum Unterschiede von ihm wird der meist weit kleinere Gemüse- und Blumengarten „'s Gärtel" oder der „klane" Garten genannt, der voll bunter Blumen und wohlriechender Kräuter prangt, unter denen die gern gepflegten Sonnenblumen und Georginen, sowie Nelken, Rosen, Balsaminen, Rittersporn, weiße und rote Lilien, Hyazinthen und Astern besonders hervorgehoben sein wollen. Einst stand in jedem Garten ein Hollunderbaum, der schon in uralter Zeit hochgeehrt wurde und Haus, Hof und Stall beschützte. Von Küchenpflanzen finden sich am häufigsten Zwiebeln, Salat, Kohlrabi, Bohnen, Möhren, Rettig, Radieschen, Petersilie, Stachel-, Johannis- und Himbeeren. Und rings um das Haus herum grünt und blüht und rauscht mitunter ein üppiger Kranz von Eschen, Linden und Ahornbäumen.

Auf seinen Feldern erbaut der erzgebirgische Bauer dieselben Getreidearten wie in den ebenen Gegenden Sachsens, nur findet ein Unterschied statt in der Menge der einzelnen zum Anbau gebräuchlichen Sorten. Als die dem Gebirge vorzugsweise angehörige Getreideart muß der

Hafer angesehen werden. Nächst ihm kann am sichersten auf einen Ertrag des Roggens gerechnet werden, obwohl auch die Gerste, die viel weniger als der Hafer angebaut wird, in günstigen Jahren und an guten Stellen einen guten Ertrag liefert. Weizen läßt eine ganz unsichere Ernte erhoffen. Die Aussaat des sogenannten Halmgemengs, von Gerste, Hafer und Roggen, ist im allgemeinen schon in den 60er Jahren verschwunden. Einst buk man daraus Brot, das auf den Dörfern dem reinen Roggenbrote vorgezogen wurde, weil es weniger schnell austrocknen sollte (vergl. unter Hochzeit). Einen vorteilhaften Ertrag gab einst auch der Lein, der auch an den den Stürmen ausgesetzten Stellen, die zum Getreidebau weniger geeignet sind, vortrefflich gedieh. Ehe die inländischen Flachsspinnereien errichtet wurden, ging der erbaute Flachs nach Böhmen und Bayern. Ende der 50er Jahre wurden die Leinaussaaten für das Gesinde teilweise abgeschafft infolge der Einführung der Baumwolle, die die Flachspreise schnell sinken ließ, die erst in den 70er Jahren wieder stiegen, trotzdem aber den Flachsbau nicht rentabel machten infolge der hohen Arbeitslöhne. Wenn man jetzt noch vereinzelt Flachs erbaut, so geschieht das nur infolge der Arbeitsteilung.

Natürlich hat sich die Ertragsfähigkeit der Felder ganz wesentlich gegen früher gehoben, seitdem der Bauer die Fruchtbarmachung nicht mehr der Natur überläßt, indem er die Äcker einer 4—6jährigen Brache aussetzt. In den 50 und 60er Jahren wurde die Ertragsfähigkeit der um A. gelegenen Felder im Durchschnitt angenommen:

Winter- und Sommerweizen	6—7	fältig,
Winter- und Sommerkorn	6—7	"
Gerste	5—6	"
Hafer	5—6	"
Halm- und Brotgemenge	5—6	"
Raps	75	"
Rübsen	50	"
Erdäpfel	7—8	" .

Was die Fruchtfolge betrifft, so war bei 5jähriger Brache der Felder am gebräuchlichsten:

im 1. Jahre Hafer,
im 2. " Hafer,
im 3. " Kartoffeln oder Korn (vorher gedüngt),
im 4. " Korn oder Kartoffeln,
im 5. " Lein (meist vorher mit Kalk gedüngt).

Auf größeren Gütern und namentlich bei Schafzucht kam auch nachfolgende Reihe vor:

1. Jahr: Korn, 2. Jahr: Lein, 3. Jahr: Gerste und Hafer gemengt, 4. Jahr: Hafer, 5. Jahr: Erbsen, 6. Jahr: Klee mit Hafer. Hierauf blieb das Feld 6 Jahr lang brach liegen, wobei im ersten (Kleejahr) die Brache zur Fütterung, die übrigen fünf Jahre zur Schafweide benutzt wurde. Bei 4jähriger Brache wurde auch der folgende Fruchtwechsel befolgt: 1. Jahr: Hafer (nachdem die Brache umgeackert worden war,)

2. Jahr: Kartoffeln oder Kraut (nach vorheriger Düngung im Herbste), 3. Jahr: Getreide (auf Kartoffeln gewöhnlich Korn, auf Kraut gewöhnlich Sommerweizen). 4. Jahr: Klee.

Ein Neuntel sämtlicher Felder im Gebirge wurde zum Anbau der Kartoffel verwendet. Als eigentliche Futterkräuter gelten Klee, Wicken und Kraut.

Nach dem Kalender und statistischen Jahrbuche für das Königreich Sachsen erbaute man im Jahre 1898 in der Amtshauptmannschaft Annaberg auf insgesamt 40 ha Winterweizen 61 t Körner und auf 201 ha Sommerweizen 265 t; im Jahre 1900 wurden vom ha durchschnittlich geerntet 1,4 t Winterweizen, 1,3 t Sommerweizen, 1,4 t Winterroggen, 1,2 t Sommerroggen, 1,1 t Sommergerste, 1,4 t Hafer, 9,6 t Kartoffeln, 4,0 t Klee und 2,7 t Wiesenheu und Grummet.

Wer ein Grundstück gekauft hatte, gab seinen neuen Gemeindegenossen Bier zum besten und zwar beim Erwerb eines Gutes zwei Tonnen, eines Hauses eine Tonne. Männer und Frauen fanden sich dazu in der Schenke ein und verbrachten den Abend bei Scherz und Tanz. Das Gemeindebier ist jetzt in Wegfall gekommen. Bis in die 60er Jahre war es Sitte, daß der Erstgeborene das Gut durch Erbgang erhielt. Jetzt bekommt es das Kind, das am meisten dafür zahlt. Das Verhältnis zwischen dem alten Auszügler und den jungen Leuten wurde mir immer als ein freundliches, ja oft herzliches geschildert, wenn jener sich meist auch nur mit einem ganz einfach eingerichteten Oberstübchen begnügen mußte und nur in großen Wirtschaften in einem Auszüglerhause wohnte. Als Auszug bekamen die alten Bauersleute G. in Cranzahl, die 1840 ihr in jener Zeit mit 3000 Talern, jetzt mit 6500 Talern bewertetes Gut mit 30 Ackern Feld für 400 Taler dem ältesten Sohne übergaben, wöchentlich: 15 Groschen, 3 Brote[1]), jedes zu 5 Pfd., 3 Nösel Butter, 3 Kannen abgerahmte Milch, 3 Käse, 3 Eier, jährlich: 8—10 Sack Kartoffeln, 1/2 Schinken, 3 Würste und 10 Pfd. Fleisch, zudem Holz zur Feuerung.

2. Hausschutz.

Haus, Hof und Garten stellt man gern unter den Schutz höherer Mächte. Im Hause soll der Segen Gottes wohnen. Ihn ruft der Polier schon beim Hausbau herab. Ist der Dachstuhl fertig, so schmückt man ihn mit einem Strauße oder Bäumchen, mit Tüchern behangen, und das Haus mit Kränzen, die Nachbarn, Freunde und Bekannte geschickt haben. Maurer und Zimmerleute singen hierauf, oft mit Musikbegleitung, gewöhnlich die erste Strophe des Liedes „Nun danket alle Gott" —, dann „tut" der Polier einen Spruch und wirft zuletzt ein

[1]) In den 40er Jahren kosteten u. a. im oberen Erzgebirge 1 Scheffel Korn 6 Taler (soviel Taler der Scheffel Korn kostete, soviel Groschen kostete ein sechspfündiges Brot); 1 Pfd. Brot 1 Gr., 1/8 Kanne Butter 15—16 Pf., 1 Pfd. Kalbfleisch 18—21 Pf., 1 Kanne abgerahmte Milch 6 Pf., einmal abgeschöpfte 12—14 Pf., 1 Ei 4—5 Pf., 3 Liter Kartoffeln 20—21 Pf., 1 Scheffel Hafer 1 Taler bis 1 Taler 6 Gr., 1 Bund Stroh 12 Pf. Ausgenommen sind bei diesen Preisen teure Zeiten.

Glas, woraus er zuvor auf das Wohl des Bauherrn getrunken hat, in die Tiefe. Zerspringt es, so ist das ein günstiges Vorzeichen[1] (290). Zerbricht es nicht oder zeigen sich dabei Funken, so brennt das Haus ab (v. 290*), ebenso, wenn beim Bau ein Arbeiter verunglückt (Nd., W. 290*). Nach dem Hinabwerfen werden die übrigen Strophen des Liedes gesungen, und nachdem die Taschentücher unter die am Bau beschäftigten Arbeiter verteilt worden sind, stimmt die Musik nicht selten fröhliche Weisen an, wobei man sich an Bier und Schnaps ein gütliches tut. Der Hebefeier folgt am Abend desselben Tages ein Hebeschmaus, ein Brauch, der sich freilich immer mehr und mehr verliert. Der 1906 verstorbene 83jährige Maurer- und ehemalige Ratszimmermeister Nestler in A. „tat" bei jedem von ihm ausgeführten Bau, das letzte Mal 1885, folgenden Spruch, dessen sich schon sein Vater bedient hatte.

Im Namen des obersten Bauherrn fangen wir an unser Werk
Und bitten denselben um Kraft und Stärk',
Und wenn unser Werk nach Wunsch vollbracht,
So danken wir auch dem, der in uns schafft.
In Gottes Namen fang ich an,
Was mir zu tun gebühret,
Mit Gott ist alles wohlgetan
Und glücklich ausgeführet.
Was man in Gottes Namen tut,
In glaubensvollem Sinn und Mut,
Das wird uns auch gedeihen.
Ich weiß, mein Gott, daß all mein Tun
Und Werk auf deinem Willen ruhn,
Von dir kommt Glück und Segen,
Was du regierst, das steht und geht
Auf rechten guten Wegen.
Sei auch heut und allezeit bei mir,
Die Werke meiner Hände
Befehl ich, guter Vater, dir,
Gib, daß ich sie vollende
Zu deines Namens Herrlichkeit,
Und gib, daß wir zu dieser Zeit
Des Fleißes Lohn empfangen.
Großer Gott, ich bet' dich an
So gut als ich in Schwachheit kann;
Denn alles, was ich bin und habe,
Großer Gott, ist deine Gabe.
Leih uns auch Kraft und Stärke
Zu einem jeden neuen Werke,
Deine Gnade, Glück, Heil und Segen
Sei und bleibe stets auf allen unsern Wegen. Amen.

[1]) Bei Wuttke verzeichnete abergläubische Meinungen aus dem Erzgebirge, für deren Bestehen in der Gegenwart ich trotz aller Nachforschungen keinen Beleg erlangen konnte, sind in meine Arbeit nicht mit aufgenommen worden.

Nun, hochgeschätzte Anwesende, Herren, Frauen und Jungfrauen!
Ich bitte, Sie wollen meine Worte ein wenig hören an:
Sie seien groß oder klein,
Sie sollen von mir gegrüßet sein!
Ich stehe hier im Namen Jesu Christ',
Der unser aller Beistand ist,
Der uns beisteht früh und spat,
Bis unser Tun ein Ende hat.
So hilf uns, Herr, in allen Dingen,
Daß wir unser Amt wohl anfangen und vollbringen.
Gib uns Weisheit, Kraft und Stärke
Auch hier zu diesem neuen Werke,
So wirst du, o Gott, auch den besten Segen
Zu dem neuen Werke legen.
Wollten wir an Gott nicht denken,
Unser Herz nicht zu ihm lenken,
So würd' unser Werk nicht lange bestehn,
Gar bald geschwinde zurückegehen.
So oft auch fing ein weiser Mann
Ein großes Werk mit Freuden an
Und bracht 's doch nicht zustande;
Er baute ein Schloß, ein festes Haus,
Doch bauete er nur auf Sande.
Wer baut, der baue nicht nur auf seinen Verstand,
Sondern denke auch an Gottes Oberhand.
Ein Stolzer fraget nichts nach Gott
Und ist sich selbst nur ein Gebot.
Stolz und Hochmut war der Grund,
Worauf nur jener Turm dort stund.
Der Fortgang war ohn' göttlich Glück,
Ohn' Gott ging auch das Werk zurück.
Nun spiegeln wir uns Menschen dran
Und nehmen dies zur Regel an,
Und wenn unser Werk tut wohl gelingen,
So tut es dem Bauherrn, andern und auch uns Nutzen bringen.

Mit Gott haben wir nun den Anfang zu diesem Bau gemacht,
Das Mittel und der Beschluß wird auch durch ihn vollbracht.
Sie, Menschen, sehen Sie den Bau mit rechten Augen an
Und denken Sie in Ihrem Sinn: Das hat der Herr getan.

Diese wahren Worte hat ein wohlbedachter Mann über die Tür eines neu gesetzten Gebäudes setzen lassen. Es wollte der vernünftige Mann damit sagen, daß Gott nicht nur in anderen Sachen, sondern auch bei jedem Bau das Beste tut.

So haben wir nun durch den Beistand des Allerhöchsten abermals ein neu Gebäude aufgeführt. Daher sagen wir: Die Güte des Herrn macht es, daß wir nicht ganz und gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue

ist groß. Und Gott hat unseren Arbeiten Glück, Heil und Segen gegeben; denn wenn der Herr nicht mit uns ist und die Arbeit segnet, so ist es umsonst, daran zu bauen. Wenn nicht der Herr selbst das Land bewacht, so ist es umsonst, daß ein Wächter wacht.

Ach Hüter unsers Lebens,
Fürwahr, es ist vergebens
Mit unserm Tun nnd Machen,
Wo nicht, Herr, dein' Aug' wachen!

Als Gott der Herr die erste Welt mit Sintflut strafen wollte, da hatte er einem frommen Manne Noah befohlen, einen Kasten zu bauen von Tannenholze, 300 Ellen sollte er sein in der Länge, 50 Ellen in der Breite und 30 Ellen hoch. Ein Fenster sollte er darein machen und die Tür oben in eine Seite setzen. Sehen Sie nach im 6. Kapitel des ersten Buches Mosis. Weiter lesen wir auch, wie Salomo auf dem Berge Libanon Arbeiter gehalten hat, 6000 Mann, die Pilastersteine trugen, 8000 Zimmerleute, 3300 Amtsleute. In Ansehen der Zimmerleute vergleicht Gott der Herr die vier Ecksäulen mit den vier Eigenschaften der Allmacht, der Barmherzigkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Wer sich auf dieses gründet, wird nicht zu schanden werden.

Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste;
Wo wir sollen ewig sein,
Bauen wir so wenig ein.

Es hat sich aber dieses neue Gebäude (Name) lassen aufführen, und weil er es durch den Beistand des Allerhöchsten hat verfertigen wollen, so wünsche ich ihm auch Gottes Gnade und Segen. Der Herr segne ihm sein Vermögen und lasse ihm gefallen die Werke seiner Hände.

Gott gebe ihm von dem Tau des Himmels
Und von der Fettigkeit der Erde.
Gesegnet wird er sein, wenn er ausgehet,
Und gesegnet wird er sein, wenn er eingehet.
Der Herr wird ihm gebieten
Den Segen in allem, was er vornimmt.
Und wo er sich wird hinwenden,
Wird Segen sein an allen Enden.

Wir wollen von dannen auch nicht wanken,
Dem Herrn unserm Gott für seine Wohltaten danken,
Und wollen ihn bitten, daß er dies neue Gebäude möge behüten
Vor Feuer und Sturm, Krieg, Krankheit, Hagel und Brand,
Sowie das ganze Vaterland.
Und wollen uns nicht lassen von der reinen Lehre treiben,
Solange der Grundstein unter diesem Gebäude wird bleiben.
Hiermit frage ich auch meinen hoch- und wertgeschätzten Bauherrn
Mit einem fröhlichen und frischen Mut,
Wie ihm denn der neue Bau gefallen tut,
Ob er in Blei, Schnur und Winkel ist recht gemessen.

So möge er sich bald besinnen, ob er einen Mangel daran findet.
Gefällt er ihm aber, wie er stehet da,
So kann er mir die Antwort geben und kann sagen: Ja.
Nun, gottlob! ich höre, daß der Bauherr spricht:
Das alles ist wohl eingericht't!
So will ich an den Strauß jetzt greifen,
Daß er ist aufgesteckt zu einem Zeichen,
Damit, daß jedermann kann sehen,
Daß unserm Bauherrn zu Willen ist geschehen.
Nun sollen die Handwerksleute haben guten Mut,
Weil dem Bauherrn das neue Gebäude gefallen tut.
Denn kein' Fleiß noch Müh' haben wir gespart,
Mit Mauern, Ankern, Balken, Riegeln und Bändern
Den Bau gar wohl verwahrt.
Doch will ich so genau nicht rühmen
Und einen jeden reden lassen;
Denn wenn man baut an Straßen und Gassen,
Muß man auch einen jeden reden und tadeln lassen.
Das Tadeln aber stehe keinem andern an
Als dem, der es besser machen kann.
Hätten wir die Weisheit Salomon
Und Gottes Huld wie Aaron
Und dazu aller Künste Witz,
So könnten wir bauen auf eine Nadelspitz'.
So aber weil man das nicht kann „haam",
Müssen wir bauen auf Mauern und einen eb'nen Plan.
So weil wir nun durch Gottes Stärk'
Haben vollendet dieses Werk,
So will ich auf Glück, Heil, Segen und ein langes Leben
Unserm, meinem hoch- und wertgeschätzten Bauherrn bringen einen Trunk,
Nicht mit dem Mund, sondern auch von Herzensgrund.
Das Wohlsein des wohlweisen Stadtrats allhier!
Das Wohlsein unseres hoch- und wertgeschätzten Bauherrn!
Das Wohlsein unsrer hoch- und wertgeschätzten Baufrau!
Das Wohlsein seiner Familie!
Das Wohlsein seiner und ihrer Eltern, Geschwister und Verwandten!
Das Wohlsein der ganzen Bürgerschaft hier!
Das Wohlsein sämtlicher Baumeister allhier!
Das Wohlsein der Zeichner, Polierer und aller, die an diesem Bau gearbeitet haben!
Das Wohlsein von hoch und niedrig, groß und klein!
Das Wohlsein aller, wie sie hier versammelt sein!

(Nach dem Ausbringen eines jeden Wohlseins trank der Sprecher, wobei die Musik einen Tusch brachte).

Nun habe ich wohl ausgetrunken,
Ich sehe aber niemand, der mir will wieder einschenken,

Daher werde ich mich recht kurz bedenken
Und mein Glas hinunterschwenken.
Auch dieses Mal werde ich meine Rede beschließen;
Denn es möchten welche dasein,
Die es möchten besser wissen.
Sie will ich an meine Stelle zitieren
Und mich lassen von hinnen abführen;
Kein Studierter bin ich nicht geworden,
Sondern ein geprüfter Meister nach meiner Ordnung.
Hab' ich gefehlt in meinen Sachen,
Nur einem kann man keine Faulheit machen.
Ein andermal, wenn ich werde studieren,
Dann werde ich schon meine Worte besser führen. Amen.
So nimm nun hin dies Haus, o Gott,
Beschirm es mit deinen Händen,
Daß alles Ungemach sich möge von ihm wenden.
Laß keine Feuersglut dem neuen Hause nahen,
Und wehre alles ab, was ihm nur schaden kann.
Laß keine Kriegesrotte kommen Unfug treiben,
Laß Diebereien auch immer davon bleiben.
Laß unsern Bauherrn gehn gesund oft aus und ein,
Und ist er auf der Reise,
So wirst du, o Gott, auch stets mit ihm sein.
Laß ja recht glücklich gehn sein Amt und sein' Geschäfte,
Und segne tausendfach.
Der Gattin schenke auch Gesundheit, frohen Mut
Und daß der Wohlstand stets in ihrem Schoße ruht,
Um dann das ganze Haus mit Segen zu beglücken.
Beschirm auch unsern Meister, o Vater in der Höh.
Laß uns noch manchen Bau so recht vonstatten gehn.
Erhalte uns gesund, wir bauen nicht allein,
Wir müssen Helfer haben,
Dabei wirst du, o Gott, auch immer um uns sein. Amen.

Ein gutes Werk, das wohl gelingt,
Die größte Freud' auf Erden bringt,
Und selig freut sich dann der Christ,
Wenn ihm sein Werk gelungen ist.

Diesem Bauspruch ging stets der Choral: „Auf Gott und nicht auf meinen Rat“ voraus, ihn beschloß: „Nun danket alle Gott —“.

In Kleinrückerswalde bedachte der Polier nach getanem Spruch die anwesenden Mädchen immer mit den Worten:

Ihr Madle, ich will eich wos so'ng:
Wenn eich emol de Fleh racht plo'ng,
Do zieht ner 's Hemmel aus
Un hängt's frei uf diesen Strauß,
Un loßt 's hänge bis zun neie Gahr,
Dann ward't r noocher kenn Fluk meh gewahr.

Und nun der Hebeschmaus. Ihn eröffnete genannter N. immer mit folgender Ansprache:

Das Werkzeug für heut' beiseit!
Es sollen beim Bauheben heut'
Messer und Gabeln ganz allein
Einmal das ganze Werkzeug sein.
Der Löffel, der vertritt die Stell'
Der sonst geschickt geführten Kell',
Und daß der Bau auch haltbar sei,
Flößt man auch fleißig Mörtel bei.
Der Branntwein sei am heut'gen Tag
Das Lot und auch die Wasserwag'.
Ein ganzes Dutzend Flaschen zeigt,
Ob es links oder rechts sich neigt.
Drum Brüder, ihr Herzen, schenket ein!
Guckt tief in das Glas hinein!
Denn es legt sich in uns sodann
Noch lang kein Zechsteinlager an.
Wenn einer auch nicht lotrecht steht
Und in verschiednen Zirkeln geht:
Es nicht gefährlich ist,
Denn ihr wißt,
Beim Hebeschmaus fällt keiner vom Gerüst.
Willst, Bruder, du nach Hause gehn,
Wenn die Straßen sich schon drehn,
Halt' dich an einen Sichern, der
Ist ein richt'ger Transporteur.
Und wenn wir morgen ausgeruht
Und das Wetter zeigt sich wieder gut,
Gehn wir fröhlich zu unsrer Arbeit 'rein,
Da gibt's auch wieder Bier und Brannteweín.
Und bei Bier und Schnaps und Wasserkur
Hilft sich von selber die Natur.
Bleibt diesen dreien nur getreu,
Das ist die beste Arzenei.

Den Schutz höherer Mächte bezweckten auch die Haussprüche über der Tür, die im oberen Erzgebirge nur selten angebracht worden sind. Dagegen hat der Aberglaube eine große Reihe von Schutzmitteln zur Verfügung gestellt. Zuvor jedoch noch ein Wort über den Nachtwächter, der ja auch zur Sicherung von Hab und Gut die Straßen und Gassen des Ortes durchzieht, freilich einst mehr wie jetzt. Ehedem spielte der Nachtwächter eine hervorragende Rolle im Leben einer Dorfgemeinde, lagen ihm doch außer der Nachtwache noch die verschiedensten Pflichten ob. Wie auch heute noch, war er oft zugleich Gemeindediener. In der Fronzeit bestellte er, wenn es der Gutsbesitzer nicht selbst tat (Zwö.), die Leute zu Hofe, indem er vor das Fenster oder ins Haus trat mit den

Worten: „Morgen zu Hof mit Flegel, Rechen, Mistgabel!“ oder etwas anderem (Gro.) oder: „Morgen früh zu Hof!“ (Pf.). Sein Nachtdienst dauerte in der Regel von 10 Uhr abends bis 3, bez. 4 Uhr morgens. In Schönfeld tutete[1] er dreimal ins Horn, nachdem die Glocke 10 geschlagen hatte, und sang:

Hört, ihr Leute, laßt euch sagen,
Die Glocke hat 10 Uhr geschlagen,
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß unsrer Gemeinde kein Schaden gebricht.
Lobet den Herren!

Um 11: Die Nacht ist vor der Tür
Und liegt schon auf der Erden,
Mein Jesu, komm herfür
Und laß es lichte werden.
Bei dir, o Jesulein,
Ist lauter Sonnenschein.
Lobet den Herren!

Um 12: Nun sich der Tag geendet hat —
(Sächs. Gesangbuch Nr. 488).

Dafür bekam er von jedem Bauer wöchentlich 6 Pf., von jedem Häusler 3 Pf., die er am Schlusse jeder Woche selbst zu holen hatte, wobei auf einzelnen Flecken auch nebenbei etwas mit abfiel, wie Eier, Fleisch, Stollen u. a. In Pf. zahlte jede Familie 3 Pf. wöchentlich.

In Mittweida bei Schwarzenberg sang der Wächter:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zehn geschlagen.
Zehn Gebot', die gab uns Gott ein,
Auf daß wir sollen heilig sein.
Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat elf geschlagen.
Elf Jünger standen Jesu bei,
Hilf, daß ich auch darunter sei!
Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zwölf geschlagen,
Zwölf Uhr heißt es Mitternacht,
O Mensch, sei auf dein Heil bedacht!

---

[1]) 1849 ordnete der Stadtrat zu A. an, daß die Nachtwächter sich fernerhin bei der Ausübung ihres Wachtdienstes mit Ausnahme bei Feuerbrünsten des Hornes enthalten sollten. 1851 bekamen sie zur Abrufung der Stunden Stundenhörner, womit sie

die	10.	Stunde	vor	Mitternacht	durch	1	mal	Blasen,
"	11.	"	"	"	"	2	"	"
"	12.	"	"	"	"	3	"	"
"	1.	"	nach	"	"	1	"	"
"	2.	"	"	"	"	2	"	"
"	3.	"	"	"	"	3	"	"
"	4.	"	"	"	"	4	"	"

anzeigen mußten. (Vergl. Annab. Wochenblatt, 1851, Nr. 8).

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat eins geschlagen.
Eins ist not: Herr Jesu Christ,
Laß dich finden, wo du bist.
Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zwei geschlagen.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
O Herr, den rechten führe mich.
Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat drei geschlagen.
Drei ist das, was heilig heißt:
Vater, Sohn und heil'ger Geist.
Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat vier geschlagen.
Viere sind die Sakrament —
O Mensch, bedenke dein End'.
Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat fünf geschlagen.
Aus fünf Wunden floß Jesu Blut,
O Herr, mach's mit meinem Ende gut!

Meist aber geschah das Abrufen der Stunden mit dem bekannten Verschen:

„Ihr liebsten Leite, loßt eich so'ng,
Die Glucke hot ahm zahn geschlo'ng.
Bewohrt dos Feia un dos Licht,
Domit eich ke Schoden noch Ugelick gebricht —
Un lobet Gott dan Harrn!" (Pf. u. v. a. O.).

Vergl. Erk-Böhme, D. Ldrh. III, Nr. 1580.81. Allgem. Liederlex. IV, 966.

Das größte Unglück, das in Friedenszeiten ehemals einem Dorfe, ja selbst einer Stadt drohte, war bei den vorherrschenden Holzfachwerkbauten, die mit Stroh und Schindeln gedeckt waren, das Feuer. Dieses dachte sich der Volksglaube als einen Dämon, dem man in beschwörenden Formeln befehlen konnte, stille zu stehen oder zu weichen. Verschiedene Formen der Feuerbeschwörung haben sich auch im Erzgebirge erhalten. Um das Feuer vom eigenen Hause abzuwenden, stellt man davor den Erbbacktrog (Nd. 443). Der vom Feuer Betroffene spricht, indem er mit dem Goldring dreimal aufschlägt: „Feuer, du heiße Flamm', dir gebeut Jesus Christus, der h. Mann, du sollst stille stehn und von hier nicht weitergehn!" (Ehr.). Diese Worte, die auch gesagt werden, wenn eine Lampe umgefallen ist oder aus dem Ofen gefallene Kohlen einen Brand verursacht haben, sind einem im Erzgebirge weitverbreiteten Feuersegen[1]) entnommen. Geschriebene und gedruckte Feuersegen, wie

[1]) Vollständig mitgeteilt in meiner Arbeit „Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze" in „Mitt. d. V. f. s. V." Bd. II, S. 48 ff.

auch Haus- und Schutzbriefe[1], werden noch vielfach in irgend einem Winkel des Hauses verborgen gehalten.

Bei einem ausgebrochenen Schadenfeuer sprach der herzugeholte Essenkehrer in Pf. noch in den 60er Jahren: „Das walt' das bittere Leiden und Sterben unsers lieben Herrn Jesu Christi. Feuer und Wind und heiße Glut, was du in deiner elementischen Gewalt hast, ich gebiete dir bei dem Herrn Jesu Christi, welcher gesprochen hat über Wind und Meer, das ihm aufs Wort gehorsam gewesen. Durch diese gewaltigen Worte, die Jesus gesprochen hat, tue ich dir Feuer befehlen, drohen und ankündigen, daß du gleich flugs dich sollst legen mit deiner elementischen Gewalt. Du Flamm' und Glut, ich gebiete dir, wie Gott geboten hat dem Feuer durch seine h. Engel der feurigen Glut in dem feurigen Ofen, als die drei h. Männer durch Gottes Befehl den h. Engeln befohlen, daß sie sollten unversehrt bleiben, wie es auch geschehen; also sollest gleicher Weise du Feuerflamm' und heiße Glut dich legen, da der allmächtige Gott gesprochen, als er die vier Elemente samt Himmel und Erde geschaffen hat. Fiat, fiat, fiat, d. h. es werde. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes. Amen." Nach diesen Worten enteilte der Feuerbeschwörer bis über den nächsten Bach, weil man meinte, daß ihn bis dahin das Feuer verfolge.[2]

Als Schutzmittel gegen Blitzschlag gelten der Kreuzschnabel (Ri., Br., Gey. 164), ein unter dem Bett liegender Fichtenspan (Or.), der auf dem Oberboden aufbewahrte Christbaum (Cr., W., Ehr., Bär.), die aufbewahrte Pfingstmaie (Ra.), im Hause liegende Splitter eines vom Blitz zerschmetterten Baumes (Mau., Pf., Gr., H; vgl. 121), eine hinter den Spiegel gesteckte doppelte Ähre (Mau. 126), in der Bodenkammer liegende Zweige von der Weihnachtsecke (W.), am Karfreitag geholte und zwischen die Dachbalken gesteckte Hollunderzweige (Nd.), hinter den Spiegel gesteckte Ähren von der zuerst gebundenen Garbe (Br.), ein am Johannistage ans Haus gehängter Kranz (Gr., Br. 93*), im Hause nistende Schwalben (159) und Rotschwänzchen (allg. 160), eine schwarze Katze (M. 173*), die man aber anderwärts beim Herannahen eines Gewitters ins Freie jagt, da sie den Blitz anziehen soll (Ehr.).

1853 wurde in A. eine allgemeine Bürgerfeuerwehr eingerichtet. Die Wache bestand in jeder Nacht, von 10 Uhr abends bis früh 4 Uhr, aus sechs Bürgern, die sich in der Hauptwache aufzuhalten und von Zeit zu Zeit abwechselnd zu je zwei die Straßen zu durchgehen hatten.

Während eines Gewitters entfernt man die Gefahr, wenn Betten ans Fenster gehalten werden (Nd.), mit Wasser gefüllte Töpfe auf den Fensterstöcken stehen (A.), der Spiegel verhängt (Mtt.), ein im Fenstergewände hängender von hier entfernt wird (A.), ferner, wenn das h. Abendlicht (W., Sch., A., Pf., Gey., Ma., Ehr., B., Th. 78*), das Mettenlicht (Bä., Br., Gey., U., Th., Jo., B.), ein Christbaumlicht (Sch., W., Br.), ein Geburtstagslicht (A., Bä.) angezündet wird, drei Blütenkätzchen der Salweide ins Feuer geworfen werden (A. 449*), Tannen-

[1]) Ebenda, S. 50 ff. [2]) Vgl. W. 618.

und Fichtenzweige, die zur Schmückung von Altären am Fronleichnamsfeste dienten, in ein Glas gesteckt oder verbrannt werden (Bä., U. 449), das Feuer im Stubenofen verlöscht (Sch. 449), der Ofen geheizt (A. 449), die Stubenlampe angezündet wird (A.), ein Familienglied das Hauptlied des letzten Sonntagsgottesdienstes liest (Ehr. 449*). Früher setzte man beim Nahen eines Gewitters die Glocken in Bewegung, damit es gefahrlos vorüberziehen sollte (vgl. 449). Nach dem Volksglauben gingen von ihnen Wunderwirkungen aus, die gegen die vom Teufel ausgehenden Wetter schützen konnten.

Umsonst sind all die erwähnten Schutzmittel, wenn ein Hausbewohner am Karfreitag, am 1. Pfingstfeiertage, am Dreikönigstage, zur Himmelfahrt (91), am gr. Donnerstage näht (So., Ob., Br., M.), ein Kind in der Neujahrsnacht viel schreit (Schw., El.), blaue Kuckucksblumen (Joh.), ein Rotschwänzchen mit ins Haus bringt (v. 160*), der Essenkehrer beim Reinigen der Esse Funken fliegen sieht (v.), die Tischlampe von oben ausgeblasen (B.), mit ihr unter den Tisch geleuchtet wird (Gey.), die Spritze, ohne in Tätigkeit gewesen zu sein, vor einem Hause umkehrt (M., Mau., A. 295*). Kommt der Kettenhund in den Flammen um, so ist bald wieder Feuersgefahr zu besorgen (M. 295).

Im Orte bricht Feuer aus, wenn ein Stern nahe am Monde steht (A., Z., H., He., Bä., Ham.), Kinder Feuerlärm nachahmen (Wo., Gey., A.), ein Paar Pferde durchgehen (Z., Gey.), zwei Uhren zu gleicher Zeit (302) oder unmittelbar nacheinander schlagen (Schl., A.), die Glocken von selbst anfangen zu klingen (Gey., Br. 302). Eine in der Christmette krumm werdende Kronleuchterkerze weist mit ihrer Spitze nach dem Orte, wo das nächste Schadenfeuer ausbrechen wird (Gey. 303). —

Man schützt seinen Besitz gegen Diebstahl durch einen im Hause liegenden Haussegen (v). Der Dieb wird entdeckt, wenn man seine Fußspur ausgräbt und in einem Säckchen in die Esse hängt; fällt es herunter, so wird der Übeltäter bekannt (A. 643*). In diesem wie auch in dem folgenden Strafzauber kommt der ungebrochene Aberglaube vergangener Zeiten ohne Verfeinerung und Schliff grob zum Ausdruck. Will einer seinem Feinde schaden, so soll er drei Nägel in einen Baum schlagen, von denen je einer dem Kopfe, der Brust und dem Bauche gilt (A. 643*). Der auf das Pendel der Stubenuhr geklebte Name des Diebes läßt diesen nicht zur Ruhe kommen (A. 643*).

Gegen das Einwirken böser Geister in Haus und Hof legt man einen Besen vor die Tür (Sch., A., Ehr. 178). Die Hexe stößt den Besen weg, gute Leute schreiten darüber hinweg. Ein auf die Schwelle der Tür genageltes Hufeisen hält Unglück fern (v. 176). Die gleiche Wirkung erhoffte man, wenn beim Bau eines Hauses herabgefallener Mörtel von den Kirchenwänden oder Splitter eines Kirchenfensters mit vermauert wurden, was noch 1870 in A. geschah.

3. Das häusliche Leben.

(Vergl. hierzu M. 183ff.).

Ein- und Auszug. Ein neues Haus fordert einen Toten. Daher jagt man gern voraus einen Hahn, eine Henne, einen Hund oder

eine Katze durch alle Räume (Gd., Ma. 440, 608) oder schlachtet das Tier darin (Stollb. Gegend). Es soll alles Unglück auf sich nehmen. Dieser Brauch erinnert an die ältere Sitte, einen Hund oder eine Katze im Fundament einzugraben, um dem Bau Festigkeit zu verleihen.

Zum Einzuge schicken Verwandte, Nachbarn und Bekannte Karten, Blumenstöcke, Glassachen u. a. und schmücken die Haustür mit Girlande und Kranz mit der Inschrift „Glück zum Einzuge" (v.).

In die neue Wohnung — auch beim Einzuge in ein altes Haus — bringt man zuerst Nahrungsmittel, gewöhnlich Brot und Salz (allg. 608), oder den „stummen Korb", in dem Brot und Salz, Körnerfrüchte und mitunter einige Geldstücke liegen (Wo., Gey., J., Ehr., Di.). Die Körnerfrüchte werden am Einzugstage gegessen, um Nahrungsmangel fernzuhalten. Damit es nie am Notwendigsten, dem lieben Gelde, fehle, werden die Geldstücke auf die Schränke gelegt, wo sie für immer liegen bleiben (A., Br.). Der Träger des stummen Korbes soll den Stummen spielen, er darf nicht sprechen und nicht danken bei einem Gruße. Als erstes Erfordernis bei einem Einzuge erachten andere wieder sofort die Ofenpfanne zu füllen (A.), sofort die Uhr aufzuhängen und ins Gehen zu bringen (A.), die Betten erst einmal auf den Tisch (A.) oder auf die Stubendiele zu legen (Gr.), den Stubentisch zuerst hineinzutragen (St.), Geld ins Salz zu legen (Gey., Zö., A.), ersteres bei sich zu haben (allg.), überhaupt mit vollen Händen einzutreten. So hat man dann immer das tägliche Brot. Der Segen Gottes zieht mit ein, wenn im stummen Korbe Bibel und Gesangbuch liegen (A., Wo.), zuerst ein Jesusbild aufgehängt wird (Nd. 608*). Regen am Einzugstage ist ein Vorzeichen zukünftigen Glücks (allg. 266). Dieses schwindet aber, wenn an genanntem Tage der Spiegel zerbricht (Th.), Kohlen zuerst ins neue Heim gebracht werden (A.,), die Hausfrau die Stubentür öffnen muß (Ehr., Wo.), etwas verborgen Gehaltenes hineingetragen (A., Gd.), nichts unfreiwillig zerbrochen wird (Dr.), die Familien sich „überziehen", d. h. eins aufs andere warten muß (A.), ein Übelgesinnter Salz und Pfeffer auf die Fensterstöcke streut (A.), am Einzugstage vor Sonnenaufgang die Haustürstufen gekehrt werden (W., Kl.), den Einziehenden eine Person mit einem Heringstopfe (Nied.), drei alte Frauen entgegenkommen (A.). Ein in der Stube liegender schwarzer Faden kündet einem der Einziehenden Tod (Th.). Mit einem Bett darf man auf halbem Wege nicht umkehren, sonst ist man gezwungen, früher oder später einmal auf unliebsame Weise ins alte Heim zurückkehren zu müssen (Ehr.). Beim Aufstellen der Betten ist zu beachten, daß sie mit dem Fußende nicht in der Richtung nach der Haustür (A., Schl. 463), nicht nach dem Friedhofe stehen (A., Bä., T., Di.) oder die Richtung der Toten haben (B.), sonst wird der, der darin schläft, bald als Leiche zum Hause hinausgetragen. Stehen sie nach der Tür, so muß man bald wieder ausziehen (Kl., B., R., Ob., Gey., Wa., Schl.).

Mit Vorliebe zieht man Dienstags, Donnerstags, Sonnabends oder Sonntags ein, höchst ungern aber Freitags und in der Fastenzeit

(J., A.,   ). Dazu soll zunehmender (allg. 608), Voll- oder Neumond sein (Pf. 608*). Der Vollmond hat die gesteigerte Kraft des zunehmenden Mondes. Bei abnehmendem Monde geht alles zurück (J.). Der 13. Hausbewohner stirbt schnell (A.). Die Hausnummer 13 fürchtet man (A.). Das Gesinde zieht Sonnabends, Donnerstags, meist aber Dienstags ein (allg.). Freitags soll man keinen Dienst antreten; denn alles mißlingt (v. 71). Sucht man eine Wohnung und es stehen Schaufel und Besen vor der Tür, so bekommt man sie nicht (Ehr.).

Was man am Einzugstage träumt, soll bestimmt in Erfüllung gehen (allg.; schon im Mittelalter; s. Liebrecht, Gervasius, 170), ebenso jeder erste Traum in einem fremden Orte (Gey., Br., A. 326*). Die Traumerscheinung eines Toten bedeutet nahen Tod (v.). Die gleiche Vorbedeutung haben der Geistliche im Talar, Kirche, Friedhof und Dünger (A.). Träumt man, daß ein Bekannter gestorben sei oder begraben werde, so lebt dieser um so länger (Gey.), und in den Unternächten, daß ein Familienglied der Tod ereilt habe, so kehrt dieser in die Verwandtschaft ein (A.). Einen Traum darf man nicht früh nüchtern erzählen, sonst geht der unheilvolle in Erfüllung, der gute aber nicht (v. 326); desgleichen nicht vor neun Tagen (Cr. 326*). Der Traum vor Mitternacht geht zu Anfang, der nach Mitternacht am Ende des nächsten Monats in Erfüllung (A. 326*). Montags, Donnerstags oder Freitags Geträumtes wird Sonntags wahr (Schl.). Es bedeuten helles Feuer: Glück (allg.) oder einen Gevatterbrief (Br., Gey.), Rauch: Unglück (allg.), Kuchen: Ärger (A., Schl.), Heidelbeeren: Krankheit (A.) oder Trauer (Ehr.), Wäsche: Krankheit (B.), Tanzen: Ausfall eines Zahnes (Br., Schl.), Kuchenessen (Br.) und Ausfallen eines Zahnes (O.): einen Todesfall. Fällt der Zahn schmerzlos aus, so stirbt eins aus der entfernteren Verwandtschaft, mit Schmerzen aber, aus der näheren (Th.). Viel Wasser kündet Unglück (A.), Fische (Or.) und ganze Kartoffeln künden Glück. Über die geläufigsten und in ganz Deutschland auffallend übereinstimmenden Traumdeutungen vergl. W. 325.

Essen und Trinken. Dreizehn Personen sollen nicht zu Tisch sitzen, weil dann eine von ihnen (allg. 293) oder die Hausfrau in kurzer Zeit sterben muß (A.); mußte doch auch Christus nach dem Volksglauben als dreizehnter Teilnehmer am h. Abendmahle sterben. Der Abscheu vor der 13 — hütet sich doch mancher, diese ominöse Zahl auszusprechen, wie auch mancher die 7 nicht gebraucht, weil es dann immer eine Lüge sei — dürfte neueren Ursprungs sein. Sollte er sich nicht aus der Verlegenheit der Hausfrau erklären lassen, die dem Gaste einen geringeren Teller, eine gewöhnlichere Tasse vorsetzen muß, weil ihr Gedeck nur für zwölf Personen eingerichtet ist? Die dritte Fee im „Dornröschen“ brachte Unglück, weil sie mit einem silbernen Teller vorlieb nehmen mußte. Werden bei Tisch Salz und Pfeffer umgeworfen, so kehren Kummer und Herzeleid ein (293*. 459*); denn: „Soviel Körnchen, so viele Tränen“ (Th.). Man warnt deshalb: „Jedes Körnchen kostet eine Träne!“ (A.). Großes Unglück bedeutet diese Ungeschicklichkeit am Silvesterabend (Joh.). Mengt ein Kind Pfeffer und Salz, so bekommt es Schläge (Ge., W., B., Di.).

Die Tränen werden erspart, wenn das verschüttete Salz ins Feuer geworfen wird (B., Gey. 459*). Verschütteter Wein ruft den Tod in die Familie (Cr. 293*). Ehe man ein Brot aufschneidet, was immer nur in der Stube geschehen soll (Mtt.), zeichnet man mit dem Messer drei Kreuze darauf; damit es nicht verhext (Kl.), nicht so schnell alle werde (Kü., Bä. 457), schlägt man „zum Segen" drei Kreuze darüber (A.). Wer das Brot nicht glatt abschneidet, ist ein Lügner (Schw., Gr., Gey. 317*). Es heißt: „Schneid's Brot gleich, so wirst du reich!" (A. 457). „Schneid das Brot glatt und gleich, so kommst du auch ins Himmelreich!" (Zw.) „Schneid's Brot gerod, so hilft dir Gott in jeder Not!" (B.). „Wer's Brot nicht schneidet gleich, soll nicht werden reich." (Frk.). „Schneid's Brut êm, su hat 'r Se'ng!" (Wo.). „Schneid das Brot gleich, so wirst du reich. Erzähle keinen Traum und schäle keinen Baum, dann hilft dir Gott aus deiner Not!" (Schl.). Bleibt beim Abschneiden ein Stück lose hängen, so hat der Betreffende eine große Sünde getan (A.); schneidet er in Gedanken, also im unbewußten Instinkt, ein Stück mehr ab, als Leute am Tisch sind (A. 293), oder bleibt ein Stück auf dem Tische liegen (Ar.), so kommt ein Hungriger ins Haus (293) oder ein hungriger Freund darbt auf der Straße (293*). Schneidet man ein Brot am Anstoß an, so stößt man überall an (N.). Den Aufschnitt ißt der Hausherr selbst (Mtt.), wie auch nur immer dieser das Brot aufschneiden soll (H.). „Guckt" das Brot in die Stube, d. h. ragt es mit seiner angeschnittenen Seite über den Tischrand heraus (A., Nd., Erz.), liegt die Schnittfläche nach dem Fenster, nach der Tür zu (Pf., J., H., Gey, Mau. 457*), liegt es mit seiner runden Seite auf (Cr., Ehr., H. 457*), kommt der Aufschnitt (W., Wo., Di., Ge., B., Schl., St., A., O., Wa.) oder das letzte Stück aus dem Hause (St., Mau., Wa. 458), kommt ein unaufgeschnittenes wieder vom Tische (A.), werden Brotkrümchen in den Hof geworfen (Gey.), essen Kinder ihre Butterschnitte auf der Straße (A.), wird ein Brot durchs Fenster gegeben (A.), ein solches abends angeschnitten (Cr.), so schwindet der Segen des Hauses. Zudem „reitet der Teufel" auf dem verkehrt aufliegenden Brote oder „er geht durchs Haus" (Kl.), auch ruft man den Tod dadurch (A.). Von einem Brote, das man weggibt, soll immer ein Stück zurückbehalten werden, weil man sonst den Segen des Hauses mit fortgibt (Ol. 625). Wer einen letzten Bissen Brot einem andern gibt, verliert seine Kraft (A. 458*). Kommt auf den gedeckten Tisch zuerst das Brot, so soll ein Zipfel des Tischtuchs aufgeschlagen werden (Nd.). Kehrt eine Person mit einem Brote in einer Familie ein, so legt die Hausfrau dasselbe vor dem Gehen noch einmal weiter, um den Segen des Hauses zu wahren (Nd.). Fällt eine gestrichene Butterschnitte, die immer nur auf ihrer größeren Seite gestrichen werden darf, weil sonst dem Esser eine böse Schwiegermutter zuteil wird (M. A.), mit ihrer „fetten" Seite auf, so kommt Regen (M.). Wer ein im Brote gefundenes Korn immer bei sich trägt, hat Glück im Spiel und in der Liebe (A.). Größer noch ist das Glück, wenn man auf ein solches beißt (B.). Hängt ein junges Mädchen ein solches Korn über die Stubentür, so heiratet es den ersten Mann,

der hierauf in die Stube tritt (Nd.). Wer gefundenes Brot aufbewahrt, hat nie Mangel daran (Wo.). Dieser kommt zu dem, der mit Brot spielt (A. 458*), beim Essen solches liegen läßt (A. 458). Wer trockenes oder eingeschnittenes Suppenbrot ißt, wird dumm (Cr., Nie., Nd.). Wer Brotrindchen bei sich trägt, bekommt keinen Durst (Nd.). Wer damit eine Leiche berührt, muß sterben (El., Kl.), solches auf dem Friedhofe ißt, dem fallen die Zähne aus (A., Ne., H.). Je mehr das „Pferdewürmchen"[1] Punkte zeigt, desto teurer wird das Brot (A. 282). Bäckt man das erste Brot aus neuem Korn, so werden in einen Laib vier Ähren gesteckt, davon jede ein Vierteljahr bezeichnet. Je verbrannter eine Ähre ist, desto teurer wird der durch sie bezeichnete Zeitabschnitt (M.).

All diese zahlreichen Bräuche sprechen für die Wichtigkeit und Bedeutung des Brotes im Haushalte. (Vgl. hierzu Staub, das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Sprache und Sitte, 1868).

Wer in ein Gefäß lacht, aus dem er gerade trinkt, bleibt ledig (Ehr., Th., A.). Liegt bei Tisch ein Messer mit seiner Schneide nach oben, so „schreien die lieben Engelein im Himmel" (W.), „schneiden sich die lieben Engel" (A. 460), „schneidet man dem lieben Gott ein Haar vom Haupte" (Frk.), „sticht man dem lieben Gott die Augen aus" (Al.). Messer und Gabel dürfen nicht übers Kreuz gelegt werden; wer es tut, macht trübe Erfahrungen (Pr., Wo. 460*). Fällt eine Gabel herunter ohne einzuspießen (Ob.), ist ein Eßbesteck (Fr.) oder ein Teller (Gey., Bä. 293) zu viel aufgetragen worden, so kommt ein hungriger Gast ins Haus (293) oder ein darbender Freund weilt in der Nähe (293*). Wer ein Messer ableckt, bekommt böse Lippen (Th.). Eine angebotene Speise soll man stets annehmen, sonst geht die Klugheit des Ablehnenden auf den Geber über (Gd.). Fällt bei Tisch das Messer oder die Gabel herunter, so soll man nicht weiteressen; denn „es ist einem nicht vergönnt" (Gey., El. 293*). Vom Mittagsessen darf nichts übrig bleiben, sonst wird schlechtes Wetter (allgem. Redensart. 459). Dem, der auf seinem Teller etwas liegen läßt, geht die Kraft verloren (A., Kl.). Wer in der Kirche (Ol.) oder auf dem Friedhofe ißt (Ne.), dem bleibt nach dem Tode der Mund offen. Wer viel Butter ißt, den stößt die Kuh (Gey. 97*). Die zum Schweineschlachten geladenen Gäste bedanken sich nicht, damit die Mast des nächsten Tieres nicht gehindert werde (Nd.). Ehe die Gäste das Haus verlassen, soll die Hausfrau den Tisch abzuräumen versuchen, damit jenen auf dem Heimwege nichts Übles widerfahre (629*), dem Vater die Arbeit gelinge (Nd.). Wer die Suppe versalzt, ist verliebt (allg. 317). Wer nach dem Essen den Tisch nicht abräumt, „kommt nicht in den Himmel" (A., Ge.).

Die Kost[2] bei den Bauern war ehemals außerordentlich gering, dazu von tadelloser Eintönigkeit. In den vierziger Jahren kam das

---

1) Coccinella septempunctata.

2) Der Kost entsprechend waren auch die Löhne. Im oberen Erzgebirge bekamen in den 40er Jahren die Dienstboten außer Kost und Wohnung durchschnittlich an Lohn:

ganze Jahr hindurch so gut wie kein Fleisch auf den Tisch. Ein Hauptgericht war in jener Zeit und auch später noch das Kraut. Daher auch der Spottreim: „Heit Kraut, — Morng Kraut, — Das hätt iech men Harrn net zugetraut, — Daß 'r esu viel Kraut d'rbaut. — Durch Jesum Christum, Amen" (Küh.). Neben dem Kraut spielte und spielt noch die Kartoffel[1] eine große Rolle. Zwei Speisezettel, der erste aus den 50er, der zweite aus den 90er Jahren, mögen das illustrieren.

Sonntags: Sauerkraut mit Schweinefleisch.
Montags: Saure Kartoffeln ohne Fleisch od. Milchreis od. Milchhirse.
Dienstags: Hafergrütze, Reis, Hirse oder Kartoffelmus mit Wurst.
Mittwochs: Gemüse, meist Bohnen, mit Fleisch.
Donnerstags: Kartoffelmus mit Wurst.
Freitags: Mehlbrei oder Kartoffelgetzen.
Sonnabends: Ganze Kartoffeln mit Quark, Fett oder Butter.

Im Sommer kam mehr grünes Gemüse auf den Tisch, als Beikost mitunter auch Staudensalat. (Umgegend von A.)

Montags: Kartoffelmus mit Wurst.
Dienstags: Kartoffelstückchen mit Rindfleisch.
Mittwochs: Kartoffeln mit Sauerkraut, ohne Fleisch.

---

ein Schirrmeister wöchentl. 22 a. Gr.,
ein Schafmeister „ 14 „ „ , und Deputate an Schafen,
ein Großknecht „ 16 „ „ .
ein Ochsenjunge, je nach seiner Größe, jährl. 12—14 Tlr.
ein Kühjunge „ 8—10 „ .

Außerdem erhielt jeder, mit Ausnahme des Küh- und des Ochsenjungen, der etwas Hafer gesät bekam, je nach dem Rang 1—3 Metzen, à 1/8 Scheffel Leinaussaat. Gedieh der Lein, so brachte 1 Metze Aussaat durchschnittlich 12½ Tlr. Ertrag. Alle dazu nötigen Arbeiten mußte jeder Dienstbote selbst verrichten.

Die weiblichen Dienstboten bekamen:

eine Vogtin wöchentl. 25—30 a. Gr., 2 Metzen Leinaussaat, 30 Tlr. Weihnachten,
eine Wirtschafterin „ 25—30 „ „ , 2 „ „ , 25 „ „ ,
eine Hausmagd „ 25 „ „ , 2 „ „ , 25 „ „ ,
eine Großmagd „ 20 „ „ , 1—2 „ „ , 10 „ „ ,
eine Kleinmagd jährl. 8—10 „ „ , 1 Metze „ .

Die aus dem Niederlande kommenden Dienstboten bekamen durchschnittlich 2 Gr. mehr. Infolge der Abschaffung der Leinsaaten Ende der 50er Jahre stiegen die Löhne um 20—25 %, nach dem Kriege von 1866 um weitere 10 %. Eine weitere Steigerung erfuhren die Löhne nach dem Kriege von 1870/71, am meisten sind sie jedoch seit 1890 gestiegen. Trotzdem ist der Leutemangel groß.

[1]) Am 1. Sept. 1854 erließ der Stadtrat von Annaberg im Wochenblatte folgende Bekanntmachung: „Die Erfahrung hat gelehrt, wie überaus nachteilig der Mangel an kräftiger warmer Speise und fortwährender Genuß der oft nicht gehörig gereiften Kartoffeln sowie des Kaffees als Hauptnahrungsmittel auf die Gesundheit einwirkt. Wir warnen daher den ärmeren Teil unserer Einwohner vor dem anhaltenden Gebrauche dieser Nahrungsmittel und empfehlen die Benutzung der wieder eröffneten Speiseanstalt, welche warme kräftige Kost mit der nötigen Abwechselung der Speisen billig gewährt, auf das Angelegentlichste". In der Petition an die Kgl. Ministerien des Innern und der Finanzen um eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen Annaberg und Chemnitz vom 24. Jan. 1855 heißt es u. a.: „Bei unserer Bevölkerung, welche in der Hauptsache die Mittel für Fleisch und bessere Kost nicht aufbringen kann, ist der Bedarf von Kaffee und Kaffeesurrogaten außerordentlich stark und es ist wirklich staunenerregend, welche Massen Cichorien und gemahlener Runkelrüben in hiesige Gegend verladen werden."

Donnerstags: Klöße mit gekochtem Schweinefleisch.
Freitags: Salzkartoffeln mit Schweinefleisch.
Sonnabends: Kartoffeln mit Hering.
Sonntags: Klöße mit Schweinebraten.

Diese Speisen kamen bei einem Bauer in Br. seit 1890 zwölf Jahre lang täglich auf den Tisch, eine Abwechslung brachten an manchen Tagen gebackene Kartoffelgetzen.

Besuch ist zu erwarten, wenn der Hausherr oder die Hausfrau am frühen Morgen etwas zerbricht — (A.), wenn mittags, so ist man abends nicht zu Hause —, glühende Kohlen aus dem Ofen fallen (allg. 294), an einem vom Feuer genommenen Topfe Kohlen hängen bleiben (A. 294), eine Bohne aus der Kaffeemühle springt (A.), eine Ähre (Schl.) oder ein Strohhalm in der Stube liegt (Gey. 290*) — eine vor der Stubentür liegende Ähre kündet „Ehrenbesuch" an (Ge.), — der Stubenvogel flattert (Ma.), ein heruntergefallener Gegenstand „spießt" (allg. 293), alte Besen im Stubenofen verbrannt werden (Gey. 296), einem ein Stück Seife aus der Hand rutscht (Th., Ma.), die Handfläche juckt (A.), das Auge läuft, wobei das rechte einen Mann, das linke eine Frau bedeutet (Br., Ja.), — schnelles Laufen Besuch „über Straßen", d. h. von auswärts ankündigt (A.) —, der Hahn im Hause kräht (Or., Di. 276*), die Hühner ins Haus kommen (A., Fr., Gd.), eine Spinne auf dem Klöppelsacke sitzt (Kl.), die Katze sich putzt (allg. 271) und dabei einen Stecken macht, d. h. ein Vorderbein in die Höhe hebt (A., B. 271*). Das vorgestreckte Pfötchen gibt die Richtung an, woher der Besuch kommt (Ge., H.). Es ist ein Mann, wenn das Tier beim Putzen den Hausherrn ansieht (Kl.); blickt es aber dabei auf die Diele, so gilt ihm der Besuch selbst (Cr., Kö.). Streicht sich die Katze über die Ohren, so kommt eine vornehme Person (A., B.), leckt sich das Tier die Hinterpfote, so ist ein Freund oder ein Fremder zu erwarten (Wo.). Der Besuch darf nicht stehen bleiben, sondern muß sich, wenn auch nur auf einen Augenblick, setzen, sonst nimmt er die Ruhe mit (allg. 624). Ein leer entgegenkommender Wagen läßt unsern Besuch nicht willkommen erscheinen (A.). Wenn jemand kommen soll, so steckt man eine von ihm erhaltene Karte an den Spiegel (Di.), quirlt das Wasser im Ofentopfe (Dö.). Eine **Nachricht** erhält man, wenn ein Vogel ans Fenster pickt (Cr.).

Ausgang, Ausfahren, Ausreiten, Verreisen. Als eine gute Vorbedeutung auf einem Gange gilt, wenn einem Personen mit vollen Körben und Gefäßen begegnen (Z., Bä., A. 288), ein schwerbeladenes **Fuhrwerk** entgegenkommt (v. 290).

Man geht umsonst, unglücklich oder es begegnet einem etwas Unangenehmes, wenn ein Leichenzug des Wegs daherzieht (Gey. 296), eine Katze über den Weg läuft (allg. 271). Dreimaliges Ausspucken und drei Schritte rückwärts gehen aber lösen den Zauberbann. Eine schwarze Katze mit weißer Brust kündet Tod (Nd.), eine vierfarbige (A.) oder eine solche mit weißen Pfötchen Glück (Th., O., A.). Nach Prof. Mogk wurzeln der sogenannte Angang, die Prophetie, die Sprache der Tiere in der

Überzeugung, daß die Seelen der Abgeschiedenen mit ihrer Proteusnatur sehr häufig die Gestalt von Tieren annehmen können und in dieser sich den Menschen kundgeben (vgl. Mo.[2] 299). Ferner haben auch die Menschen selbst beim Angang jederzeit bis heute eine Rolle gespielt; denn von Nachteil ist ferner die Begegnung mit einer alten Frau beim Beginn eines Ausgangs (v. 288), mit einer Frau, die einen Besen trägt (A.), mit Personen, die leere Gefäße oder Körbe tragen (v. 288), mit dem Geistlichen im Talar (A. 288), ein schon im frühen Mittelalter bestehender Aberglaube (Grimm, Deutsche Mythologie, 1078); ferner, wenn man zurückblickt (Schl. 631), durch zwei Personen hindurchgeht (B. 624*), noch einmal umkehrt (allg.), stolpert (allg. 317), über Kehricht gehen muß (A. 610). Geht ein Fremder durch die Glieder einer Familie, so nimmt er diesen das Glück (B., A. 624). Beim Passieren eines entlegenen Ortes oder bei der Begegnung mit einer Person, die einem etwas „antun" könnte, soll man im Geiste sagen: „Alle guten Geister loben den Herrn!" (Gey. 772*). Hat man etwas vergessen, so legt man das Geholte vor dem Verlassen der Stube auf die Diele (A.) oder setzt sich eine Zeitlang im Hause nieder (allg. 315). Ist der Mann unterwegs, so soll die Frau nach dem Mittagessen ihren Stuhl unter den Tisch schieben, damit jener die Treue bewahre (Ch.). Einem Jäger darf man nie Glück wünschen (allg. 714). Ein verkehrt angezogenes Kleidungsstück (allg. 37) wie auch das Überschreiten der Haustürschwelle mit dem linken Fuß läßt es einem verkehrt gehen (v. 628). Steigt jemand über die Deichsel eines Wagens, so fährt dieser unglücklich (El.). Gegen Heimweh steckt der Bäcker den Lehrling in den kalten Backofen (Ehr., Ne.), sieht man ins Ofenloch (Ehr., Ne.). Früher, aber auch jetzt noch vorkommend, entnahm man dem vom Heimweh Befallenen durch Ritz oder Schnitt einen Tropfen Blut, der entweder in den Ofen oder ins Wasser getan wurde (Ehr., Ne.). Beim Antritt einer Reise sagen alte Leute:

„Ich gehe aus und wandre,
Mein Jesus ist der andre.
Noch viel stärker als dieser Mann —
Komm heran und greif' mich an." (A.). Vgl. W. 240.

Unternehmungen. Ein Unternehmen hat einen schlimmen Verlauf, wenn es einen übeln Anfang nimmt (allg. 290). „Was Freitags wird begonnen, hat nie ein gut' End' genommen" (B.).. Will man jemandem beim Spiel oder bei ungewissen Unternehmungen Glück zuwenden, so soll man den Daumen halten (allg.). Schon Plinius erzählt, daß das Halten des Daumens für einen anderen diesem Glück und Gunst bringen soll. Der Daumen galt als der Sitz weissagender Kraft, es sollte demnach diese geheimnisvolle Kraft in Tätigkeit gesetzt und der gewünschte Glücksgeist festgehalten werden. Wenn nun mancher noch heute diesen alten heidnischen Brauch pflegt, so steckt noch etwas von Ehrfurcht vor dem Glücksgeist des Daumens in ihm. Um sich das Gelingen eines Vorhabens zu sichern, sagt man: „Hier seh ich dieses Haus — Von oben bis unten 'naus. Oben hab ich's, — Mitten bind' ich's, — Und unten überwind ich's (N.).

Zank. Es entsteht Zank, wenn man mit einem Streichholz unter den Tisch leuchtet (Ol. 609*. 567*), ein Messer auf dem Tisch mit der Schneide nach oben liegt (B., A.), verkohltes Holz ins Haus kommt (Ha.), auf der Treppe Salz verschüttet wird (A., B.), jemand auf ein angelaufenes Fenster schreibt (Mau.), über Kehricht gehen muß (Ehr.), Tisch und Bank mit dem Besen abgekehrt werden (Mau. 690*), ein Fremder mit einem Besen in die Wohnung kommt (M.), ein Regenschirm in der Stube aufgespannt wird (N.), die heruntergefallene Schere „spießt" (H.), Montags jemand vor dem Fenster tritt (J.), auf einem Tisch zwei Lampen brennen (A., Ch.). Pfauhahnfedern in einer Wohnung verursachen ehelichen Zwist (A., Ne., Kl.). Wer an einem offenen Abort vorüber muß, wird dem gram, der die Tür nicht schloß (A.). Es verfeinden sich zwei, wenn eine Person der anderen nachkehrt (Ehr., He., Gey.), beide mit ein und demselben Löffel (B. 460*), von einem Teller essen (A.), sich in einem Becken waschen (A. 464), sich eines Handtuches bedienen (H., Or. 624.), einer über des anderen Stiefel fällt oder stolpert (A.).

Ärger und Verdruß wird einem bereitet, wenn man den Kamm fallen läßt (B.), Salz verschüttet (B.), jemand früh in die Stube sieht und umkehrt (A. 288*), ein Fremder mit einem Besen die Wohnung betritt (Sch.), zwei Lampen auf dem Tisch brennen (A.), einem die Nase krabbelt (B. 308), beim Abschiednehmen die Hand über eines anderen Arm gereicht wird (A. 624*). Wer Montags oft lachen muß, dem „ahnt" etwas (A.).

Ausgelacht wird der, der das Waschwasser oder den Spiegel stehen läßt (Th., Kö.), ein Paar Schuhe auf den Tisch stellt (Ehr., Th.).

Es denkt jemand an uns, wenn man den Schlucken hat (allg.), auf der Straße stolpert (Schl.), einem die Backen brennen (A. 308*), die Zunge schmerzt (B.), die Ohren klingen, und zwar: „Klingt das Ohr rechts, dann ist's was Schlecht's" (Bä.), oder: „Das rechte ist's schlechte, das linke ist's flinke" (A., Wo. 308*). Man fragt eine anwesende Person, welches Ohr es sei. Nennt sie das klingende, so redet man Gutes, und umgekehrt (A.). Denkt man dabei: der und der redet Schlimmes von mir, so hört das Klingen sofort auf, wenn man richtig geraten (allg. 308). Das Klingen und der Schlucken hören auch dann auf, wenn man ein Messer nach der Tür wirft (A.), ein solches ins Salz steckt (B.), an einen Schimmel denkt (W.). Bleibt der Mann abends lange aus, so nimmt die Frau ein ihm gehörendes Kleidungsstück mit ins Bett, damit er bald komme (A.). Ebenso macht es auch der Mann. Dies ist eine Art Sympathie, der Mensch ist gewissermaßen mit seiner Seele in der Sache. Bekommt man Bläschen auf der Zunge, so wird man beredet (Ra. 309*). Das künden auch sogenannte „Neidnägel" an (Ra. 309*).

Kirchgang. Während des Gottesdienstes darf nichts verborgt werden, sonst bekommt man es nicht wieder oder muß die ganze Woche verborgen (A.). Die aus dem Gottesdienste in ein fremdes Haus einkehrende Person gibt diesem den Segen (A.).

Wer in der Kirche niesen muß, hat Unglück (M.). Ist während des Segens ein Vogel in der Kirche, so ist ein Verbrecher anwesend (Schl.).

Bis in unsere Zeit herein nahmen Frauen und Mädchen Sträußchen mit zur Kirche, die in Gr. in der Bankreihe von Hand zu Hand wanderten. Jedes roch daran, um sich wach zu erhalten.

Die fromme Mutter ermahnte die sich zum Kirchgang schmückende Tochter: „Gekräuseltes Haar, geputztes Gesicht,
Kommen nicht vor Gottes Angesicht!" (Gr.).

Kleidung. Beim Anlegen eines neuen Kleides sagt man: „G'fall Gott, gesund zerreiß's!" (v.). Die Beschädigung eines neuen Kleides, das erstmalig getragen wird, was gewöhnlich zu einem Kirchgang geschieht (v. 465), läßt seinen Träger darin glücklich gehen (Schl., B.). Wer sich an einem Kleide auf dem Leibe etwas nähen läßt, dem werden die Gedanken angenäht (v.), wird die Not „an den Leib genäht" (Ne.).

Der Segen des Hauses schwindet, wenn Kehricht über die Haustürschwelle auf die Straße gekehrt wird (A. 610*), abends aus der Stube kommt (Ma., Ham., A., U, Gey. 610), ein Eimer Wasser aus der Stube, aus dem Hause fortgegeben wird (Di., Wo., W., Mtt.), ein Fremder warmes Wasser aus dem Ofentopfe schöpft (W., Ch.), Montags einen Eimer Wasser holt (W.); ferner, wenn Montags der Ofentopf nicht voll ist (Cr.), an diesem Tage früh oder auch Freitags (J., Th.) oder Sonntags etwas, besonders Salz, verborgt oder verschenkt wird, ohne eine Gegengabe, und sei sie noch so klein, zu erhalten (A., Kl. 625), die Stube mittags oder erst nach Sonnenuntergang gekehrt wird (Cr., Zw.), der Besen in der Stube bleibt (Gey.), dieser beim Kehren nach oben gehalten wird (Kl., M.), ein Gegenstand, besonders Geld durch ein Fenster gegeben wird (L., Ehr.), ein Geschenk (Ma.), auf dem Stubentische Zusammengepacktes vor dem Forttragen nicht auf die Stubendiele gelegt wird (Ne.), jemand mit einem Rechen (A.), mit vollem Munde in die Stube kommt (B.), unter der Tür kaut (v.), am h. Abend mit Kehricht durchs Haus geht (A. 74*), ein Familienglied durchs Fenster steigt (U.), der zurückkehrende Kirchgänger das Gesangbuch zum Fenster hineingibt (Ma.). Betritt jemand ein Haus in demselben Augenblicke, wo es ein anderer verläßt, so trifft ein Unglück die Bewohner desselben (B., Ge.). Auch soll man Montags keinem Geld wechseln, wenn nicht das Glück schwinden soll (Th.). Vgl. Seite.

Kauf und Verkauf. Als ersten Käufer am Tage sieht man nicht gern eine alte Frau (v.). Bei der Eröffnung eines Geschäftes, das großen Gewinn bringt, wenn ersteres im Zeichen der Jungfrau geschieht (A.), legt man zuerst Geld in die Ladenkasse (Ch.). Auf das zuerst eingenommene Geldstück spuckt man, damit sich das Geld vermehre (allg. 633). Durch die Berührung mit Speichel wird der Gegenstand in den Bereich der eignen Macht gezogen. Wird in einem Geschäfte Sonntag früh etwas geborgt, so geht es die ganze Woche so fort (Ehr.). Die Handelsfrau spricht beim Einnehmen des Handgeldes:

„Alle Leute kommen hergelaufen,
Mir meine Waren abzukaufen. Das walte Gott!" (A.).

Im Geldkasten bleibt für immer eine Münze liegen. Sie läßt das Geld nie ausgehen und zieht immer neues an (A. 633). Wenn ein Hauswirt sein Anwesen verkauft hat, so soll er nicht als Mieter wohnen bleiben, sondern ausziehen, bevor der neue Wirt einzieht. Alter und neuer Wirt in einem Hause sind unglückbringend (Ehr.).

Spiel. Reiche Blüten hat der Aberglaube beim Einkauf von Lotterielosen getrieben. Man läßt das Los durch ein kleines Kind ziehen, die Kinderhand soll glückbringend sein (allg. 287). Ein von Witwen und Waisenkindern gemeinsam gespieltes Los läßt sicher gewinnen (Br.). In der Losnummer soll die 7 oder 0 mehrmals vorkommen, die Quersumme durch 3, durch 3 und 4 teilbar sein (Ehr.). Die 7 als aufgehender Quotient gibt eine Niete (Ehr.). Glückbringend ist die Nummer eines gefundenen Loses (A.). Zur Bezahlung nimmt man sehr gern gefundenes Geld (v.), bestimmte Münzsorten (A.). Mit dem rechten Fuße zuerst betritt und verläßt man den Laden des Kollekteurs (A.). Damit das Los keine Ruhe habe, klebt man es auf das schwingende Pendel der Uhr, früher ans Spinnrad (A., Ehr.). Das Alter setzt man im Lotto; ist jemand 57 Jahre alt, so setzt er 5 und 7 (Br.). Einen großen Gewinn verkündet der Fund einer vollen Ähre im Heiligabendstroh (Cr.), auch ist all Beginnen des glücklichen Finders im kommenden Jahr von Erfolg (Cr.). Will man erfahren, ob ein Los einen Treffer macht, so wirft man es in die Höhe; fällt die Losnummer nach oben, so wird sie gezogen (A.). Wer im Spiele verliert, hat Glück in der Liebe (allg. Redensart 327). Beim Kartenspiel bannt man das Glück auf seine Seite, wenn „einen das Glück haßt", wenn man den Stuhl verrückt oder einen andern nimmt (636) oder einmal hinausgeht (A). Wer zuerst gewinnt, verliert zuletzt (allg. 317). Der im Pech Sitzende meint: „Auf meinem Platze hat einer ein Kind abgeschworen, ist ein Jude gestorben" (A.). Die Sucht nach Geld ließ die einst im Erzgebirge in höchster Blüte stehende Schatzgräberei entstehen. Noch in den 50er Jahren bestanden in A. drei Schatzgräbergesellschaften, deren Mitglieder, die weit verstreut wohnten, Beiträge steuerten und in zwei Betstuben ihre geheimnisvollen Sitzungen abhielten. Die Polizei brachte zuletzt Licht in die Sache, verschiedene Verurteilungen erfolgten, sagte man doch auch der einen Gesellschaft nach, daß die „gehobenen" Schätze erst gestohlen worden waren.

Häusliche Arbeit. Man erhält eine notwendige Arbeit, wenn die Schere herunterfällt und „spießt", die Handfläche juckt oder läuft, was auch Geld bedeutet (Cr., H., A., Bä. 308*). Sonnabends schneidet man die Klöppelspitzen ab oder nimmt den Brief herunter, sonst sitzt „e fauler Maa" darauf (Br.). Vor dem Wechsel halten die Klöpplerinnen nicht auf, sonst drückt sie der Alp oder die Arbeit kommt wieder zurück (Schö., Sd.). Ebenso fertigen Gorlschlinger eine bestimmte Anzahl oder immer ein Stück ganz, damit die Schlingwelle leer ist, weil sonst schwere Arbeit kommen würde (Ne.). Mit einem 13. oder 14. Stück Arbeit soll man nie aufhören [Ehr.]. Die von einer Frau während ihrer Zeit eingelegten Früchte halten sich nicht (A. 557). Werden die Betten abends

gemacht, so kommt Ungeziefer ins Haus (B.), und kommen sie in den Monaten, die ein „r" haben, ins Freie, so stirbt der darin Schlafende eines schnellen Todes (A.). Will die Wäscherin zur Bleiche gutes **Wetter** haben, so muß sie zuerst eine Unterhose aufhängen und dreimal hineinlachen (A. 621*). Hat eine Frau regnerisches Bleichwetter, so ist ihr der Mann nicht treu (A.). Die Waschfrau vertreibt Wind und Regen mit den Worten: „Wind, Wind, geh zu deinem Kind, koch 'n Supp und Brei und bleib dabei!" (A., Kl. 430*). Dieser Brauch ist ein Nachklang an die Verehrung der Windgeister bei unseren heidnischen Vorfahren. Vgl. Mo. [1], 332, ebenso M. 201.

Redensarten: Wer Freitags lacht und Sonnabends singt, — Der weint am Sonntag ganz bestimmt (A. Pf.). Wenn die Sonne untergeht im Westen, — Arbeiten die Faulen am besten (A.). 's gitt ze Faden (= viel zu tun. A.). Montags Anfang währt nicht lang (A).

Glück hat der Mensch, dessen Fingernägel weiße Flecken zeigen (allg. 309), der ein Brotrindchen (A.), ein Hufeisen, vor allem mit Nägeln (v. 290), einen Hemden- oder Hosenknopf (A.), eine doppelte Ähre (v.), ein Streichholz (A.), ein vierblättriges Kleeblatt (allg.), einen neuen Nagel findet (A.), der einem jungen Mädchen einen Verehrer bringt (A). Ebenso ist auch dem Glück beschieden, der treppaufwärts fällt (A.), Kastanien bei sich trägt (B.), früh nüchtern einmal (B., Z.), zweimal (Kl.), dreimal (Pf. 308) niesen muß, — einmaliges (A.) oder dreimaliges Niesen (Z.) bedeutet aber auch Unglück —, dem ein Essenkehrer begegnet (A.), in einem neuen Kleide etwas geschenkt wird (A. 312), der beim Abschiedshändedruck mit dem andern gleicher Meinung ist (Wo.). Beim Essen der ersten Frucht soll man sich etwas Gutes wünschen (A.). Gelegenheit dazu bietet sich auch, wenn man einem andern eine hängende Augenwimper wegnimmt und sie fortbläst (Di.). Spuckt man in die Geldbörse, wenn ein kleines Kind schreit, so hat man immer Geld (M.). Damit einen nicht das Unglück treffe, das einem andern zugestoßen ist, so sagt man am Ende seiner Worte beim Erzählen davon: „Drei Kreuze und ein Strich!" (Nied.). Als besten Schutz des Leibes und der Seele trägt noch so mancher einen Schutzbrief oder die sieben Himmelsriegel bei sich. „Wer soll mir etwas antun?" entgegnete mir eine Frau, „ich habe die Himmelsriegel ja immer bei mir". Dieselbe Person brachte bei bitterster Kälte dem in die Ferne ziehenden Sohne meines Hauswirtes tags zuvor einen Schutzbrief, „weil ihm dann nie etwas passieren könne".

Verschiedenes. Wenn zwei gleichzeitig ein und dasselbe sagen, so erfahren beide etwas Neues an selbigem Tage (A. v. 287). Vergißt jemand, was er sagen wollte, so war's eine Lüge (v. 315). Wer Kinder ausspottet, wird einst von seinen eigenen verspottet (A.). Wem am Geburtstage Eltern und Geschwister nicht oder erst am Nachmittag gratulieren, dem steht ein Unglücksjahr bevor (Th.). Wenn einer eine schwarze Nasenspitze hat, so hat er Eier (B.) oder irgend etwas (Kl.) gestohlen. Einen Gegenstand, der dreimal verloren wurde, soll

man nicht behalten, sondern weggeben; denn damit „hat's etwas" (J.). Wer an Türen horcht, bekommt böse Ohren (Ehr., Cr., Schl.). Niest man, nachdem man etwas gesagt, so ist das „Benieste" wahr (allg.; schon bei Homer 309). Menschen, die von Natur verunstaltet sind, gelten fast allgemein als „von Gott gezeichnet", also daß man sich vor ihrer Bosheit zu hüten hat;" so besonders Rothaarige. Von ihnen heißt es: „Rote Haar und ehern's Holz wächst auf keinem guten Boden" (Bä.). „Sommersprossen und rote Haare, — Das ist ganz elende Ware" (Schw.); „Vogelbeer' und rote Haar' — Wachsen immer zu Paaren gar" (Zw.).

II. Die Tracht.

1. Die alte Bauerntracht.

Von der alten Bauerntracht[1] haben sich nur spärliche Reste erhalten; denn leise Andeutungen einer Trachtänderung begannen schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts infolge der politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen. Dann aber waren es die beiden Kriege von 1866 und 1870 und die durch beide veranlaßte Verstärkung der Heeresmacht, der Zuzug vom Lande in die Stadt, der Bahnbau und das Anwachsen der Städte, die immer mehr und mehr die ländliche Abgeschlossenheit vernichteten und die Volkstracht zerstörten. Der Bauer fing an, sich seiner Tracht zu schämen. Zuerst erfuhr das Haar eine Veränderung. Schon in den sechziger Jahren trugen nur noch ältere Leute das Haar nach dem Hinterkopf bis in den Nacken gewöhnt, wo es durch einen rundgebogenen Messingkamm zusammengehalten wurde. Dann war es der lange blaue Leinwandkittel, der in Abnahme kam; man zog diesem den Tuchrock vor. Um die Mitte des Jahrhunderts trug der erzgebirgische Bauer schwarze oder gelbe Lederhosen mit schmalem Latz aus Wild- oder Bockleder, die nach der älteren Mode bis unters Knie, nach der neueren aber bis zu den Knöcheln reichten, wo sie gebunden wurden. Außer der Bundtasche für die Uhr und den beiden Seitentaschen hatte jede Hose unter der rechten Seitentasche noch eine enge für das Gesteckmesser, aus Messer, Gabel und einem Pfriemen bestehend, dessen Heft aus Horn, oft schön verziert, aus dieser hervorstand. Als Fußbekleidung dienten im Sommer derbe Schnallen- oder Schnürschuhe mit überhängender Zunge und im Winter Aufschlag- und Steifstiefel, sog. Raufzieher, doch wurden letztere, die über die Hose bis zum halben Oberschenkel herauf eng anlagen, nur von reicheren Bauern getragen, kostete doch das Paar 7—8 Taler. Die Aufschlagstiefel lagen ebenfalls eng an und wurden unter einem

[1] Hierzu vgl.: Gurlitt, „Die Zukunft der Volkstrachten" in Wuttke, Sächs. Volkskunde, S. 497 ff. Seyffert, „Die wendische, vogtländische und altenburgische Volkstracht im 18. und 19. Jahrhundert", ebenda, S. 487 ff. Meine Arbeit in den Mitt. d. V. f. s. V., Bd. II, S. 8 ff.

Umschlage über der Hose unterm Knie gebunden. Das Paar kostete 5—6 Taler. Die Stiefel wurden stark eingefettet und mit einem Krautstrunk glänzend gerieben. Den Unterschenkel deckten bei Schnallenschuhen im Sommer blaue Strümpfe, im Winter weiße oder graue aus Wolle, die bis unter die Hose heraufreichten. Ärmere trugen auch sogenannte Beinstrümpfe ohne Fuß, die, wie jene aus Wolle gestrickt, oft aber auch nur aus Leinwandstreifen zusammengenäht waren. Ebenso legten Ärmere in die Stiefel nur Stroh, während Bessergestellte dazu Fußlappen oder solche mit übergezogenen Filzpantoffeln anlegten. Unter dem anliegenden, bis zu den Hüften reichenden, meist offen getragenen und mit großen Metallknöpfen besetzten Koller oder Wams aus schwarzem oder blauem Samtmanchester, blauem Tuch oder Leinwand, deckte den Oberkörper der bis unter die Magengegend reichende Brustlatz, der einer hochgeschlossenen Weste nicht unähnlich, aus blauem Samtmanchester, rotem Wollenstoff oder sonst einem bunten geblumten Stoffe bestand. Der Brustlatz, späterhin Weste genannt, wurde vorn durch eine Reihe blanker Knöpfe aus Zinn, Neusilber oder Messing oder auch durch eine Reihe gehenkelter Silbergeldstücke, wie Zwanzigkreuzer, halbe Gulden, geschlossen. Quer über die Weste zog sich die silberne, stählerne oder messingene Uhrkette mit allerlei Anhängseln, darunter gewöhnlich Uhrschlüssel und Petschaft, oder sie hing unter der Weste herab. Den Ausschnitt des Brustlatzes füllte der breite Hemdkragen, unter dem vorn das rote englische Halstuch zu einer Schleife gebunden oder einfach nur geknotet wurde. Das langärmlige Hemd hatte Rückenschluß. Jüngere Leute zogen in den 50er Jahren dem Koller oder Wams den Bol vor, ein aus grünem Tuch gefertigtes Kleidungsstück, das vorn auf der Brust verschnürt wurde, bis in die Hüften eng anlag, von hier ab aber in zahllosen Falten die Oberschenkel fast bis zu den Knien lose umfiel. Ältere Männer dagegen legten einen bis zu den Knöcheln reichenden Schößenrock an, dessen kurze Taille vorn durch eine Reihe Knöpfe geschlossen wurde und je nach den Verhältnissen aus blauem oder grauem Tuch oder Leinwand gefertigt war. Gegen die Kälte im Winter schützte ein bis über die halbe Wade herunterreichender schwarzer oder blauer Tuchmantel mit einem überfallenden Kragen. Durch einen inwendig angebrachten Zug wurde der Mantel, der in der Regel 18 Taler kostete, in den Hüften zusammengezogen. Daneben trug man auch sogenannte „Zippelpelze", d. h. Schafpelze ohne Überzug.

Als Kopfbedeckung diente ein 25—30 cm hoher, ein wenig nach innen geschweifter Hut aus ganz starkem Filz mit einem ungefähr 7 cm breiten Sammetbande, das vorn — wie es in Frohnau, Großrückerswalde üblich war — durch eine aufklappbare Schnalle zusammengehalten wurde, in die man den „Eilegpfeng" für den Klingelbeutel legte. Diese hohen Filzhüte, die mancherorts auch „e bissel gefirlicher", d. h. etwas weniger hoch, getragen wurden, kamen im allgemeinen schon in den 50er Jahren ab, blieben aber bei einzelnen noch lange in Gebrauch. Außer dem Hute deckte den Kopf im Sommer noch ein „Käppel", im

Winter eine Schwanzmütze aus dünnerem oder stärkerem Stoffe, die in den 40er Jahren mit Vorliebe weiß mit gekrepptem Rand, späterhin bis in die 50er Jahre fast nur bunt getragen wurde. Dieser Kopfschmuck, den mancher Bauer auch bei seinen Ausgängen ins Dorf aufbehielt, war ein mehr oder weniger langer Sack, dessen größerer Teil in den kleineren gespülpt wurde, der in seiner Mitte eine Bummel trug. Das Käppel aus schwarzem oder grünem Samtmanchester schloß sich eng der Kopfform an und kostete gewöhnlich 5 Ngr. Es kam nur selten vom Kopfe, auch beim Beten nicht. Einst hatte ein Bauer beim Bürgermeister zu erscheinen. Er war sich wohl bewußt, welch hoher Standesperson er demnach gegenüberzutreten hatte, und legte deshalb seinen Filzhut schon auf der Treppe nieder. Das Käppel blieb selbstverständlich auf dem Kopfe sitzen. Vom Stadtoberhaupte mehrmals befragt, ob er nicht wisse, was sich gehöre, zog er endlich das Käppel herunter mit den Worten: „Verwa'ng en Menschen dann Hut un â noch das Kappel abnamme!" Zweierlei Kopfbedeckungen zugleich aufzusetzen, war bei verschiedenen Bauerntrachten üblich. Einen ähnlichen Hut wie der Bauer trugen auch die Fuhrleute, jedoch mit dem Unterschiede, daß das Sammetband durch eine Schnur mit zwei Quasten ersetzt wurde. Die besseren Fuhrmannshüte, die in Penig das Stück zu 15 Ngr. gekauft wurden, zierte vorn noch eine Steife aus grünlichem Sammet. Auf dem Felde trug der Bauer eine Tuchmütze, einen Stroh- oder einen alten Filzhut, diesen oft von grotesker Form.

So ging der Bauer auch an seinen Fest- und Ehrentagen, vielleicht, daß er nur ein feineres Hemd anzog und ein seidenes Halstuch umband. War das Kleid alt und unscheinbar geworden, so wurde es zur Arbeit im Hause und auf dem Felde getragen. Das gewöhnliche Arbeitskleid war jedoch ein bis über die halbe Wade herunterreichender Leinwandkittel aus selbstgesponnener Leinwand mit langen Ärmeln, der vorn durch 4—6 Knöpfe aus Horn, Kupfer oder einer ähnlichen Masse geschlossen und hinten über einem senkrechten Schlitze durch 2—4 ebensolche Knöpfe verziert wurde. In dem Schlitze hingen die zusammengeknöpften Fausthandschuhe, einer nach innen, der andere nach außen. Während der wärmeren Jahreszeit legte der Bauer bei der Haus- und Feldarbeit das Oberkleid ab und trug dann gewöhnlich eine hohe blaue Leinwandschürze oder eine ungefärbte Lederschürze, die in den Hüften gebunden wurde, so daß in ihrem oberen Teile bequem die Tabakspfeife, die Schnupftabaksdose und das Taschentuch geborgen werden konnten. Außer dem Oberkleide wurden bei der Arbeit auch die Schuhe abgelegt. Frauen und Männer gingen meist barfuß oder je nach der Beschäftigung auch mit bloßen Füßen in Holzpantoffeln.

Zum Oberkleid der Frau gehörte zunächst der bis zur halben Wade reichende Rock, im Sommer gewöhnlich aus blau bedrucktem Kattun oder Köper, im Winter aus glattem oder gestreiftem Flanell oder einem ebensolchen Wollstoff. Die Farbstellung der Streifen war vorherrschend rot und gelb, rot und schwarz, schwarz und weiß, glatte Stoffe wurden mit Vorliebe einfarbig rot getragen. Der Rock wurde

auf das enganliegende Leibchen gebunden, das zum Unterschied vom Mieder Rückenschluß hatte. Das Leibchen bedeckte das bunte Busentuch, das vorn kreuzweis übereinandergelegt und mit seinen Enden unter der blauen oder braunen Schürze mit Nadeln festgesteckt wurde. Wie die Röcke, so zeigten auch diese Tücher eine große Mannigfaltigkeit. Weithin beliebt waren braune mit weißer und rote mit gelber Kante. An Fest- und Ehrentagen wurden solche gern auch aus blauer Seide mit gelben Blumen oder aus rotem Tuch mit grünen Blumen getragen. Da das Hemd nur halbe Ärmel mit Zug hatte, so blieben die Arme bloß, wenn die Frau nicht die Jacke (Kondusche oder Kaschet) aus dunkelfarbigem Tuche, Kattun oder einem ähnlichen Stoffe anzog. Gegen die Kälte im Winter war dieses Kleidungsstück mit Pelz gefüttert. Auch trugen die Frauen darüber noch bis zu den Knöcheln reichende schwarze Tuchmäntel mit bis über die Hüften herunterfallendem Kragen. Das zu einem einfachen Zopfe geflochtene Haar bedeckte für gewöhnlich ein geblumtes, karriertes oder glattes rotes oder braunes Kopftuch aus Kattun, die „Gucke“, oder eine Haube aus dunkelfarbigem Stoffe. Während der kälteren Jahreszeit zogen die Frauen blaue oder weiße Strümpfe und Knorrenschuhe an, während sie sonst, wie schon erwähnt, meist barfuß in Holzpantoffeln gingen. An Sonn- und Festtagen aber wurde um so größerer Staat gemacht. So kamen die jungen Mädchen aus Mauersberg, Großrückerswalde und Umgegend zur Annaberger Kät in weißen Kleidern mit vorgebundenen grünen oder roten Schürzen aus Seide, die roten mit grünen, die grünen mit roten Bändern gebunden. Dazu trugen sie großgeblumte braune Kopftücher und Kreuzbänderschuhe, deren lange Bandenden die halbe Wade fest umschlossen. Der Sonntagsrock der Frau war gewöhnlich aus Tuch oder Seide, selten glatt, oft rot-, grün- oder gelbgeblumt. Zum blauen Tuchrock wurde gern ein schwarzes Manchesterleibchen getragen. Die Kopfbedeckung der Mädchen war das Kopftuch, die der verheirateten Frau die Haube mit Bändern, die jüngere im Nacken, ältere dagegen unter dem Kinn zu einer Schleife mit lang herabfallenden Enden banden. Auf die Haube wurde die größte Sorgfalt verwendet; wohlhabende Bauerfrauen hatten oft eine ganze Truhe voll zur Verfügung, so eine gute Haube, eine mit Tressen, eine Bandhaube mit Tressen, eine schwarzgenähte mit weißer Blume, eine dergleichen mit bunter Blume, eine weiße mit gelber Blume, eine seidene mit schwarzen Spitzen, eine von schwarzem Manchester mit bunter Blume, eine weiße mit bunten Blumen bestickt, eine silberbestickte Spitzenhaube, eine mit Stroh verzierte Roßhaarhaube, eine weiße Musselinhaube mit bunten, meist roten Bändern u. a. Im Ohr hingen goldene Ohringe und den Hals schmückte ein einfaches Halsband oder eine Kette, oft mit angehenkeltem Dukaten. In den 50er Jahren gebot die Mode aufgebauscht zu gehen, weshalb die Frauen mehrere Unterröcke, sogen. Boiröcke, anzogen. In einem alten Liede heißt es davon:

„Värz'g Unterreck' haste a, mei Schatz,
Denn de brauchst vor sechs Maa allene Platz.

Dar dich nimmt zun Tanzen,
Tut sich glei beschwer'n,
Denn vun viel'n Halten
Kennt fast ener bucklig wern.

Reiche Bauerfrauen zogen schon in den 50 Jahren ihrer ländlichen die städtische Tracht vor, lange Kleider mit Bauschärmeln und engen ansteckbaren Unterärmeln.

2. Die Bergmannstracht.

Obwohl die Bergmannstracht heute noch existiert, so ist sie doch fast ganz in den Hintergrund getreten und in manchen Orten, wie in Annaberg, ganz verschwunden.[1] An Sonn- und Festtagen, ausgenommen am Bergfest, ist der Bergmann überhaupt nicht mehr erkenntlich an seiner Kleidung. Nur noch ältere Bergleute tragen wochentags in Ölsnitz Kittel und Leder, die meisten gehen in Rock und mit einem um den Leib geschnallten Riemen mit daranhängendem Ölhorn, das an die Stelle der Lichttasche getreten ist, die immer mehr und mehr verschwindet. In Schneeberg ist das Arbeitskleid der Bergleute der sogenannte „Dreckanzug": Kittel, in die Stiefel gesteckte Hosen, Filzhut, Leibriemen mit Tscherpertäschchen und auf der Brust die an einem Riemen hängende Blende. Außer am Bergfest sieht man nur beim Begräbnisse eines Bergmannes die alte so kleidsame Paradeuniform bei den Mitgliedern der bergmännischen Begräbnisgesellschaften, — wie eine solche auch in Frohnau mit einem etwa 12 Mann zählenden Stamme ehemaliger Bergleute besteht — die neben dem Sarge einhergehen und abwechselnd den Toten zur ewigen Ruhe tragen. Vor wenigen Jahren noch wurde die Tracht streng gehandhabt. Die Bergleute fuhren nur in Bergmannstracht ein, d. h. in blusenartigen schwarzen Leinwandkitteln, mit Rutschleder, Filzhut, Blende und Lichttasche. In dieser trugen die Doppelhäuer zwei Tscherper (Messer) und ein Pflöckchen. Die Lichttaschen dienten zum Transport des für eine Schicht notwendigen Öls. Zum Wegtun der mit Pulver besetzten Bohrlöcher waren „Schwefelmännchen" (= geschnittene Schwefelfaden) erforderlich. Lehrhäuer durften außer dem Schießpflöckchen nur einen Tscherper, Knechte und Grubenjungen auch dieses nicht tragen. Als „Geleuchte" wurden Blenden benutzt, die zur Verstärkung des Lichtscheins inwendig mit Weißblech ausgeschlagen waren, und bei Arbeitern eine schwarze, bei Steigern, Obersteigern und dem Bergverwalter eine blank geputzte gelbe Umhüllung

[1]) An den ehemaligen Bergsegen — die eigentliche Blütezeit des Annaberger und Buchholzer Bergbaues reichte nicht über die 1560er Jahre hinaus — erinnert u. a. die täglich früh 4, mittags 12, abends 8 Uhr läutende Häuerglocke, die früher täglich sechs mal geläutet wurde, den Bergleuten zu Anfang einer jeden Schicht zurief:

„Glück auf, fahr ein zum finstern Schacht,
Gott gibt dir gut Geschick!
So geh getrost in Grabes Nacht,
Dein harrt des Himmels Glück."

1892 hörte der Annaberger Silber- und Kobaltbergbau bis auf weiteres auf.

besaßen. Obersteiger und Bergverwalter, die unter ihren Schachthüten weiße Fahrhauben trugen, hatten in ihren Blenden nicht Öllampen, sondern Inseltlichter. In den Steinkohlengruben gibt es seit ungefähr 25 Jahren schon keine Blenden mehr, wegen der Schlagwettergefahr wurde die Dawysche Sicherheitslampe, jetzt die Wolfsche, eingeführt. — Zu Anfang einer jeden Arbeitsschicht wurden gewöhnlich einige Gesangbuchsstrophen, oft auch ein ganzes Lied, gesungen, die in besseren Zechen ein Bergmann auf der Orgel begleitete. Ein kurzes Gebet schloß sich dem Gesange an. Die Zeit, wo der Bergmannsstand nicht nur ein besonders bevorzugter, mit vielen Privilegien und Freiheiten ausgestatteter, sondern auch ein besonders frommer war, ist zweifellos längst vorbei. Nur auf einzelnen obererzgebirgischen Gruben haben sich noch spärliche Reste der einst vielgerühmten Bergmannsfrömmigkeit in der Form des gemeinschaftlichen Gebets der Belegschaft vor dem Einfahren erhalten. Der Bergmannsgruß über und unter Tage ist heute noch der von jeher gebräuchliche. Mit einem „Glück auf!" oder „Behüt dich Gott!" nimmt der Bergmann Abschied von seiner Familie, Frau und Kinder rufen nach: „Komme gesund wieder!" Mit einem „Glück auf!" grüßt auch der Beamte in der Grube, wenn er die Arbeiter „befährt", denen er beim Fortgehen eine „Gesunde Schicht" wünscht. Als Gegenwunsch heißt es: „Das helf oder „das gebe Gott, fahren Sie gesund durch (oder aus)!" Weniger Gottvertrauen spricht aus den Worten der Kohlenbergleute, ihren Wünschen fehlt gewöhnlich „das helf oder gebe Gott!"[1] — (Über die Bergmannstracht s. weiteres unter Bergmannsfest).

Anhang.

„Der Churfürstlich Sächsischen Freien Bergstadt St. Annaberg Ordnung wegen übermäßiger und ungebührlicher Kleidung, auch wie es hinfür bei Verlöbnissen, Hochzeiten und Kindtaufen zu halten publiziert Anno 1683."

In der Einleitung zu dieser Kleiderordnung wird zunächst geklagt, „daß viele unbesonnene Leute sich allerhand verbotene und ihnen nicht zukommende Kleidung, Schmuck, Trachten u. dergl. ungescheut anmaßen, also, daß kein Stand mehr von dem andern zu unterscheiden, auch zu besorgen sei, daß großer Geldmangel und Verarmung, ja wohl gar der endliche Verderb und Untergang geschehe." Hierauf folgt eine Aufstellung derjenigen Kleider und Schmucksachen, die allen Bürgern und Einwohnern ohne Ausnahme zu tragen verboten sind. Darunter befinden sich „alle kostbaren Perlen, wie auch falsch gemachte, alle Hals- und Armbänder, auch Vorsteckrosen, Ohrgehenke und Haarnadeln, so mit Edelsteinen besetzt, sammt aller falschen Schmuckarbeit, wie auch alle überflüssigen kostbaren Ringe, silberne Messer, alle güldenen und silbernen Spitzen, Fransen und Posamenten, — die neuen ausländischen geblümten Modezeuge und Stoffe, — aller guter glatter Sammt und Plisch, nicht minder glatter Zipsammt als welcher von ferne für gut angesehen und

[1] Eine Schilderung der Bergmannsarbeit in alter Zeit gibt Jacobi, Bilder aus der Vergangenheit des Erzgebirges. Glück auf! 1890, S. 93 ff.

Mancher damit geärgert wird, — die gekräuselten Haare und Haarlocken, — ingleichen bei Frauenspersonen die gänzliche Verschleierung des Gesichts, bei welcher keine Person vor der anderen zu erkennen ist." Dann heißt es in der Kleiderordnung weiter: „Und weil hiernächst dieses Polizeiwesen in gewisse Classen und hiesigen Orts wohl in fünfe derselben einzutheilen und einer jeden dieser Classen eine sonderbare Regul, wie bei Ausrichtungen und anderen Festivitäten sich zu verhalten vorzuschreiben, fürnehmlich aber der Kleidung und des Schmuckes halber eine gewisse Tracht und Mode zuzueignen, so setzen wir fest": .... — Es folgt nun die Einteilung der Klassen. In der ersten sind aufgeführt: „Die Geistlichen und diejenigen, so bei Sr. Churfürstl. Durchlaucht und der Stadt sonderbare Ehrenstellen bekleiden, wie auch die Ratspersonen. Diese sollen vor sich und ihre Weiber und Kinder mit guten Exempeln vorangehen." — In der zweiten Klasse rangieren die anderen literati, die Kirchen-, Schul- und Almosenvorsteher, Viertelsmeister, Handelsleute und Kramer, ingleichen vornehme Spitzenhändler und andere ansehnliche und vermögende Bürger. Diese können sich in Tafft (da die Elle nicht über 27 Gr. kostet), desgleichen in das beste inländische Tuch kleiden, hingegen ihnen das Tragen seidener Mäntel verboten ist; sonsten mögen sich auch deren Weiber und Töchter gute güldene Ketten und Armbänder, dem Werthe nach bis zu 30 Thaler, auch silberne Gürtel, plischene Mützen, leinwandene Schürzen, geklöppelte Spitzen (die Elle an Hauben und Halskrägen von 4—6 Gr., zum Aufbrähmen der Kleider aber nur einfach die Elle vor 2—3 Gr.) anlegen; der Tochter Brautkranz sei von gesponnener Drahtarbeit, jedoch ohne Perlen, zum höchsten 18 Gr. bis 1 Thaler werth." — In der dritten Klasse sind höchst naiver Weise vereinigt „die Apotheker, Buchbinder, Kunstmaler, Goldschmiede, Barbiere, Bader und andere von solcher Profession, die nächst der Handarbeit auch sonderbare Kunst und Nachdenken erfordert." Diese dürfen tragen: „Tuche bis zu 1 Thaler die Elle, die Weiber und Töchter goldene Ketten bis 15 Thaler oder eine Schnur Dukaten um den Hals, ingleichen silberne Gürtel bis zu 15 Lot, zur Ehrenkleidung Tafft, Buschelmützen von Plisch, seidene Spitzen zu Hauben und Halskragen, die Elle für 4—5 Gr., Brautkränze von 12—18 Gr., doch daß hingegen sie der Armbänder, ingleichen der seidenen Blumenkränze, wie auch anderer seidener Zeuge sich gänzlich zu enthalten haben." — Die übrige Bürgerschaft — Bürger und Handwerker — gehört zur vierten Klasse. Diese soll sich in der Hauptsache mit wollener Kleidung behelfen. Doch sind ihr taffetne Schürzen gestattet, ebenso weiße geklöppelte Spitzen, die Elle zu 2—3 Gr., kamelhärne Plischhauben, auch zeugene Puschelmützen mit einer seidenen Spitze." Der Preis des Brautkranzes darf 9—12 Gr. nicht übersteigen. Auch ist noch ausdrücklich bestimmt, daß in dieser Klasse die Bräute bei Strafe von 2 Thalern auf dem Kopfe zu tragen haben, während die Bräute der 1.—3. Klasse zum Zeichen ihres Standesvorrechtes ihn am Arme tragen durften.

In die letzte Klasse sind alle Dienstleute, Handlöhner und Bauern bei der Stadt verwiesen. Was diesen zu tragen erlaubt war, wird in

der Verordnung selbst als „schlechtes Zeug“ bezeichnet. Verboten waren insbesondere weiße Schürzen und Hauben, alle Spitzen, silberne Haarnadeln, schwarze und rote Steine um die Hälse, „sehmische“ Schuhe und dergl. bei Strafe von 2 alten Schock und dem Verluste der Kleidung.

Ein besonderes Gebot richtet sich sodann noch an die Schüler der lateinischen Schule. Ihnen sollen die bunten Kleider und Bänder, auch das Degentragen verboten sein, „ihnen sowohl als auch den Handwerksburschen.“

Wie ist nun diese Kleiderordnung befolgt worden? Die Antwort wird gegeben durch Aktenstücke, die voll gefüllt sind von Denunziationen und Straferlassen wegen Kleidercontraventionen. Als ein wahrer Kleiderordnungs-Wüterich, der es besonders auf die Frauen abgesehen hatte, erweist sich ein gewisser Rabenstein, ein Ratsbeamter, der ganz speziell als Kleiderordungsinspektor in Pflicht genommen ward. Die Stellung dieses Beamten mag dabei eine ganz einträgliche gewesen sein, da er von jeder verhängten Strafe die Hälfte als Denunziationsgebühr erhielt. So war nach dem Berichte des R. Meister Sch's Tochter am 3. Mai 1683 in der Kirche mit großen Schlumperärmeln, Sonnenfächer und Flatterhaube gesehen worden. Am selbigen Tage war eine andere Bürgerstochter mit einem Reifrock gegangen. Besonders prachtliebend mag Meister Flaths Tochter gewesen sein, die früh mit einem tafftnen Kleide und großer Flatterhaube und gegen Mittag mit einer böhmischen Kappe von rot und weißem Stoff und Schlumperärmeln gegangen ist. Ferner gingen laut Anzeige die Ehefrau des Schneidermeisters Zschiesche in einer schwarzen und mit goldnen Tressen verzierten Sammetkappe, die Ehefrau des Buchbinders Gerber in einem geblumten Pelz, die Ehefrau des Essenkehrers Baumann mit einem Tüchel mit güldenen Spitzen, die Tochter des Posamentiers Brand „mit einer recht großen Flatterhaube, daran ein artige an der Stirn gezierte Schneppe, daß kein Vornehmes einen Vorzug darinnen, und haben's die zwei Stadtschreiberstöchter mit Verwunderung angesehen, daß der Staat nicht fällt, sondern alle Tage mehr wird.“ Mehr noch als die genannten verging sich die älteste Tochter Flaths gegen die Kleiderordnung: Sie erschien als Braut in der Kirche zum ersten Aufgebot „in einem Pudelkopf und zwar bestehend in 8 Zöpfen, einer immer länger als der andere“; bei der Trauung aber „in einem Pudelkopf und Haarstirn, darin eine schöne Zitternadel, vorn am Kleid feine Spitzen, dreimal wie die Adligen, noch zum Überfluß um den Hals Spitzen, alle gekraust, das Brautkleid mit einer Schleppe hintennach.“ Und auch die Umgebung Annabergs war nicht sicher vor dem gestrengen Kleiderordnungsinspektor. So wurden von ihm angezeigt u. a. zwei Mädchen, weil sie eines Tages im „warmen Wiesenbade“ spazierten und tanzten „angetan mit böhmischer Haube, grün und zweimal Gold und rotem Band, sehr flattericht“. Daß R. infolge seiner Denunziationstätigkeit sich den Haß aller zuzog, ist leicht erklärlich. Er klagt denn auch dem Stadtrate seine liebe Not und will die Flinte ins Korn werfen. In der betr. Eingabe heißt es u. a.: „Dem Hochedlen, Vesten, Gestrengen und Hochweisen Rath ist es bekannt, wassermaßen ich wegen der Kleiderordnung in Pflicht genommen, daher denn

nun den Gnädigsten Befehlen nach Vermögen Genüge zu leisten, es mir angelegen sein lassen, mir hierüber die von mir angebrachten Rügen sattsames Zeugnis abgeben, wodurch ich aber bei hiesiger Stadt und Bürgerschaft nicht als Verachtung, Verdruß und Feindschaft mir und meinen Kindern auf den Hals gezogen und zeitlebens nicht auswetzen werde, gegenwärtig ich aber nur zum Spott und Gelächter der Stadt herumgehe, und solches theils selber mit anhören muß, wie denn z. B. am Tage Mariä Heimsuchung Abends nach 8 Uhr J. G. Fuchs, Meister und Posamentier, vor J. Schmidts Haustür laut erzählte: Ich bin itzo in Dresden gewesen, da geht Alles noch wie vor mit Flatterhauben, alle Schuhmacher und Schneider gehen so, desgleichen in Leipzig und Prag und Wien; auch hier in Annaberg ist kein Raths Gebot, sondern nur der Rathsherren Weiber ihr Gebot, sie gönnen Niemand Anderem nichts ...."

III. Geburt und Taufe.

1. Die Geburt.

(Hierzu vgl. Dr. H. Ploß, das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Mo.[1] 272 ff. M. 185 ff.).

Die Schwangerschaft. Nach weithin verbreitetem Aberglauben übt das Verhalten der Mutter vor der Geburt einen Einfluß auf die körperlichen und geistigen Eigenschaften des Kindes aus. Mag sich diese Vorstellung in gewissen Fällen mit wirklichen Tatsachen berühren, so ist doch hier die Einbildungskraft sicher viel zu weit gegangen; denn wollte einer alle Aberglauben, die sich auf das Verhalten der hoffnungsvollen Frau vereinigen, zusammenfassen, so würde sich vermutlich ergeben, daß eine Frau in dieser Zeit überhaupt nichts tun dürfte, ohne daß ihr Kind irgendwelche Folgen davon verspürte.

Die hoffende Frau darf nicht auf Eierschalen treten, sonst trägt sie nicht aus (A. 572*). Stellt sie sich an den heißen Ofen oder trägt heißes Wasser, so wächst die Nachgeburt an (A.), geht sie unter einer Leine hindurch, so umschlingt die Nabelschnur den Hals des Kindes (A., B. 572*), das Mitesser bekommt (A., B., Gey. 571) oder ein Vielfraß wird (A.), wenn sich die hoffende Frau essend vor den Brotschrank stellt. Bei einem schreckhaften Anblick oder einer unverhofften Nachricht soll die Mutter die Hände falten und von sich halten, damit das Kind kein Mal bekomme (A. 572*). So sagte mir eine Frau, daß ihr nunmehr vierzehnjähriger Sohn noch deutlich die Abdrücke ihrer Finger auf den Oberarmen habe, weil sie sich selbst bei einem Feuer an den Oberarmen gefaßt habe, eine andere Frau, die vor einer Maus erschrak, habe ein Mädchen mit dem Abzeichen dieses Tieres auf der Stirn geboren. Um sich vorm „Versehen" zu hüten, sollen Schwangere Gesellschaften, Festlichkeiten u. a. meiden (A.). Auch moralische Eigenschaften können zur Zeit der Schwangerschaft auf die Leibesfrucht übertragen werden. Ein etwaiger Hang zum Stehlen macht das Kind zum Dieb (v. 572). So auch erbt das Kind die Begierde nach gewissen Speisen (v.).

Die Geburt. (Vgl. hierzu W. 574). Um eine leichte Geburt herbeizuführen, trinkt die Kreisende das Wasser von abgekochten Eierschalen (A.), ißt sie eine eingelegte grüne Nuß (A.) oder Mutterkorn, wovon die alten Hebammen immer einen Vorrat bei sich führten (A., B.), werden ihr, wenn die Wehen begonnen haben, die sieben h. Himmelsriegel, das Gesangbuch (v. in A.) unter den Kopf gelegt, hängt man ein Bild mit nackten Kindern auf, das die Gebärende ansieht (A.). So wurde in A. ein solches Bild schon von der Großmutter und Mutter einer jetzt niedergekommenen Frau in ihren schweren Stunden verwendet Die nunmehr verstorbene Hebamme Sch. in B. setzte sich zu Füßen der Niederkommenden, faltete ihre beiden Hände und drehte so lange die Daumen unter steter Wiederholung der Worte:

„'s ward schie kumme,
's hoot sich's emol vurgenumme,"

bis sie helfend eingreifen konnte. Bei der Hersagung ihrer Zauberformel schlief sie aber auch oft ein! Liegt während der Geburt ein Toter im Orte (Mau.), im Hause (B.) oder findet ein Begräbnis statt (Mau.), legt die Hebamme ihre Sachen auf das Bett, bevor das Kind da ist, so stirbt dieses bald wieder (A.), wie auch dann, wenn es unmittelbar nach der Geburt mit den Füßen nach der Tür zu gelegt wird (Th.). Nach erfolgter Geburt und nachdem die Hebamme oder Wehefrau das Kind gebadet und unter Anwünschung alles Guten dem Vater übergeben hat, wofür sich dieser gewöhnlich mit einem Geldgeschenk abfindet, wird der „Rumpelkaffee" getrunken, der in der Regel etwas kräftiger als der sonst übliche ist.

Ausdrücke und Redensarten nach erfolgter Geburt sind. „'s hot gerumpelt„ (A.), „se is eigekumme" (A.), „dr Backufen is eigefall'n" (A., B.). Bei ledigen Müttern: „'s schennste Blatel is nu wack" (A., B.), „se is ze Fall kumme" (A.). Se hoot e Hufeisen verlurn" (A.). Der Ehrentag einer solchen ist dann auch „eine Hochzeit mit Latschen" (A.).

Die Herkunft des Kindes. Die Kinder bringt der Storch aus dem Teiche (allg.), und zwar die Mädchen und artigen Knaben auf dem Rücken, die bösen Jungen im Schnabel (A.). Daher auch die Redensart zur Bezeichnung eines unartigen Kindes: „Na, deinen Jungen hat der Storch auch nicht auf dem Rücken gebracht!" (A., Joh.). Um Mitternacht geborene Kinder hat ein schwarzer Storch gebracht (A.). Die Mutter aber beißt er ins Bein, darum muß sie das Bett hüten. Vgl. hierzu M. 102.

2. Das Kind.

(Nach der Geburt. — Erstes Kindesbad. — Schutzregeln für Wöchnerin und Kind.)

Das Kind unmittelbar nach der Geburt. Unmittelbar nach der Geburt wird das Kind in ein Hemd des Vaters gewickelt, damit es diesen lieb gewinne (A. 580*). Das Neugeborene soll möglichst bald

ein Geschrei erheben, weshalb ihm die Hebamme einen Klitsch auf den Hintern gibt, damit die „Lebensgeister geweckt werden" (Kö.), es zeitig sprechen lerne (Gd., Kl.). Schon nach dem altdeutschen Volksrechte gilt das Kind erst dann wirklich lebendig und lebensfähig, wenn es die vier Wände beschrieen hat (Meyer 107). Damit das Kind fleißig werde, wird es auf die Stubendiele gelegt (Ehr. 580*), welchen Brauch andere verwerfen, weil sie meinen, daß dadurch das Kind zum Dienen bestimmt werde (B.). Kinder, deren Kopf kreuzförmig gebildet ist, einen „Totenkranz" zeigt, „auf ist", sind Todeskinder (A., Ch., Wi.). Die Nachgeburt wird in fließendes Wasser geworfen, damit das Kind gut und willig lerne (Kl. 574*), anderwärts bringt dies Beginnen der Mutter Siechtum und Tod (A.). Die in den Abort geworfene Nachgeburt bringt der Frau nach ihren Wechseljahren den Krebs (A.). Man verbrennt sie deshalb vielfach im Ofen.

Natürlich achtet man bei der Geburt eines Kindes auch auf die Gestirne; denn der Lebenslauf derselben gestaltet sich nach dem guten oder bösen Planeten, unter dem das Kind geboren ward (Vgl. hierzu W. 105., 106. M. 103). Es heißt: „Jeder Mensch hat seinen Lebensstern" (v.). Einst spähte die Hebamme, die jahrhundertelang die Trägerin des medizinischen Aberglaubens war, gleich nach erfolgter Geburt nach einem bedeutsamen Sternbild am Himmel und gab allerhand gute Ratschläge, wenn sie ein die Zukunft des Kindes ungünstig beeinflussendes Zeichen erblickte. Jetzt greift man zum Kalender, der Bibel des Aberglaubens. Glück ist allen denen beschieden, die im Himmelszeichen der Jungfrau (A., Nd.), des Löwen (Gey., Ar.), der Wage (Kl., Br.), des Steinbocks (Zw.) und des Schützen (Zw.) zur Welt kommen, und zwar werden die im Löwen geborenen Kinder groß, kräftig und großmütig, den in der Wage angekommenen aber fällt großer Reichtum zu, wenn sie sich dem Kaufmannsstande widmen, auf den das Zeichen hinweisen soll. Zudem können all diesen Glückskindern böse Geister im ersten Lebensjahre keinen Schaden zufügen. Wenn man hier und da auch den Fischen einen günstigen Einfluß zuschreibt (Fr., H., A., Kl.), — es sollen in diesem Himmelszeichen Geborene munter wie die Fische werden und ein hohes Alter erreichen, — so überwiegt doch bei weitem die Meinung, daß diese Kinder Gefahr laufen, früher oder später einmal zu ertrinken (A., Kl., W., Gd 105), ein Tod, der auch den im Wassermann angekommenen zuteil werden soll (A. 105). Dreimal macht „der Böse" im Wasser den Versuch, das Kind ins Wasser zu ziehen, mit dem dritten vergeblichen Versuche aber verliert er die Kraft über den Menschen (A., Ehr.). Um ihm diese zu nehmen, werfen Eltern Kleidungsstücke solcher Kinder ins Wasser (Ehr., N., Ö), wie sie auch solche verbrennen, um die Kleinen vor Brandschäden zu bewahren (M., W.); bestimmt die Andeutung eines Opfers. Auch sollen sich im Wassermann geborene Kinder später dem Trunke ergeben (Cr., Th. 105). Krankheit und frühen Tod verkündigen Skorpion (Gey.) und Krebs (Ö.), auch schlagen dem in diesem Himmelszeichen geborenen Kinde alle Unternehmungen fehl, „es geht zeitlebens den Krebsgang" (El., Schl., J., H.).

Von Bedeutung für das zukünftige Schicksal des Neugeborenen sind auch Tag und Stunde seiner Geburt. Als eine besonders glückliche Zeit gilt ein Sonn- oder Feiertag, zumal wenn die Geburt während des Gottesdienstes erfolgt (allg.). Solchen Kindern gelingt alles, was sie anfangen, und sie sind vom Glück im Spiel begünstigt (Ö). Auch können sie böse Geister sehen, eine in ihrem Werte etwas zweifelhafte Gabe! Ganz besonders bevorzugte Glückskinder aber sind die am Christabend (A. 77), am ersten Pfingst- oder Osterfeiertage geborenen (A., M.). In bezug auf einen glücklichen oder unglücklichen Geburtstag hat der Volksglaube folgendes Verschen erfunden:

Sonntagskinder — glückliche Kinder,
Montagskinder — kluge Kinder,
Dienstagskinder — reiche Kinder,
Mittwochskinder — geschwätzige Kinder,
Donnerstagskinder — zornige Kinder,
Freitagskinder — unglückliche Kinder,
Sonnabendskinder — Todeskinder[1]) (A., J.)

Als Todes- und Leidenskinder gelten auch alle in der Karwoche geborenen (Mau. 87*), auch sollen an Sonnabenden zur Welt gekommene im späteren Leben wenig auf Sauberkeit halten (Ri.). Ein mühevolles Leben und Tod durch Blitzschlag stehen dem Kinde bevor, das während eines Gewitters ankommt (Nd., J.). Erfolgt die Geburt während der Baumblüte, so soll das Kind zeitig weißes Haar bekommen (Ma.). Im April geborene Kinder werden wetterwendisch (M.), am Siebenschläfer angekommene sterben im ersten Lebensjahr (A., Ö., Bä.). Kommt die Geburtsanzeige unter eine Todesnachricht zu stehen, so ist dem Sprößling Glück beschieden (Zw.). In der Nacht geborene Kinder gelten als schläfrige, am Tag geborene als muntere (A., Ehr., B., Br.).

Das erste Kindsbad. (Vgl. hierzu M. 102 ff.). In das erste Bad legt man ein Geldstück, damit das Kind sparsam werde und nie in Geldverlegenheit komme (M., A., H., J.), Glück und Ruhe habe (Ö.), gießt Osterwasser oder Baldrian hinein, um Krankheiten, vor allem die Pest, fernzuhalten (M., Br.). Darein geschüttetes Salz läßt das Kind schnell laufen (Mau.), darein gegossene Milch gibt ihm eine weiße Haut (H.). Gequirltes oder gekochtes Badewasser gibt lockiges Haar (A., Ge.). Man gießt das Wasser in den Bach, damit das Kind fleißig werde (Blu., Ge.), auf den Rasen, damit es schnell wachse (Gey.), unter einen rotblühenden Apfelbaum oder an ein Rosenbäumchen (A., Fr. 579), um rote Bäckchen zu verleihen. Verunreinigt das Kind sein erstes Bad, so hat es kein Glück (A.). Bleibt das Wasser nach dem Bade lange stehen (A.), gießt es die Hebamme in den Abort (W., M., A.), dann wird das Kind nachlässig und faul, und unsauber und liederlich, wenn Wäsche

---

[1]) Die Grundlage der Ansicht, welche Tage des Jahres und der Woche glücklich oder unglücklich seien, bilden entschieden die altheidnischen Überlieferungen, nur teilweise durch christliche, besonders römisch-katholische Einwirkungen etwas umgebildet. Vgl. W. 66 ff.

darin gewaschen wird (A., Ehr.). — Der abgefallene Nabel wird aufhoben. Das Kind bekommt ihn auf den ersten Schulgang mit, damit es klug werde (A. 579). Bei der Aushebung bei sich getragen, befreit er vom Kriegsdienst (A.).

Schutzregeln der Wöchnerin. (Vgl. hierzu M. 187 ff.). Die Zeit von der Entbindung bis zum ersten Kirchgange gilt für die Wöchnerin nach dem herrschenden Volksglauben als eine gefahrvolle. „Hier bricht nun wieder eine unausrottbare Grundanschauung hervor, nämlich, daß bei Ereignissen, die einen merklichen Wechsel hervorbringen, wie Geburt und Taufe, Schwangerschaft und Wochenbett, Verlobung und Hochzeit, Einzug in ein neues Haus, Kauf und Verkauf von Vieh und schließlich das Sterben, die bösen Geister ganz besonders wach und aufmerksam auf der Lauer liegen, um zu stören, zu schaden, zu verderben, und daß übelberufene, zauberkundige Weiber, Hexen, es ihnen darin gleichtun" (Meyer, D. Volksk., S. 104). Alte Weiber hält man ängstlich vom Wochenbett fern (v.). Die Leichenfrau bringt einer Wöchnerin Krankheit und Tod (Kö.). Ohne ein Geschenk soll man nie eine Wöchnerin besuchen (Ö). Vor ihrem ersten Kirchgange gilt die Wöchnerin selbst als unheil- und verderbenbringend (v. 576*). Ihr Gang über ein Beet läßt darauf nichts mehr gedeihen (A. 576), holt sie Wasser aus dem Brunnen, so vertrocknet er (Ö., Di. 576*), ihr Eintritt in einen Bauernhof bringt Tod einem Stück Vieh (Di.). Sie darf keinem Leichenzuge nachsehen, sonst stirbt im nächsten Jahre ihr Mann (A. 577). Macht sie einen Ausgang, so trägt sie die „de Brude" (A.), den „Winkel" (Gey.) aus dem Hause. Junge Frauen fürchten sich vor einem solchen Besuche aus Sorge, den Winkel übertragen zu bekommen (Gey.) Nicht mehr zu ängstigen aber braucht sich die Frau, die die Erstlingswäsche ihres letzten Kindes nicht unberührt liegen läßt (A.), die sich auf den Rand eines Wochenbettes setzt (A.), zu der die Hebamme mit der Tasche in die Wohnung kommt (A.), der am Neujahrsmorgen diese Frau begegnet (A.). Mutterfreuden kündigt ferner der knisternde Wäschekorb an, der vielfach als erstes Kinderbett verwendet wird (A.).

An das Hinscheiden von Kindbetterinnen, deren innerhalb eines Jahres immer so viele im Orte werden wie Rosen im November auf dem Friedhofe blühen (A.), knüpft sich namentlich der Glaube an die Wiederkehr der Toten (allg.). Sechs Wochen lang kehren sie nach dem Volksglauben um Mitternacht ins Haus zurück, um das Kind zu stillen und zu baden (748). Darum legt man während dieser Zeit eine Mangeldocke ins Bett (Kö.), wie man auch eine solche der Leiche in den Sarg legt (Ehr.), oder Nähnadel, Zwirn, Schere und Fingerhut mitgibt (Ö. 748), damit sie Beschäftigung, also Ruhe habe und nicht wiederkomme. Ist das Kind gleichzeitig mit der Mutter gestorben, so legt man beide gemeinsam in einen Sarg und Spielzeug und Puppen dazu, damit dem Kinde Unterhaltung nicht fehle (s. Gaben in den Sarg). Schmatzt das hinterlassene Kind im Schlafe, so glaubt man die stillende Mutter bei ihm (v.).

Schutz des Kindes. Große Sorgen für das Wohlergehen des Kindes harren der abergläubischen Mutter in der Zeit bis zur Taufe, solange das Kind noch ein „Heide“ ist; denn während dieses Zeitraumes drohen allerhand dämonische Wesen.

Das ungetaufte Kind darf nicht über die Schwelle des Hauses kommen (Th., Kö., Ri., J.), damit ihm böse Geister nicht schaden können oder es ein Ausreißer werde, der seine Eltern verachtet (O. 582*). Auch bringt es Unglück, wohin es kommt (A. 582). Zum Schutze des Kindes werden bis zur Taufe, oft auch noch länger, die verschiedenartigsten Gegenstände in das Bettchen gelegt, so bunte Wolle und Seidenfädchen (A.), die sieben Himmelsriegel, die Bibel, das Gesangbuch (v. 583), ein Gebetbuch (H.), eine Schere, an der sich die Dämonen stechen sollen (Ehr. 581*). Bibel und Gesangbuch lassen das Kind auch fromm werden (v.) oder gelehrt (El.). An das Bett schreibt man drei Kreuze (Kl), legt darunter einen Besen (Sch. 581*), läßt des Nachts in der Wochenstube ein hellbrennendes Licht stehen; denn heller Lichtschein hält böse Geister fern (Kö., Ge. 583), wie auch steter Lärm, der den Säugling umgibt (M., Cr.). Machtlos sind sie auch dann, wenn die Mutter mit dem Kinde über einen Kreuzweg geht (Nd. 582*), bis zur Taufe das Gesangbuch aufgeschlagen auf dem Tische liegen bleibt (Ge.). Gähnt das Kind zum ersten Male, „so fährt der Teufel heraus“, und sofort schlägt man drei Kreuze vor dem Munde des Kleinen, die ihm den Rückweg versperren sollen (B. 597). Trägt die Wöchnerin ein schwarzes Kleid, so wird das Kind furchtsam (A. 577).

Das Beschreien des Kindes. (Vgl. W. 244). Vor allem muß die Mutter alte Weiber vom Kinde fernhalten, die es beschreien und behexen könnten (v. 581). Wer ein Kind lobt oder bewundert, ohne seinen Worten ein „Behüt's Gott!“ hinzuzusetzen (413), ohne mit dem Finger dreimal auf die Tischkante zu pochen (403) oder ein Kreuz über das Kind zu schlagen, beschreit es (allg.). Das beschrieene Kind kann keine Ruhe finden, wird leicht krank und hat eine salzig schmeckende Stirn (A., O., Ehr. 581). Um den bösen Zauber zu bannen, schlägt die Mutter der in Verdacht stehenden Person drei Kreuze nach (A., Kl., W.), leckt in den drei höchsten Namen dreimal des Kindes Stirn (A.), schlägt drei Kreuze quer darüber (Ri.), wäscht sie mit Salzwasser (Mtt., Fr.) Frauenflachs (A.) oder söhnt das Kind aus (A.). Zu diesem Zwecke befeuchtet sie ihre beiden Daumen mit Wasser, bestreicht damit den Vorderleib des Kindes und spricht dabei: „Mariens Milch und Christi Blut ist für Reißen und Unkraut gut. † † † Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und h. Geistes“ (A.).

Der böse Blick. Zum Schutze gegen den bösen Blick werden dem Säugling rote Bändchen, sog. Beschreibändchen, um die Handgelenke gebunden (B., W., Kl. 581) und bunte Wolle unters Kopfkissen gelegt (A.), hängt man ihm als Amulett einen herzförmigen Stein an den Hals (Kl.) und beschenkt es bei der Entwöhnung mit einem langen rotseidenen Bande, das als Blickableiter dienen soll (v.).

Der Wechselbalg. (Vgl. hierzu W. 583 ff. M. 105. 188. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, S. 25, 26). Weithin verbreitet ist der Glaube an den Wechselbalg, ein dickköpfiges, mißgestaltetes Kind mit langen Armen und kleinen Beinen, das tückische Dämonen an die Stelle des gesunden Kindes legen sollen, wenn die Mutter das ungetaufte Kind aus dem Hause, aus der Stube trägt (J.), es allein in der Stube läßt (Nie., Ö.), mit ihm über eine angestickte Diele geht (Gey, J.), im „Wechsel", d. h. bald auf dem linken, bald auf dem rechten Arme trägt (A. 582), oder unter dem Arme hält und mit diesem die Tür öffnet (Ehr., Gey.). Gegen das Eindringen der bösen Dämonen bleibt das Gesangbuch sechs Wochen lang im Kinderkorbe liegen (Frk.), Hat aber die Stube, wo der Kinderkorb steht, oder der Boden einen Wechsel, d. h. angestickte Dielenbretter, dann geschieht niemals ein Tausch, einen Wechsel überschreitet der Böse nie (Zw., Nd., Ri., Nie., Ö., H.). Ist aber dennoch ein Tausch vorgekommen, was man daran merkt, daß die Kinder in ihrer Entwicklung sichtbar zurückbleiben, viel schreien und unwillig sind, dann soll das Kind viel geschlagen werden. Sehen das die Wechselbutten, die man sich als kleine Leute in der Mulde wohnend vorstellt, so bringen sie schnell das entführte Kind wieder (Nie. Mitt. d. V. f. s. V., III, 319. — 585). (Dem Aberglauben vom Wechselbalg liegt die Tatsache des Kretinismus zu Grunde [der Rhachitis congenita foetalis] vgl. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, S. 25, 26). Das beweist auch, daß man früher Kinder mit Wasserköpfen Wechselbälge, Wechselbutten nannte (A., Ö.). Nach Wuttke werden in Westpreußen kretinartige Kinder für Wechselbälge gehalten und von allen gemißhandelt, dagegen in einigen Gegenden Oberfrankens sehr gepflegt und gut behandelt, weil sie Glück bringen. Vgl. W. 584.

Krämpfe. („Ufraut." — „'s Gietel spielt mit dem Kinde". A., B.). (Vgl. hierzu W. 542 ff. M. 117). Ein ganzes Arsenal von Schutz- und Heilmitteln hat der Aberglaube gegen die Krämpfe, das sogen. „Ufraut," geliefert. Man legt in den Kinderkorb die sieben h. Himmelsriegel (Ö., A., B., Gey.), die Bibel, das Gesangbuch, den Trauring (Ne., Gd.), den Brautkranz (A. 542), ein auf der Straße gefundenes Stückchen Brot (Nd.), ein Hufeisen (Kö., Cr. 598*, 542*), unter das Bett ein vom Blitz angeleuchtetes Fenster (Ne.), stellt darunter den Kreuzschnabel, der nach allgemeinem Aberglauben die Krankheiten der Stubenbewohner an sich zieht, vor Behexung schützt und aus Dank für das gewährte Unterkommen freiwillig in den Tod geht. Dem Wasser, wovon ein solcher mit rechts gebogenem Schnabel getrunken hat, wohnt besondere Heilkraft inne: tropfenweise bekommt das kranke Kind davon zu trinken (Gd., Wo. 542). Andere wieder stellen das Bett über einen Wechsel und lassen die jüngste Patin kommen (Crz.), erschrecken das Kind heftig (J.), geben ihm Meerrettich (M.), zu Pulver gestoßene Kellerasseln (Ne.), die zu Pulver gestoßene Nabelschnur (A.), Schießpulver (A.), Krebsaugen (A.), einen Schluck Taufwasser (B., W. 192), binden ihm das Halsband einer Ziege (A.), ein schwarzes Sammetband, das nach 8 Tagen ins Wasser geworfen wird (Ö.), ein schwarzes Erb-

tuch, das beim Genusse des h. Abendmahls getragen worden ist, um den Hals (B., Gey.) oder einen Trauerflor um den Kopf (Ri.), legen darunter ein beim h. Abendmahl getragenes Stück (A.), bedecken das Gesicht des Kindes mit dem schwarzseidenen Tuche einer verstorbenen Patin (Gey.) oder dem Glase eines ausgehängten Fensters (A. 542), zertreten vor dem Bette eine Zwiebel (A.), geben eine solche dem Kinde in die Hand (A.), legen neben dieses in das Bettchen den in ein rotes Tuch eingewickelten Kopf einer Maus (Nd.), lassen den Paten ein Stück Papier zerreißen (A. 542*), schreiben ans Bett drei Kreuze (v.), holen den „Wundermann“, der alle Glieder des kleinen Patienten streicht, tragen ein Hemd des Kindes zu ihm hin, lassen es bestreichen und ziehen es wieder an (Zw. Gegend). Ganz sichern Heilerfolg soll folgendes Mittel haben: Auf die Innenseite eines Löffels schreibt man die Worte „Es ist vollbracht!“, setzt drei Kreuze darunter, gießt eine ungerade Zahl von Wassertropfen hinein, verwischt damit die Schrift und gibt das Wasser dem Kinde ein (Ehr.).

Zur Förderung des Zahnens (Vgl. hierzu M. 103) läßt man den Säugling oft an eine Zwiebel riechen (A.), auf eine Speckschwarte beißen (A.), bestreicht seinen Mund mit Forellenblut (Nd., Mau.), mit Regentropfen, die von der Wäschestange gefallen sind (Ehr., Gr.), mit Abendmahlwein, womit die Mutter beim Genusse des h. Abendmahls ihr Taschentuch befeuchtete (B.). Oder man bindet ihm eine Kette aus Wachholderbeeren (Nd.), aus Bernstein (Ö.) oder eine solche aus abwechselnd gereihten Päonienkörnern, Gold- und Stahlperlen um den Hals (A. 602*), hängt ihm einen Leichenzahn (Fr.) oder den einer lebendigen Maus abgebissenen Kopf an (Nd. 601), gibt ihm den Erbschlüssel zum Spielen (M.), hängt ein in Papier gewickeltes Geldstück über die Stubentür (A.). Fremde Leute bestreichen den Mund des mit zu Besuch weilenden Kindes mit dem ersten Ei einer Henne, damit es leicht zahne (El. 599, 103*). Will der erste Zahn durchbrechen, so erhält das Kind ein Ei (Wi.), ein Geldstück (Zw., A.). Wer ihn zuerst bemerkt, wird auch beschenkt, damit die andern schnell und schmerzlos kommen (Zw. Ö.). Deshalb zerbricht die Mutter auch sofort einen neuen Topf (Ob.). Den ersten Zahn reibt man mit einem Pfennige (A.). Kommen die oberen Zähne zuerst, so stirbt das Kind zeitig, denn „sie zeigen nach der Erde“ (A., Ch., Ma., Wo. 305). Weit auseinanderstehende Zähne bedeuten Glück (S.) und lassen das Kind einst weit fortkommen (Gey., Ri., Ö., H., A., Mau. 310.). Den ersten ausgefallenen Zahn verschluckt die Mutter, damit das Kind nie Zahnreißen bekomme (A.). Damit bald ein neuer komme, muß ihn das Kind hinter den Ofen werfen (A., Wo.). Nur gute Zähne kommen, wenn das Kind etwas von einer Maus Benagtes zu essen erhält (Th.).

Das unruhige Kind (Vgl. hierzu M. 105, 106.). Gleich geschäftig wie in Krankheitsfällen ist der Aberglaube, wenn das Kind unruhig ist, obleich es heißt: „Schreikinder, Gedeihkinder“. Das unruhige Kind hat Sehnsucht nach der Taufe (Br.), nach der Speise, nach der die Mutter verlangte, als sie niederkam, aber nicht mehr bekommen

konnte. So buk eine Frau in A. Stollen an dem Tage, wo sie abends entbunden wurde. Deshalb bekam das Neugeborene am Morgen einige Krümchen von dem frischen Gebäck. Oder die Mutter geht mit dem Kinde auf dem Arme im Zimmer kreuzweis aus einer Ecke in die andere (O.), spuckt ihm dabei dreimal über den Kopf (A.), kehrt in den vier Ecken der Stube Staub zusammen und legt diesen in den Kinderkorb (Zw., A., Wo., 587*), hebt irgend einen Gegenstand auf, wickelt das Aufgehobene in Papier ein und legt das Päckchen in den Kinderkorb (Mtt., Wo., Br.). Beim Zusammensuchen des Staubes sagt sie: „Ich such', ich such'. Was suchst du denn? Meinem Kind seine Ruh und Schlaf dazu!" Ist eine zweite Person anwesend, der der Brauch bekannt ist, so fragt diese: „Was suchst denn Du?", worauf die Mutter antwortet: „Ich suche meines Kindes Ruh," und mit den Worten: „Da helf' Dir Gott dazu!" schließt das Zwiegespräch (A. 587*). Dieser beruhigende Vierwinkelstaub gehört hohem deutschen Altertume an. Der Landesflüchtige raffte nach salischem Gesetz die Chrenecruda d. i. Hausstaub aus den vier Ecken seiner Hütte zusammmen und warf ihn auf seine Verwandten, um sie zu Hausbesitzern zu machen.[1] Ähnlich ist folgender Brauch. Man kratzt von drei Ecken des Stubentisches mit dem Messerrücken Spänchen ab und legt sie unters Kopfkissen des Kindes (Frk.). Die Ruhe bringen ferner Ruhrosen, die sog. „Ruh'" (Cr., Bä., Mau.), ein Schlafapfel[2] (Kl., M., Or., Gey., Ro. 144), das Gesangbuch (Gr.), die Schere (A.), eine Mangeldocke (Gr.), Maria Bettstroh (Kl.), ein von dem Korbe eines Hausierers heimlich losgelöster und in das Bett des Kindes gelegter Span (A., H., Schl., Cu., Ehr., Gey., Ra. 586), ein unter dem Bett liegender Besen (Sch.), ein darunterstehender Topf mit gekochten Kümmelkörnern (B.).

Allgemein ist die Ansicht, daß die Person, die in eine Stube kommt, wo ein kleines Kind ist, diesem die Ruhe nimmt, wenn sie wieder fortgeht, ohne sich gesetzt zu haben (586.), einen auf den Kinderkorb gelegten Gegenstand wieder mit fortnimmt, ohne ihn vorher auf die Stubendiele zu legen (A. 586*). Unterläßt dies der Besuch, so wirft man das Deckbettchen dreimal derb in die Stube (Mitt.). Liegt die Nacht über auf dem Stubentisch eine Nadel oder eine Schere (A., O.), ein Messer vom Abendessen (586), so kann das Kind keine Ruhe finden (Cr., W., A.), ebenso, wenn das Bettchen aufgedeckt bleibt, auch wenn das Kleine nicht darin liegt (v. 586*), die leere Wiege geschaukelt wird (El. 586) oder zwei Personen das Kind einwiegen (El. 586).

Das Kind stirbt, „man öffnet ihm das Grab", wenn das Bettchen offen bleibt (v. 586), der leere Kinderwagen gefahren, die leere Wiege geschaukelt wird (allg. 586), die Mutter beim Trockenlegen das Deckbett gleich wegnimmt (A.), das Kind nach erfolgter Geburt gemessen oder gewogen wird (v.). Bekommt das Kind beim Schreien einen roten Fleck auf der Stirn, so soll es später eines unnatürlichen Todes sterben (A.).

[1]) Meyer, D. Volksk. 105. [2]) Die durch eine Wespe verursachten moosartigen Auswüchse auf Hagebuttensträuchern.

Bei der weiteren Entwicklung des Kindes innerhalb der ersten Monate bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres sind noch allerhand Maßregeln geboten, die das Kind fördern oder vor Schaden bewahren sollen.

Bei jedem Gehversuche stößt man das Kind um, damit es nicht „ins Unglück laufe“ (A., He. 316*). Lernte das über ein Jahr alte Kind das Laufen nicht, so steckte man es an einem Sonntage, wenn die Kirche ausging, in die Wasserkanne, fuhr diese dreimal um den Tisch herum und sagte dabei: „Kindlein, willst du laufen lern', so mach' geschwind hinaus in die Fern'!“ (Gr.). Oder man stellt das Kind in einen Eimer und trägt ihn dahin, wo ein Leichenzug vorüberzieht (El.). Fällt ein Kind leicht, so kauft ihm die Mutter „e Tippel“, das es mit auf die Straße bekommt. Zerbricht das Töpfchen beim nächsten Fall, so ist die Gefahr zu fallen fortab beseitigt (A.). Solange das Ei, womit des Kindes Mund bei einem Besuche bestrichen wurde, auf dem Hausbalken liegen bleibt, solange schadet dem Kinde nie ein Fall (El. 599). Unter einem Jahr darf das Kind weder gewogen, gemessen noch abgebildet werden, wenn es nicht bald wieder sterben soll (Ob., El. 603*). Bekommt das beim Essen sehnsüchtig zuschauende Kind nichts, so vergeht ihm der Wuchs (Mau.), fließt ihm ein Tröpfchen vom Herzblut, (Gd. 607*). Das immer hungrig tuende Kind soll man während des ganzen Läutens zum Sonntagsgottesdienst in den Brotschrank legen (Ne.).

Wachsen einem Kinde die Fingernägel schnell, so stirbt es zeitig (v.). Die zuerst gewachsenen schneidet die Mutter nicht, sondern beißt sie ab, damit kein Selbstmörder aus ihm werde (v. 600*.). Mit den an einem Karfreitage oder vor Vollendung eines Jahres abgeschnittenen Haaren oder Nägeln geht das Glück verloren (W., St., W., H., Th. 600.), der Verstand (Ob.). Die Haare der Mädchen sollen nur bei Vollmond geschnitten werden, sonst wachsen sie nicht gut (Schön. 464*). Das noch nicht ein Jahr alte Kind darf nicht durch ein Fenster gehoben werden, sonst wird es ein Dieb (A., H., Th. 597) oder es wächst nicht mehr (A. Wo. 597) oder wird krank und gebrechlich (Gey.). Ein Dieb wird es auch, wenn ein Gegenstand über den Kinderkorb hinweggeworfen (A.), das Kind über einen Zaun gehoben (Th.), auf die Finger geschlagen wird (O., Po., Ri.). Das mit dem Besen geschlagene Kind wird dürr (Or., Un., M.) oder wächst nicht mehr (St., Ehr., Bä. 603). Mit auf den Abort genommen, bekommt es böse Augen (H., Gd.), einen übelriechenden Atem (St., A. 604). Die Mitnahme in den Keller macht furchtsam (588*), bewirkt, daß das Kleine schwer sprechen (Zw.) oder stehlen lernt (O.). Ein Gang mit dem Kinde auf den Oberboden macht es zu einem Brandstifter (Ehr.), auf den Friedhof, läßt es zeitig sterben (H. Kl. 604). Regen gibt Sommersprossen (H. O. 600). Steigt man über ein Kind ohne zurückzusteigen, so wächst es nicht mehr (allg. 603) oder es wird unruhig, krank oder gebrechlich (Gey.). Das gilt bis zum vierten Jahre (Or., Gey.). Das Wachstum wird auch verhindert, wenn das Kind durch jemandes Beine kriecht (v. 604), über das ungetaufte Kind etwas gereicht wird (Gd.). Bleibt die Kinderwäsche, die vor dem neunten Tage überhaupt nicht ins Freie gebracht werden

soll, die Nacht hindurch auf der Bleiche liegen, so bekommt das Kind den Nachtschatten, d. h. es kann abends nicht gut sehen (Kl. 465*), und Blähungsbeschwerden, wenn die Windeln im Sturme hängen (Ne.). Werden die Windeln auf das Staket gehängt, so wird der Säugling unartig (B.), arm aber, wenn sie auf die Stubendiele kommen (Ehr.). Geplättete Deckelbetten geben einen offenen und geraden Sinn (A.), ein Wollschäfchen als erstes Spielzeug bewirkt Sanftmut und Geduld (A.), eine Klapper läßt schwer sprechen lernen (A.). Das hat auch zur Folge, wenn das Kind Hering zu essen bekommt (B., Mau.). Zeitig und leicht aber lernt dieses sprechen, wenn es Gewitterregen zu trinken (B.), Brot zu essen bekommt, das man einem Bettler gestohlen (Ra.), dieser über mehrere Raine getragen hat (Wo. 607*). Will sich die Sprache nicht entwickeln, so betritt der von auswärts kommende Vater stillschweigend das Zimmer, setzt dem Kinde seinen Hut auf, verläßt hierauf auf kurze Zeit das Zimmer, kehrt wieder zurück und begrüßt die Seinen (A.). Schön singen lernt das Kleine, wenn ihm Vogelfutter zu essen gegeben (Po.), eine Lerche geschenkt wird (Or. 160*). Zu essen gegebene Eidotter verleihen lockiges Haar (Po.). Fällt das Kind vom Arm, so ist ihm im spätern Leben viel Unglück beschieden (J., Gey.). Küssen sich zwei Kinder unter einem Jahre, so wachsen sie nicht mehr (v. 604). Stolz und eitel wird das Mädchen, das gern in den Spiegel sieht (allg. 600). Wird das Kind alt genannt, so bekommt es das Alter, d. h. es sieht vorzeitig alt aus (Wo.). Läßt man es einem Leichenzug nachschauen, so wird es blind (El.). Geht die Mutter mit ihm unter einer Leine hindurch, so findet es seinen Tod durch Erhängen (Zsch.). Lacht ein Kind unter 14 Tagen, so stellt sich der Storch das Jahr drauf wieder ein, lacht es zweimal, so bringt er Zwillinge (A.). Mit dem lächelnden Kinde in der Wiege spielen Engel (El. 587). Wenn das erste Wort, das ein Kind sprechen lernt, Papa ist, so bekommt es dessen Charakter (El. L.), so ist das nächste Kind ein Knabe (allg. 287). In die ersten Höschen des Knaben steckt man Geld, damit er Glück habe (A. 606*). Spuckt ein Kind ein anderes an, so wächst ihm eine Kröte zum Munde heraus (A.). Begegnet man an einem Freitag drei in größeren Abständen fahrenden Kinderwagen, so geht ein etwa gehegter Wunsch nicht in Erfüllung (J.).

3. Die Taufe.

(W. 581 ff. M. 107 ff.)

a. Vorbereitungen zur Taufe.

Das Gevatterbitten. Von großer Wichtigkeit ist die Wahl der Gevattern, der Paten; denn sowohl körperliche, als auch sittliche Eigenschaften derselben sollen auf das Kind übergehen. Es heißt: „Der Pate bindet von sich dem Kinde eine Ader ein“, „da sind bloß seine Paten schuld“, und zwar behält ein Mensch die Fehler bis zu dem Jahre, das der Pate bei der Annahme der Taufzeugenschaft zählte (A., J. 593*). Ein guter Trost für ungeratene Kinder! Ledige Mütter werden fast

nie zu diesem Ehrenamte erwählt, gegen sie erhebt ja auch schon die erwähnte Theorie der Vererbung der Pateneigenschaften Einspruch (571, 594). Bei unehelichen Kindern dürfen ledige Personen nicht Gevatter stehen (Mau.). Ist aber die Wahl getroffen, so ergeht von den Eltern des neugeborenen Kindes zunächst die Einladung an dieselben. Man nennt diese Einladung das Gevatterbitten, das schriftlich oder mündlich von den Eltern oder der Hebamme besorgt wird. Die Gevatterbriefe sind sehr formell gehalten, früher mehr als jetzt, wo sie etwas aus der Mode kommen. Man wendete bei ihnen immer die hochdeutsche Sprache an und ließ sie, wenn nicht gleich gedruckte oder lithographierte benutzt wurden, meist vom Lehrer schreiben. Hier ein Beispiel:

„Der Wohlachtbaren Jungfer Auguste Wilhelmine, Mstr. N. N. Schmiedels, Wohlangesehenen Bürgers und Posamentiersältesten Tochter in Buchholz. Meiner hochgeschätzten Jungfer Gevatter. — Wohlachtbare, wertgeschätzte Jungfer Gevatter! Demnach der Allgütige uns Eltern mit einem Söhnlein durch glückliche Entbindung erfreut hat, welches wir künftigen Donnerstag, als den 26. Dezember durch die h. Taufe unter die Zahl der Bekenner und Verehrer Jesu aufnehmen lassen wollen, hierbei aber Mittelspersonen nötig sind, welche Patenstelle vertreten, wozu wir unter andern Dieselben aus besonderem Zutrauen in unserer Wahl bestimmt haben, so ergehet an Sie unsre freundschaftlich ergebenste Bitte, sich hierzu bereitwillig finden zu lassen, und in dieser Absicht erwähnten Tages Nachmittags um 3 Uhr in unserer Kirche zu Buchholz solcher heiligen Handlung beizuwohnen und mit Fürsprache bei Gott für die Wohlfahrt unsers lieben Kindes und Aufnahme desselben in das Reich Jesu Christi uns zu unterstützen. Hiernächst wollen Dieselben nebst werten Angehörigen in unserer Behausung eine freundschaftliche Bewirtung sich gefallen lassen. Solche Liebe und Gewogenheit, besonders aber die unserm lieben Kinde zu erzeigenden Wohltaten werden wir mit steter Dankbarkeit erkennen und unserm Liebling bei seinem Wachstume, dazu der Höchste Segen schenken wolle! lehren, welche Pflichten er seinen wertesten Paten zu erweisen schuldig ist. Insonderheit werde ich als Vater nie ermangeln lassen, Beweise der Gegenliebe an den Tag zu legen, der ich unter Anwünschung des besten Wohlseins lebenslänglich bin Meiner sehr schätzbaren künftigen Jungfer Gevatter dienstbereitwilliger K. Tr. Wendler. Buchholz, d. 22. Dez. 1829.

Neuere Gevatterbriefe sind gedruckt oder lithographiert und zeigen oben gewöhnlich ein Bild.

Bringt die Hebamme den Patenbrief, so ißt man mit ihr gemeinschaftlich, damit das Kind zeitig sprechen lerne (Ne., A.). Ladet der Kindtaufsvater selbst ein, so trägt ihm der erste Pate Essen und Trinken auf. Beide gehen herauf zum zweiten Paten, der ebenfalls einen Imbiß spendet. Beim letzten Paten finden sich alle ein, dem natürlich die Zeche am teuersten zu stehen kommt. So kann es geschehen, daß der Gevatterbittende erst spät in der Nacht in heiterster Stimmung in sein Haus zurückkehrt (A.). Eine Gevatterschaft schlägt man nie aus, denn sie bringt Glück ins Haus (v.), zudem „muß jedes Kind Paten haben“ (A.). Die Gevatterbriefe steckt man bis zur Taufe an den Spiegel, damit jeder die einem widerfahrene Ehre wisse (Br.). Wie hoch die Patenehre geschätzt wird, lehrt auch die Meinung, daß der, der sich beim ersten Kuckucksruf schnell ins Gras legt, binnen Jahresfrist ein Patenkind bekommen werde (Nd.). Bietet man sich als Gevatter an, so wird das Kind arbeitslos und kann nie Patenstelle vertreten (A. 593*). Wer beim Genusse des h. Abendmahls zuerst aus dem wieder

gefüllten Kelch zu trinken bekommt (B. 304), beim Abschiednehmen die Hand übers Kreuz erhält (H.), steht bald Gevatter. Hat einer das erste Mal die Pflicht übernommen, Pate zu stehen, so sagt man: „Er ist von der Sau herunter“ (Schl., A., B.).

Name und Zahl der Paten (Vgl. hierzu M. 111). Nach von altersher geübtem Brauch beträgt die Zahl der Gevattern in der Regel drei, — der vierte Pate soll der Teufel sein (Ö.) —, und zwar werden bei einem Knaben gern zwei männliche und ein weiblicher, bei einem Mädchen zwei weibliche und ein männlicher bestellt (Po., Ö., A. 594). Paten aus drei verschiedenen Gemeinden sichern dem Täufling ein langes Leben. Eine solche Wahl treffen die Eltern, denen mehrere Kinder nacheinander gestorben sind (Nd.). Ein lediger Pate bringt dem Kinde Glück (v.). Lauter ledige Paten lassen den Täufling zeitig sterben (A. 594*), was auch geschieht, wenn ein verheirateter Mann das erste Mal zu einem Knaben, eine verheiratete Frau zu einem Mädchen als Taufzeuge gebeten wird (A., Kl.). Ein junges Mädchen muß zuerst bei einem Knaben und ein junger Mann zuerst bei einem Mädchen Gevatter stehen, das bringt dem Patenkinde Glück bei dem andern Geschlecht (v. 594). Die drei ersten Paten heißen Ehrenpaten und sind die Vertreter des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung (A.); die außer den Paten bestellten Gäste heißen Zupp- (= Zopf) oder Freßgevattern (allg.) oder Tratschpoten (Kl.).

Das Patengeschenk („Eigebinde“), das aus dem Patenbriefe besteht, wird nach der Taufe in der Kirche dem Täufling ins Kissen gesteckt mit den Worten: „Hier Kind, hast du das Deine, laß jedem das Seine. Werde fromm und selig!“ (A., N.) und zwar nur mit der rechten Hand, weil die linke unglückbringend ist (N.). Die ältesten Patenbriefe meiner Sammlung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts haben wie die bis ca. 1850 quadratische Form (135:135 mm) und sind auf den Außenseiten mit bunten Lithographien, auf den Innenseiten mit Bibelstellen um einen quadratisch eingefaßten Reimspruch bedruckt. Solche Reimsprüche sind:

„Mein Pathgen! dieser Tag, da du getauft bist worden,
Bringt dich zur Seligkeit in Jesu Liebesorden:
Bleib deinem Heiland treu, in Freud und auch in Leiden,
Nichts, nichts, auch nicht der Tod, soll dich von Jesu scheiden.
Wirst du stets als ein Christ, an deinen Taufbund denken,
Will Jesus dir dereinst die Himmelskrone schenken,
Die er zugleich für dich, als er am Kreuz gestorben,
Durch sein vergoßnes Blut auch dir zum Heil erworben.

Was ich dir, Pathgen, hier verehre,
Das segne reichlich und vermehre
Der höchste Vater in der Höh,
Der heute dich läßt auserwählen,
Und unter seine Kinder zählen,
Damit dir's ewig wohlergeh.

Wolkenstein, den 14. Nov. 1775. — Dieses wünschet von Herzen
Christiane Wilden.

Darum stehen die Bibelstellen oben links in der Ecke: Joh. 1, 26, in der Mitte Marc. 16, 16, rechts in der Ecke: 1. Petr. 3, 21; links act. 8, 37. 38; rechts: Joh. 1, 33; unten links in der Ecke 1. Cor. 10, 2, in der Mitte Röm. 6, 3. 4, rechts Marc. 1, 8.

Das dem auf der Innenseite (65:65 mm) entsprechende Quadrat auf der Außenseite zeigt ein Herz, in dessen beiden Lappen der Auferstandene mit dem Kreuz, die Wundmale seiner Hände zeigend, und Gottvater mit Scepter und Reichsapfel in Halbfiguren auf den Wolken des Himmels thronen, unter denen in der Herzspitze die Taufe Christi durch Johannes den Täufer dargestellt wird. Zwischen Vater und Sohn fliegt die Taube des h. Geistes empor, deren Schnabel eine den Herzeinschnitt bedeckende Fackel berührt. Auf die Taufe zeigt aus der rechten Quadratecke oben eine Hand herab, aus der linken sendet die Sonne ihre Strahlen. Die beiden unteren Quadratecken füllen links die Vertreibung aus dem Paradiese mit dem Baume des Lebens und der Schlange, rechts die Opferung Isaaks. Die durch die verlängerten Seiten des Mittelquadrats gebildeten Eckquadrate enthalten links oben die Taufe Christi mit der Bibelstelle darüber, Matth. 3, 17 und der Unterschrift: „Drey sind da Zeugen auf Erden"; rechts oben, wie Moses mit dem Stabe aus dem Felsen Wasser zaubert, darüber Exod. 17, 6; darunter: „Das Wasser"; links unten einen Geier, der seine Jungen mit seinem Herzblute füttert, darüber Joh. 20, 33, darunter „Das Blut und" und rechts unten die versammelte gläubige Pfingstgemeinde, darüber act. 7, 17, darunter „Der Geist" 1. Joh.

Die zwischen den Eckquadraten liegenden Rechtecke werden durch 45° Linien, die durch die Eckpunkte des Mittelquadrates laufen, je in drei Dreiecke zerlegt, deren mittelste Herzformen zeigen mit symbolischen Figuren christlicher Tugenden. Die Zwischendreiecke umfassen Blumengewinde.

Jetzt sind die Patenbriefe meist buchförmig mit zwei Blättern Einlage, oft zu einem Taufbüchlein erweitert. In den Patenbrief wird ein Geldgeschenk gelegt, entweder altes Silbergeld mit schöner Prägung oder neue Münzen, nicht aber Papiergeld, weil sonst das Kind ein Leichtfuß wird (H.). Gern legt man auch gefundene Geldstücke in den Brief (Nd., Ne.), für Mädchen Fingerhut und Nähnadeln, damit sie fleißig werden (O. 594*), früher Flachs, Zwirn und mehrere Nähnadeln, damit sie gut spinnen und nähen lernen sollten (Pf.). Die Knaben bekommen einige Stahlfedern hineingelegt, um ihnen das Lernen zu erleichtern (O. 594). Zu den größeren Geldstücken legt man noch einige Pfennige, aber nur in ungerader Zahl, die dem Briefe nicht entnommen werden dürfen (A., Sch., M. 594*). Drei Pfennige bedeuten Glaube, Liebe, Hoffnung (A., Sch.). Wird der Patenbrief in der Bibel aufgehoben, so wird das Kind fromm (J). Jetzt liegen die Patenbriefe in einem Pappkästchen oder stecken in einer Hülse, früher wurden sie zugesiegelt. Das tat man gern auf einem Steine, damit das Kind feste Zähne bekommen sollte (Ri. 594*).

b) Die Taufe.

(Vgl. hierzu M. 107 ff.)

Kurz vor der Taufe finden sich die Paten und die Hebamme im Taufhause ein und beglückwünschen die Eltern. Findet aber eine „Paschtaufe“ statt, d. i. eine solche, an die sich kein Taufschmaus anschließt, dann gehen die Paten sogleich in die Kirche und aus dieser sofort wieder nach Hause (Kö., Kl.). Früher brachten die Paten Geschenke für die Mutter mit. Mit einem „Das walte Gott!“ (O.) oder mit den Worten: „Ein ungetauftes Kind (einen Heiden) tragen wir fort, ein getauftes Christkindlein (einen Christen) wollen wir wiederbringen“ treten die Paten den Gang zur Taufe an (A., Schl., N., Ch., H.). Die Hebamme sagt: „Einen Heiden gebt ihr mir, einen Christen bring' ich wieder“ (Kö.).

Auf dem Gange zur Kirche darf keiner der Paten einen Schlüssel bei sich tragen, weil dann der Täufling ein verschlossenes Herz bekommt (A., Wo., Ma. 593), kein Messer (B., J., Br. 593), keine Waffe (G., Joh.), denn das würde das Kind zum Selbstmörder bestimmen. Dieses wird ein Bettnässer (J., Th., A., Po. 593), geizig (A.) oder krank (Schl., Kö.), wenn die Paten, sobald sie sich angezogen haben, oder auf dem Wege zur Kirche den Abort besuchen oder das Wasser lassen. Kehren die Paten auf dem Taufwege, der möglichst schnell zurückgelegt werden soll, damit das Kind schnell laufen lernt ein (Kl. 591), oder gehen auf Nebenwegen dahin, so wird das Kind liederlich (Kö., Mau., W.), scherzen sie oder zanken sie sich, flatterhaft und zänkisch (Kö, H., St.), und neugierig, wenn sich die Paten umsehen (O. 593). Ist ein Pate betrunken, so wird das Kind ein Trunkenbold (Po., J.). Unterhalten sich aber die Gevattern vom Worte Gottes, spricht jeder von ihnen ein stilles Vaterunser, so ziehen Gottesfurcht und Gottesliebe ins Herz des Kindes ein (v.), dem es im späteren Leben nie an Kredit fehlen soll, wenn die Paten geborgte Kleidungsstücke tragen (A., Wo., W., Schl. 595*). Weibliche Paten ziehen vor der Taufe ein reines Hemd an, sonst wird das Kind unreinlich (A., Sch., Cr., B. 593). „Stolpert der Pat', das Kind nicht gerat'.“ (v.)

Der Täufling wird, möglichst schön aufgeputzt, von der Hebamme den Paten vorangetragen, doch ist der Gang fast überall zu einer Tauffahrt geworden. In die Kutsche legt man rotbäckige Äpfel; so rot sollen die Bäckchen des Kindes werden (Gr.). Oder man steckt solche ins Wickelbett mit den Worten: „So rot die Äpfel prangen, so rot des Kindes Wangen!“ Die Früchte bekommt das Kind nach der Taufe zum Spielen; wer eine davon wegnimmt, bringt ihm Unglück. (Umgegend von Schw.) Rote Bäckchen bekommt das Kind auch dann, wenn das Taufwasser an einen Rosenstrauch gegossen wird (El.). Werden dem Täufling nicht die ihm zukommenden Armbändchen — für Knaben blaue, für Mädchen rote — angelegt, so stirbt er bald (El., A.). Die Verwechslung der Bändchen ist auch sonst unheilbringend für das Kind. Gegen Hexen und böse Geister tut man auf dem Taufwege Brot und Salz in die Wickel (El.).

Während der Taufhandlung hält der älteste Pate, die älteste Patin das Kind, damit es ein hohes Alter erreiche (A., v.). Wer zuerst den Taufschleier ergreift — das Bedecken ist neuerer Brauch — dem ähnelt in Zukunft das Kind (Frk.). Dabei ist die linke Hand unglückbringend (A., Kl.). In keinem Falle aber darf ein „Ungerechter" die Patendecke zuerst erfassen (Nd.). Umschließen die Paten den Taufstein eng, so halten sie auf das Kind und nehmen an seiner Erziehung innigen Anteil (Ar., Lt.). Schreit das Kind nach der Taufe im Badewasser, so sind die Paten nicht gern Taufzeugen gewesen (Th.).

Der erstgeborene Knabe erhält gewöhnlich den Namen des Vaters, das erstgeborene Mädchen den der Mutter (590*) Werden die Namen in Übereinstimmung mit den Paten gewählt, so wird ihr Träger glücklich (Nd.). Nachfolgende Kinder erhalten die Namen von Verwandten und guten Bekannten, doch nie den eines Verstorbenen (H., Ri., 590). Während der Taufhandlung bleibt die Mutter daheim, auch wenn sie das Wochenbett nicht mehr ans Haus fesselt. Sie betet aber ein Vaterunser, damit ihr Kind fromm werde (Fr., Nd.), geht treppauf, -ab, welches Beginnen ihrem Liebling zu großem Reichtum verhelfen soll (Br. 596*). Wie bei jedem Stillen legt sie unterdes eine Puppe oder eine Mangeldocke ins Kinderbett, damit die Ruhe nicht „ausgehe" (Kö.), der Wechselbalg das Kind nicht vertausche (Gd.), dieser nicht eingelegt werden kann (Kö.), alles „hinausgemangelt" werde, also Adebar wegbleibe (A.). Dieses bezweckt auch das Einlegen eines Quirles, es soll alles „hinausgequirlt" werden (A.). Unter dem Taufläuten sollen junge Frauen aus gleichem Grunde nicht die Straßen durchqueren (Gey.).

Der Täufling stirbt zeitig, wenn die Turmuhr während der Taufhandlung oder ins Taufläuten schlägt (Cr., H. 302), dieses nicht gut ausgeführt wird (Kl.), die Taufglocke nachschlägt (Nd.), ein vor die Taufkutsche gespanntes Pferd über den Strang springt (He., Br.), etwas daran zerbricht (Ehr.), das Kind während der Taufe schreit (Kl., Th., Ni. 326), während dieser ein Grab offen ist (v. 589). Weint das Kind, so ist ihm eine trübe Zukunft bestimmt, „es hat immer viel zu weinen". Niest es, so fallen ihm reiche Geschenke zu (A. 316*). So oft die Taufglocke anschlägt, so viele Jahre wird der Mensch alt (Gey., B.). Je länger die den Paten überreichten Rosenknospen frisch bleiben, desto älter wird das Kind (Sch.). Langes Taufläuten macht das Kind klug (Gey. 591). Stirbt es noch während der Schulzeit, so kleiden es die Paten ein (Mau.).

Als Tauftag wird auf dem Lande und von Ärmeren der Sonntag bevorzugt, schon deshalb, damit am Abend die Taufgesellschaft eine öffentliche Tanzmusik besuchen kann. Außer dem Sonntag sind der Dienstag und der Donnerstag beliebte Tauftage. Nur ungern läßt man bei abnehmendem Monde, selten in der Karwoche taufen (589). Früher erfolgte die Taufe in der Regel vor dem 9. Tage, jetzt läßt man die Kinder verschieden lang liegen, in A. meist ein Vierteljahr (vgl. M. 107). Ungetauft gestorbene Kinder kommen sicher in den Himmel (v.).

Nach der Taufe begibt sich der Zug wieder ins Haus der Wöchnerin zurück. Dabei wurden die Gevattern oft durch „Straußstecken“ aufgehalten. Erwachsene und auch Kinder hielten Sträuße bereit, die sie dem eigenen oder einem fremden Garten entnommen hatten, und stellten sie, durch angelegte Steine festgehalten, mitten auf den Weg. In der Nähe lauerte man versteckt auf die Geldspende, die an die Stelle des mitgenommenen Straußes gelegt wurde (Ö.). Oder man zog Leinen über den Weg, der nur gegen ein Lösegeld freigegeben wurde (Ö). Kurz vor dem Hause kam den Gevattern der Kindtaufsvater mit der Branntweinflasche entgegen und „schenkte“ jedem einmal (Spieß, 848).

Mit den Worten: „Einen ungetauften Christen haben wir fortgeschafft, einen getauften bringen wir wieder“ übergibt man der Mutter das Kind, diesem alles Gute wünschend (v., vgl. M. 109). Sofort nach der Rückkehr muß die Mutter die Patenbriefe öffnen, denn je schneller es geschieht, desto eher lernt ihr Kind sprechen (Gd., Schl. 594*), und je schneller sie nach den Briefen läuft, desto eher lernt es laufen (Ehr.). Am besten ist es, wenn die Briefe über dem Kopfe des Kindes geöffnet werden, was großes Glück verheißt (Gd.), das weichen würde, wenn das Öffnen mit dem Messer oder der Schere und nicht mit den Zähnen geschähe (Kö.)

Es schließt sich nun der Taufschmaus (vgl. M. 108.) an, der in einfacheren Verhältnissen folgenden Verlauf nimmt. Zunächst gibt es Kaffee und Kuchen, wenn nicht mehrere Sorten, so doch immer sog. „Dicken“, der ungefähr 5 Zentimeter hoch ist, so daß man ihn am liebsten von unten und oben beißen möchte. Von diesem Kuchen bekommen die Kindtaufsgäste am andern Tage je ein bis anderthalb Viertel ins Haus geschickt. Diese Spende heißt das „Gevatterstück“. Unter diesem Namen wird das Gebäck auch bestellt. Nach den Angaben eines Annaberger Bäckers werden gewöhnlich sechs Kuchen bestellt, für die er neun Pfund Mehl — außer den Zutaten — berechnet. Bei Paschtaufen erhalten die Paten das Gevatterstück — ein bis zwei Kuchen — am Tage vor der Taufe ins Haus. Nach dem Kaffeetrinken gehen oder fahren die weiblichen Gevattern heim und kleiden sich um. Unterdes unterhalten sich die Männer bei Bier und Schnaps. Sind die Frauen zurückgekehrt, so geht es zum Tanz in den Gasthof bis zum Abendessen gegen 8 Uhr. Das Mahl besteht in der Regel aus Sauerkraut mit Rinder- oder Schweinebraten, verschiedenen Kompots und Butter, Brot und Käse. Selten wird die früher übliche Biersuppe noch aufgetragen. Nach dem Essen nimmt der Tanz im Gasthofe seinen Fortgang, und erst das Ende der Tanzmusik läßt die Taufgesellschaft auseinandergehen, unter der sich auch die Mutter befindet, die nicht selten jede Tour tanzt, obwohl sie „kaum vom Kinde weg ist“. Damit ist aber die Tauffestlichkeit nicht beendet. Am andern Tage finden sich alle im Laufe des Nachmittags wieder im Taufhause ein zu Unterhaltung und Spiel, wobei den Überresten vom ersten Tage der Garaus gemacht wird.

Anders gestaltet sich der Taufschmaus natürlich in den Städten und in besser gestellten Kreisen, doch erübrigt sich eine Schilderung

eines solchen, da er in nichts Wesentlichem von dem anderer Gegenden abweicht. Beim Taufschmaus, zu dem früher gleich im Patenbriefe mit eingeladen wurde, wonach man sich dann auch mit dem Patengelde richtete, sitzt der Gevatter auf dem Ehrenplatze, dem Sofa, zwischen seinen beiden weiblichen Mitgevattern oder die Patin zwischen den Paten. Von allem, was die Tauftafel bietet, müssen die Paten essen, damit das Kind alles und zeitig essen lernt (A., Wo., Ge., Mau., Cr. 596*). Wird ein aufgeschnittenes Brot nicht aufgegessen, so bleibt das Kind nicht gesund (M.) oder stirbt schnell und hat viel Unglück (Gey.). Um dem Kinde einst zu hohen Ehren zu verhelfen, legt man es während des Essens hoch (A., Gd. 596). Geschickt und fleißig wird es, wenn die Paten ihre Handschuh auf den Kinderkorb legen (A. 591*), die zum Taufschmaus geladenen Frauen stricken (El. 596*), und beredt, wenn die Paten viel sprechen (A.).

Als Zukost gab es früher am ersten Tage die sog. „Pflaumensemmeln", die man für die Kinder mit nach Hause nahm. Das waren Brotchen oder Semmeln, die man nach Aufhebung des Mahles aushöhlte, mit verschiedenem Kompot von der Tauftafel, wie Hagebutten Rosinen, gebackenen Pflaumen samt der Brühe füllte und mit dem Aufschnitt verschloß.

Während der Taufmahlzeit gaben die weiblichen Paten dem Mitgevatter ein Geschenk, z. B. eine seidene Weste. Dafür bezahlte dieser die Auflage für seine Gevatterinnen, einen Beitrag zur Schulkasse oder zu anderen Zwecken, der gewöhnlich mittels eines herumgehenden Tellers einkassiert wurde (Schwrzb. Spieß, 851). Auf dieselbe Art sammelt man jetzt den „Kindtaufspfennig" ein, den man ins Bettuch bindet und bis zur Konfirmation des Kindes aufhebt. Oft ist der Kindtaufspfennig auch der Erlös aus einem zu diesem Zwecke veranstalteten Spiele (A., Ehr, Gey, Sch.). Verschwunden ist das „Liebereigeben",[1] Nach der Ansprache der Hebamme, die bei Taufen hier und da den Zeremonienmeister spielte, nahm jeder der Gevattern ein gefülltes Bierglas, das mit einem Teller bedeckt war und trank seiner Mitgevatterin zu mit den Worten: „Prost auf die Lieberei!", worauf diese: „Wohl bekomm's auf die Lieberei!" antwortete. Die Wechselreden auf die „Lieberei" wurden eine Zeitlang unter Witz und Scherz fortgesetzt, bis endlich unversehens das Mädchen ein Geschenk, z. B. eine Porzellanfigur auf einen Teller legte. Dies befriedigte jedoch die jungen Leute nicht, und daher wurde der Wettstreit fortgesetzt, bis die Gevatterin ein Geschenk bot, das den Erwartungen entsprach, z. B. eine Tasse (Ehr, Sp. 850).

Noch sei ein Scherzreim erwähnt, der beim Kindtaufskaffee üblich ist:

„Frau Gevatter, wissen Sie's
Von der dicken Krausen?
Daß sie ihren Mann
Tut fürchterlich bemausen?
Pfui, sie soll sich schämen!
Da muß ich mir gleich
Noch ein paar Tassen nehmen" (Cr.).

---

[1]) Ein ähnlicher Brauch ist heute noch bei altenburgischen „Kängerkärmsen" die sogen. „Spendage" (s. meine Arbeit: „Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze", Mitteil. d. V. f. s. Volkskunde, II, S. 17.

Dem Kaffee wird fleißig zugesprochen, der Erzgebirger liebt ihn sehr. Zuletzt stürzt man die Tasse um.

c. Nach der Taufe.

An dem auf den Taufschmaus folgenden Sonntage machten die Gevattern einen Wochenbesuch, wobei ihnen Kaffee und Kuchen und am Abend Butterbrot mit kalter Küche vorgesetzt wurde. Dabei überreichten sie der Mutter allerhand Geschenke, die jüngste Patin gab immer ein Kleid (A.).

Der Kirchgang der Wöchnerin (Vgl. M. 190). Der Kirchgang der Wöchnerin findet gewöhnlich 3—4 Wochen nach der Geburt statt. Zu diesem Zwecke wird in A. an Dienstagen nachmittags um drei eine Betstunde für Wöchnerinnen, die die Hebamme vorher anmelden muß, abgehalten. Auf diesem Gange wirft man der Mutter eine Windel nach, damit sie die Ruhe des Kindes nicht mit fortnehme (Frk.), wirft sie selbst beim Überschreiten einer Brücke einen Pfennig ins Wasser, welches Beginnen ihr Kind vor dem Ertrinken bewahren soll (Mitt. 429), und ein Geldstück in den Brunnen, damit der Wasserstand darin nicht sinke (429). Beides ist ein Nachklang an ehemalige Opfer. Mit dem ersten Kirchgang erlischt die kritische Zeit für die Wöchnerin, ist sie nicht mehr unheil- und verderbenbringend.

Erster Ausgang der Mutter (Vgl. M. 190). Macht die Mutter nach ihrem ersten Kirchgange mit ihrem Kinde den ersten Besuch bei den Paten, Verwandten und Bekannten, so schenken ihm diese ein oder drei frische Eier (Zw.) mit den Worten: „Wie die Hühner gackern, sollst du lernen plappern!“ (A., O. 599.) oder: „Lern latschen, wie die Hühner gatzen!“ (Ob.). Dadurch soll auch Nahrungsmangel vom Kinde ferngehalten werden (S. 599*). Ebenso beschenken sie bei ihrem ersten Besuche das Kind, indem sie heimlich ein Geldstück in den Kinderkorb legen (allg.).

Die Entwöhnung des Kindes (Vgl. M. 118.). Als die zur Entwöhnung geeignetsten Tage hält man den Gründonnerstag, vor allem aber den Johannistag (A., Cr. 601, 118). Von einem an diesem Tage entwöhnten Kinde kann das Glück sein Leben lang nicht weichen, es wird in lauter Sonnenschein wandeln, beschreibt doch die Sonne am Johannistage ihren größten Bogen. Dabei begibt sich die Mutter auf den Oberboden (A. 600), legt sich des Mannes Hose auf die Brust (B.) und achtet darauf, daß der Mond zunimmt (Br.) und die Erde offen ist; denn Frost bringt Unglück (Zw.), ebenso der Montag (Br.). Nach dem Abstillen wird das Kind mit einem rotseidenen Bande beschenkt (v. — 600, 118). Oder die Mutter setzt es auf die Stubendiele zwischen frischbezogene Betten, umgeht es dreimal, dabei laut das Vaterunser betend, stößt hierauf das Kleine mit der großen Fußzehe um und schenkt ihm eine Zuckertüte und ein Töpfchen (A.). Früher wurde der Säugling an dem vorhergehenden Sonntage gebadet, mit frischer Wäsche und einem neuen Kleidchen angetan und mit einem Ei und einem Glase beschenkt, bei dessen Einkauf nicht gehandelt werden

durfte. Dann ging die Mutter zur Kirche (A.). In Ö. ging die Mutter mit dem abzustillenden Kinde hinaus auf eine Wiese, setzte es auf einen Rain, stieß es um und lief eilends, ohne sich umzusehen, heim, wohin es eine Anverwandte nachtrug. Hier legte man ihm Geld, eine Semmel und Spielzeug vor, denn das, was das Kind zuerst ergriff, sollte den künftigen Charakter anzeigen. War es das Geld, so wurde es sparsam, die Semmel, naschhaft und gefräßig, das Spielzeug, tändelnd. Das „Greifenlassen“ nach der Entwöhnung ist noch vielfach üblich. In Frk. legt man ein Ei, ein Buch und Geld auf den Kinderkorb, klopft dreimal daran, betet ein Vaterunser und geht hierauf zur Seite. Greift das Kind zuerst nach dem Ei, so wird es ein „Vielfraß“, greift es nach dem Buche, so wird es lerneifrig und gescheit, und reich, wenn das Geld zuerst anzieht. In Br. bedeuten Ei, Geld und Gesangbuch gute Fortschritte, Sparsamkeit und Frömmigkeit. Das vom Kinde aufgeschlagene Gesangbuchlied merkt man sich. Und nicht bloß den Charakter, sondern auch den künftigen Stand sucht man bei dieser Gelegenheit zu erfahren. Die zuerst ergriffene Schere zeigt einen Schneider, ein Messer einen Schmied an (A.). (Vgl. hierzu W. 316.)

Die Patengeschenke. (Vgl. M. 114.) Mit der Taufe beginnt der freundliche, gabenreiche Verkehr der Paten und ihres Patenkindes, der gewöhnlich bis zum 14. Jahre oder bis zur Hochzeit, meist aber bis zum Tode dauert. Altem Brauche nach rüstet die Patin ihr Kind zum ersten Schulweg mit den nötigen Büchern aus oder schenkt ihm Geld oder Eier, damit es zunehme an Leib und Seele (A.). In die Zuckertüte legt man eine Brotrinde und Eier, die Fleiß und Klugheit bewirken sollen (Frk., Wo.). Wieder andere lassen das Kind ein Ei austrinken und legen ein zweites in die Tüte, deren Inhalt das Kind allein essen muß (A.). Ist das Ende der Schulzeit herangekommen, so geht das Kind zu seinen Paten abbitten („o'baten“). Es spricht:

„Voller Lieb und tief gebeugt
Komm ich heut aus Dank zu Ihnen.
Da ich ward der Welt gezeugt,
Mußten Sie als Zeuge dienen.
Meinen besten Dank dafür
Sag ich in der Eltern Namen.
Hab ich Sie beleidigt hier,
Will ich nun Verzeihung haben.
Pat', ich will zur Beichte gehn,
Zwar zum aller ersten Mal,
Daß ich kann als Christ bestehn
Vor dem heil'gen Abendmahl.“

Der Pate gibt hierauf dem Kinde die Hand mit den Worten:
„Gehe in Gottes Namen!“ (Pf.)

In A. entspinnt sich vielfach folgendes Zwiegespräch:

„Pate, ich will zur Beichte gehn.
Hab' ich Dir etwas zuleide getan,
Bitt' ich um Verzeihung schön.“

„Unser Herrgott vergib dir deine Sünden,
Gehe hin in Gottes Namen!“

Nach dem Abendmahl sagt der Pate:

„Ich gratuliere Dir zur Seelenspeise!“

Die Patengeschenke bestehen meist aus Kleidungsstücken, Schmuck und Geld. Oft kaufen die Paten ein Stück gemeinsam, so eine Uhr, eine Kette u. a. — Durch einen Beschluß der Kgl. Amtshauptmannschaft vom 8. April 1908 wurde den Neukonfirmierten der Besuch von Gastwirtschaften ohne Aufsicht Erwachsener in der Zeit vom Palmsonntag bis mit 2. Osterfeiertag verboten unter Androhung einer Strafe bis zu 30 Mark für die Wirte und unter Hinweis über die in den letzten Jahren geführten Klagen, „daß die Neukonfirmierten am Palmsonntag und am Tage der ersten Kommunion vielfach ein Benehmen öffentlich zeigen, das mit der ernsten Bedeutung dieser Tage nicht in Einklang steht.“ Ehe die Neukonfirmierten zum Abendmahl gehen, kehrt man das Haus von unten herauf bis zur Wohnung, aber nur vorwärts, nie zurück. Der Kehricht wird sorgfältig aufgehoben, denn darin glaubt man den Segen zu bewahren. Ist ein Jahr vergangen, so wirft man den Kehricht weg und wiederholt den Brauch (W.).

Geburtstagsfeier. Wird das Kind ein Jahr alt, so läßt man es wie bei der Entwöhnung nach den verschiedensten Dingen greifen. Patenkinder erhalten nach neuerem, vielfach geübtem Brauche das Jahresgeschenk, gewöhnlich einen silbernen Löffel, ein Eßbesteck, einen Schmuckgegenstand, ein Kleidchen u. a. Bis zum vierzehnten Geburtstage brennt man außer dem Lebenslichte so viele Lichtchen an, als das Kind Jahre zählt. Das in der Mitte stehende Lebenslicht muß, wenn das Kind seinen nächsten Geburtstag erleben soll, zuletzt niederbrennen, auch darf es aus gleichem Grunde nicht verlöschen, noch verlöscht werden (A., B., W., H.). Wird es zerbrochen, so stirbt man (A.). In manchen Familien werden Reste davon aufgehoben, sie bringen Glück (A.; vgl. Seite 26). Die Lichter werden gewöhnlich auf einen Teller gestellt oder auch in einen hölzernen Jahresring gesteckt. Unwetter am Geburtstage verkündet trübe Erfahrungen im neuen Lebensjahr (J.; vgl. Seite 38).

Anhang.

Wiegenliedchen.[1]

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Dei Vater is e Schaf,
Dei Mutter is ne Ziege,
Schlaf ruhig in der Wiege.
Schlaf, Kindchen, schlaf. (A.)

---

[1] Vgl. hierzu F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897; Maria Kühn, Kinderlieder, erschienen bei Langwiesche, Düsseldorf und Leipzig (gute Fortsetzung zu den Literaturangaben Böhmes); Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königr. Sachsen; Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande; Rocholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel; Simrock, das deutsche Kinderbuch, 3. Auflage 1879.

Schlof, Kinnel, schlof!
Dei Voter is e Schof,
Dei Mutter is ne gruße Kuh,
Un du bist's Kind d'rzu.
Schlof, Kinnel, schlof! (A.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Dein Vater ist ein Schaf,
Deine Mutter ist ein Dusseltier,
Was kannst du armes Kind dafür.
Schlaf, Kindchen, schlaf! (B.)

Schlof, Kinnel, schlof!
Dei Voter is e Schof,
Dei Mutter is ne Meerkatz,
Schlof, du alter Drackbatz.
Schlof, Kinnel, schlof! (Gr.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Die Mutter hütet die Schaf,
Der Vater hütet den Ziegenbock,
Da kriecht das Kind en neuen Rock.
Schlaf, Kindchen, schlaf! (A.)

Schlof, mei Kinnel, schlof!
Dei Mutter hitt de Schof,
Dei Vater schlacht't 'n Ziengbuck,
Krieng mr alle beede en Ruck.
Schlof, mei Kinnel, schlof! (J.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater hütet die Schaf,
Die Mutter hütet die Lämmlein,
Sie hat gesagt, sie will nicht lange sein.
Schlaf, Kindchen, schlaf! (B.)

Schlof, Kind, sei lange!
Dei Vater is wackgange.
Ar will net lange außen sei.
Sollst d'rweil e gutes Gungel sei. (Th.)

Schlof, Kinnel, schlof!
Dei Mutter hitt de Schof,
Dei Vater hitt de Lämmelein,
Schlof Du in Gutt's Nomen ein.
Schlof, Kinnel, schlof! (A.)

Schlof, Kinnel, schlof!
Dei Voter hitt de Schof,
Dei Mutter hitt 's Kindelein.
Schlof, Kindel, schlof! (Ge.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Schlaf bis morgen früh,
Bis der Hahn im Häuschen
Kräht sein Kickricki (A.)

Schlof, mei liewes Meisel,
Schlof bis mo'rng frih,
Bis dr Hah in Heisel
Kreht sei Kickricki (Er.).

Schlof, Kinnel, schlof!
Gott Voter hit' de Schof,
Hit' se alle gruß un kla
Mit sen grußen Himmelsba.
Schlof, Kinnel, schlof! (J.)

Heie, busche, bische!
In dr See sei Fische,
In dr Luft sei Vögel,
Un dr Voter schiebt Kegel (Gr.)

Heie, bui, bische!
Mor'ng ass' mr Fische
Jewermor'ng Gänsebroten,
Wull mr 's Kind ze Gost eiloden. (Er.)

Heichen, beichen, bisch, bisch, bisch.
Kocht dem Kindchen Fisch, Fisch, Fisch.
Übermorgen Gänsebraten,
Wird mein Kindchen eingeladen. (Ha.)

Heie, beie, heichen!
Kocht dann Kind e Breichen,
Tut racht siße Butter dra,
Daß das Kind racht babbeln ka. (Ha.)

Schlof, Kinnel, schlof ei!
Ich gab dr Ku'ng und Wei,
Zucker, Rosining und Mandelkarn,
Die ißt unner Kinnel su garn.
Schlof, Kinnel, schlof! (A.)

Heia!
Mr kuchen unnern Kind an Breia,
Dann tu mr racht Stick Butter dra,
Daß 'n mei Kind sei assen ka.
Boi heia! (M.)

Heia, boiheia!
Will 's Kindel net schwei'ng,
Heia, boiheia!
Do gamm mr 'n Ohrfei'ng,
Drei Mannel Ohrfei'ng, un Koppstuß d'rzu.
Schlof ei, mei gut's Kindel, in guter Ruh. (M.)

Heia, buscheia!
Mei Madel, schlof ei.
Kocht men Madel en guten Brei
Tut aa racht viel Zucker nei,
Daß men Madel schmeckt dr Brei. (Ri.)

Heia, popeia!
Will's Madel net schwei'ng,
Miss' mr 's Guschel mit Zucker eireim. (Ob.)

Heia, boie sause,
's Katzel will net mause,
Woll'n mr 's Katzel of's Schwänzel schlo'ng,
Giht 's un brengt's e Meisel getro'ng,
Woll'* mr 's Meisel broten,
Racht viel Gäst eiloden. (Er.)

*Oder: 's Meisel woll'n mr schlachten,
Werschtle woll'n mr backen.
's Fall woll'n mr zun Garwer tro'ng,
Kriecht s' Kindel e Pelzel d'rvu
Heie, bui, heie! (Kl.)

Heie, buisause,
's Katzel will net mause.
Well mr 's Schwanzel schnappen,
Ward 's e Meisel d'rtappen. (Bä.)

Heia!
Katzel läft nooch Geya,
Läft in Geya auf un nieda,
Brengt unnern Kind sei Ruh ball wieda.
Boi heia! (M.)

Sausa!
Katzel will net mausa,
Miss' mr 's of's Pfetel dappen,
Dann ward's a Meisel daschnappen.
Boisausa! (M.)

Heie boisause!
Ich will dir was singen:
Was wird dir dein Vater vom Jahrmarkt mitbringen?
Zucker, Rosinen und Mandelkern,
Das ißt unser Mädchen gar so gern. (Ge.)

Heie bosause!
Was nisselt in Struh?
Das sei de Wuhlegansle,
Die hom gar kane Schuh.
Dr Schuster Schoster hoot Lader
Un hoot ken Lasten d'rzu.
Heie* bosause! Was nisselt in Struh? (Gey.)

*Oder: Wu soll mr dä meine liem Gänsle hitu? (Se.)
Do bleim de liem Gänsle halt immer uhne Schuh. (A.)
Drim gihe de liem Gansle â immer uhne Schuh. (B.)

Heie!
Mor'ng, will's Gott, ward's schneie,
Wards en grußen Schnee rausmachen,
War'n de Kinner driewer lachen. (Bä.)

Mor'ng frih im dreie
Soll se schnalle schneie.
Do ward ball Winter war'n,
Doß mr kenne de Kinner fahrn. (Gey.)

Heie busause! Mei liewes Kind,
Draußen schneit 's un giht dr Wind,
Hoot 'n grußen Schlieten mit,
Nimmt de Madle allzamm mit. (Schl.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Sei immer fromm und brav.
Im Garten gehn zwei Lämmelein,
Mein liebes Kind, drum schlafe ein.
Schlafe drum wohl in süßer Ruh,
Schließe die kleinen Guckäuglein zu! (A.)

Schlaf, Kinnel, schlaf!
In Garten giht e Schaf.
Es stieß sich an ein Steinchen,
Da tat ihm weh sein Beinchen;
Es stieß sich an ein Stöckchen,
Da tat ihm weh sein Köpfchen.
Schlaf, Kinnel, schlaf! (Ha.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Im Garten geht ein Schaf,
Ein Schaf und auch ein Lämmelein,
Die Mutter wird nicht lange sein.
Der Vater geht ins Niederland,
Bringt den Kindern ein Wiegenband,
Äpfel, Rosinen, Nüsse und Feigen,
Daß mein Kind soll schlafen und schweigen. (A.)

Schlof, mei Kinnel, schlof!
Dei Voter is e Grof,
Dei Mutter is ne Fee,
Die fihrt dich iewern See.
Die setzt dich uf e huches Ruß
Un fihrt dich in e Kanigschluß.
Do haste e goldenes Tischel glei
Un e Bettel aa d'rbei. (Th.)

Schlof, Kinnel, schlof!
Of 'n Ufen sei de Schof,
Die schwarzen und die weißen,
Die tun 's Kinnel beißen. (Th.)

Sause!
Dar Tud stiht hinnern Hause,
Hoot 'n grußen Schlieten mit,
Do nimmt 'r de Kinner mit,
Setzt 'r de N. u'm drauf
Fehrt 'r d'rmit zun Türl naus,
Fehrt nei in dr Asche,
Warft 'r sche nei ins Wasser.
Gucken de Leit zun Fanster raus,
Recken de Kinner de Kepp alle raus.
Heie, bui, heie! (Kl.)

Heia, boisause!
Dar Tud stiht hinnern Hause,
Hoot n grußen Schlieten miet,
Nimmt de Kinner alle miet,
Fehrt 'r sche iewern Friedhuf,
Schmeißt 'r sche nei ins tiefe Luch. (M.)

Sause!
Tud stiht hinnern Hause,
Hoot 'n langen Schlieten mit,
Nimmt 'r alle klenn Kinner miet.
Sause! (Ri.)

Schlof, mei Kind, schlof leise,
Draußen stiht dr Preiße.
Dein Voter hoot 'r imgebracht,
Deine Mutter hoot 'r arm gemacht,
Schlof, mei Kind, schlof! (Mtt.)

Heia boihei!
Mei Kindel, schlof ei,
Schlof ei, siße,
Iech wiege diech miet meine Fieße,
Iech wiege diech miet meiner rachten Hand,
Schlof ei, mei Kind,
Mach när net lank.
Boi heia! (Kl.)

Kroh, Kroh,
Schmeiß mein Kinnel Poor Schuhe ro,
Glei e Poorer dreie,
Mr wolln e Poor ausleihe;
Glei e Poorer viere,
Gih mit dr N. ze Biere,
Gih mit dr N. ze Bier un ze Wei,
Ei, ward dos ane gute N. sei! (Kl.)

Heia boisausa!
Dar liewe Gott wuhnt in Hause,
Wuhnt dr liewe Gott in Hause net,
Hätt'n mr â klä Gungela net.
Boi heia! (M.)

Wula!
In Sommer do wächst de Pula,
Do wachsen alle schiena Bliemelein raus,
Do mach mr ugarn a schie Streißel draus.
Boi heia! (M.)

Heia beia wuhle!
Wenn 's Kind gruß is,
Schick mr'sch in de Schule.
Wos larn 's dä do drinne?
Schreim, lasen un singe. (M.)

Heia pappeie!
Tu net su schreie.
Mor'ng kimmt dr Ruppermaa,
Hoot'n Stock un hängt diech a. (W.)

Butze, butze, Battelmaa,
War mei Kind net d'rsahe ka,
Zieht'n e nei Gackel a. (Gey.)

Hettscha!
Krie'ng mr fremde Gäste,
Ward 's Vetterle un 's Muhmele sei,
Kumm se wa'ng men Gungele (Madele) rei. (Ri.)

Hettscha!
Schlof, Kind, wuhle,
Bis dich dar liewe Gott ward hule,
Hult 'r dich in Rusengarten,
Derf mr dich nimmr tro'ng un warten. (A.)

Heie busch, Battelmaa,
Battelmaa will 's Kinnel ham.
Gieh, du garst'ger Battelmaa,
Muß mei Kinnel salwer ham. (O.)

Alles still in süßer Ruh,
Drum, mein Kind, so schlaf auch du.
Draußen säuselt nur der Wind su, su.
Schlaf ein, mein Kind. (A.)

Gestern früh um achte
Kam der Storch und brachte
Meiner Mutter einen Sohn,
Dieser Bengel lachte schon.
Kam er in die Wieg',
Schreit er wie ne Zieg',
Schreit er dreimal meck, meck, meck —
War der kleine Bengel weg. (A.)

Heie buisause!
Ich schlief liewer wie du,
Un wenn de mr'sch net glâm willst,
Do sich (= sieh) mr ner zu. (Gro.)

Itze ho iech dich in Orm,
Do schleffste holt fei worm,
Wenn de deine Gusch net hälst,
Warschte nei in de Wieg' gepelzt. (Schw.)

IV. Die Hochzeit.

Die Liebe der beiden Geschlechter. (Vgl. M. 152 ff.)

Eins der angebautesten Gebiete des Aberglaubens ist die Liebe der beiden Geschlechter zueinander. Eine wie große Rolle die Liebe und die Erforschung des Zukünftigen im Leben des Mädchens spielt, beweisen all die Bräuche an den Lostagen, wo aus den verschiedensten Anzeigen und Orakeln auf den Stand, den Charakter, die Gestalt des Zukünftigen geschlossen wird (s. Absch. VII). In dieses Kapitel gehören noch folgende Meinungen:

Das Mädchen wird Braut, wenn am h. Abend zufällig drei Lichter auf dem Tische brennen (v. 296*), das vor ihr auf den Tisch gestellte Streichhölzchen langsam niederbrennt (Th.), die an die flache Hand angedrückten Zündhölzchen bis zur Berührung des Körpers hängen bleiben (Th.), der Stoff zu einem Kleide aufgeht (Th., A.), mit dem letzten Stich bei der Anfertigung desselben der Zwirnsfaden alle wird (Th.), beim Wäschelegen das erste Stück aufgeht (Aug.).

Es bleibt ledig, wenn es mit einem Spazierstock geht (A., Gey.), einen Ehering ansteckt (A. 625*), einen Herrenhut aufsetzt (A., B.), ihm in eine Tasse aufgegossen wird, „was die Liebe ausgießt" (A.). Anderswo läßt der Freiersmann in diesem Falle noch sieben Jahre auf sich warten, wie auch dann, wenn das Mädchen Brot oder Butter anschneidet (v. 547.). Nur ein Jahr bleibt er noch außen, wenn beim Wäschelegen keins der ersten Stücke aufgeht (Aug.).

Ein geknüpftes Liebesverhältnis löst sich, wenn das Mädchen eine Haarnadel aus dem Haare verliert (A.), als Brautjungfer mit ihrem Bräutigam im Arm zum Altar schreitet (Nd., Ge.), mit ihm Gevatter steht (A. 553), Liebende sich schneidende und stechende Dinge, wie Scheren und Nadeln (A. 553) oder Glas (A.), Seife (Th.) schenken. Perlen bedeuten Tränen (A. 553). Hat sich ein junges Mädchen mit seinem Schatz gezankt, so steckt es Messer und Gabel ins Salz, damit er wieder gut werde (Gd.).

Der Schatz gedenkt seines Mädchens, wenn diesem das Schürzenband aufgeht (A. 311*), die Schürze herunterfällt (Gey. 311), herunterhängt; denn: „die Schürze hängt, der Schatz denkt" (A.), das linke Auge tränt (Schl.). Macht sich das Mädchen beim Waschen die Schürze naß, so bekommt es einen Trunkenbold (A. 311, 547).

Er kommt ins Haus oder es kommt ein Brief von ihm, wenn früh vor dem Bett der Verliebten zwei Strohhalme kreuzweis übereinanderliegen (B.). „Wäscht sich 's Kätzchen, so treff ich 's Schätzchen" (A.). Aber: „Schäfchen zu Gesicht, du siehst „Ihn" heute nicht!" (A.). Folgt das Mädchen am h. Abend einer Einladung ihres Schatzes, so kann jenem im folgenden Jahre nichts Böses widerfahren (Wo.). Hängen Spinnweben in einem Hause, so haben die Freiersmänner das Taschentuch hängen lassen, d. h. sie gehen aus und ein (B.). Freier, die

Freitags kommen, sind nicht gern gesehen, es heißt: „Freitagsfreier, die hol' der Geier!" (A., B., Gey.) Um die Liebe zu erwerben, läßt man den Freier sich auf einen Waschhader setzen, ohne daß er darum weiß (Gr.). Daher die Redensart: „Auf dem Waschhader sitzen."

Verschiedenes. Wirft die Mutter ihrer zu Tanz gehenden Tochter einen Hader nach, dann tanzt diese viel und vergnügt sich trefflich (A., Ehr.). Das ist dem Mädchen auch beschieden, wenn es beim Verlassen der elterlichen Wohnung noch einmal die Nähnadel zur Hand nehmen muß (Nd.), sich einen Zweier in den linken Strumpf (Ehr., A., Cr.), eine Erbse (Gey.), eine von dem Besen eines Essenkehrers heimlich losgelöste Rute in den Schuh steckt (Th.), mit dem linken Fuße zuerst den Saal betritt (A., N.). Stößt es sich unterwegs an einen Stein (Kl., Kö), läuft ihm eine gefleckte Katze über den Weg (Zwö.), so steht ein Heimführer in Aussicht. Starke Behaarung verheißt eine reiche Heirat (Ch. 310*). Dem beim Essen an einer Tischecke sitzenden Mädchen ist eine böse (allg.), eine blinde (Th.) Schwiegermutter beschert oder es bekommt erst nach sieben Jahren einen Mann (allg. 557*) und noch dazu einen buckligen. Ein lahmer Mann aber steht in Aussicht, wenn das Mädchen mit nur einem Pantoffel über die Stube geht (Ne., A., Th.).

In unzähligen Vierzeilern, „Tschumperliedl'n", gelangt die Liebe, die Freude am Leben und am Liebchen, die jugendstrotzende Kraft und Herrlichkeit dieses Verhältnisses zum Ausdruck und offenbart die ganze Gesundheit und Lebenskraft, sowie den prächtigen Humor des Erzgebirgers. Ich kann mir nicht versagen, einige aus meiner Sammlung anzuführen.

Ach, wenn doch mei Schatzel
E Rusenstock wer!
Ich stellt'n ans Fanster,[1]
Bis 'r uffgebliht wer.
Bis 'r uffgebliht wer
Un wer feierblutrut,
Noocher wer ich men Schatzel
Noch emol su gut. (Kö.)

Vgl. Erk—Böhme, Nr. 593. Hoffmann, Schl. V. Nr. 70. Tiedges Gedicht: O möchte mein Liebchen ein Rosenstock sein!

Mei Schatz is e Moler,
Dar molt miech su garn,
Ar will allzeit vun Busseln,
Doch vun dr Heirat nischt här'n.
Drim sog iech's 'n soot fei,
Dos ka mr net gefall'n,
Arscht geheirot', dann gebusselt,
Oder iech ward 'n wos mol'n. (Schl.)

---

[1]) a = Mittellaut zwischen a und ä. Die Wörter vun, zun, men ben, of, uf, en, net u. ä. sind, wenn nicht anders bezeichnet, immer kurz zu sprechen.

Jech ho mr mei Heisel
Mit Brattern beschlo'ng,
Nu will mich mei alter Schatz
Aa wieder hom. (Kl.)

Mei Schatz is e su dummer Zippel,
E Nos hoot 'r wie e dreieckig's Tippel,
E Maul hoot 'r wie e Backufenluch,
Oder gut bin 'ch'n duch! (A.)

Die beliebtesten Stelldicheins für sich heimlich Liebende sind von jeher die Rockenstuben gewesen, die sich im oberen Erzgebirge bis heute erhalten haben. Aus ihnen ist freilich das Spinnrad verschwunden; an seine Stelle ist der Klöppelsack getreten, dessen Tage auch gezählt sind; denn das Klöppeln wird und zwar seit einem Menschenalter schon nur noch von älteren Frauen betrieben, die jüngere Generation erlernt es zum Zwecke des Erwerbs überhaupt nicht mehr. Kleinere Mädchen erlernen es nur noch in dem Maße, wie in anderen Gegenden von ihnen das Stricken erlernt wird. Nach dem Versiegen der Erzquellen gestaltete sich die Klöppelindustrie zu einem wahren Segen für die ärmere Bevölkerung des Erzgebirges, seit der Erfindung der Bobbinetmaschine aber und deren Betrieb mit Dampfkraft zur Massenerzeugung gewährt das Spitzenklöppeln mit Ausnahme der Anfertigung der feinsten Spitzen, wobei die kunstgeübte Hand durch keine Maschine ersetzt werden kann, kaum einen Hungerlohn. Deshalb sagt man auch bei schlecht lohnender Arbeit: „Do häng 'ch mr liewer dann Klippelsack a un klippel, was ich klippeln ka" (Ob.). Über den geringen Lohn und das Eintönige der Arbeit halfen und helfen die zeitkürzenden und taktmäßigen Klöppellieder hinweg, wie sie auch gleichzeitig den Fleiß anspornen, indem nach den Taktverhältnissen der Verse die Nadeln gesteckt werden. Wenn nun auch manche der Lieder so gut wie keine literarische Bedeutung haben — sind doch die meisten ganz sinnlos und nur eine quodlibetartige Zusammenstellung von durchaus zusammenhangslosen Gedanken und Aussprüchen, — so sind sie doch gewiß von kulturgeschichtlichem Interesse. Mit dem Absterben der Ältesten unter uns werden auch diese Lieder wie so vieles andere aus dem Volksbewußtsein schwinden; denn die meisten der nachfolgenden habe ich aus dem Munde alter Frauen gesammelt.

Wo man klöppelt, da spricht oder singt man zuweilen noch zur Beförderung der Arbeit:

Zwelf Gänsle gingen 's Bargel na
Hooten rute Hesle a,
Hooten schwarze Knepple dra.
Liem Gänsle, wu wullt 'r dä hie?
Mr wull'n n Bauer in Hower gih.
Wenn dr Bauer kimmt, steck mr uns

Hinnig de Steehall na,
Doß 'r uns net sahe ka.
Bauer häng d'n Pudel a,
Daß 'r uns net beiße ka.
Beißt 'r uns, verklaa mr dich,
100 Toler kust't es dich!
100 Toler sei ka Gald,
Wemmer ner mei Schatz gefallt. (M.)

's ginge zahn Zieng iewersch Fald,
Wor dr gruße Buck d'rbei.
Log dr Wulf an Rand.
Grüßt ich ihn, dankt 'r mir.
Sat 'r: Wu willste dä hie?
In grien Rosen,
Nooch langen Rosen,
Nooch en Karwel Lâb,
Nooch en Sackel Drack,
Nooch en Geltel Millich,
Getzen backen will ich.
Bleib ich â noch nein Pfeng dra schillig. (W.)

Hallo!
War pucht a?
Dr behmische Battelmaa.
Hott 'r mei Gänsel net gesahe?
Nee!
's ward net weit sei,
Ebber hinnig dr Schei.
Wieviel Eier hoot's dä gelegt? (Kl.) 50.

Diese Lieder singen oder sprechen die Klöpplerinnen unter Verminderung des Zahlworts so oft, bis es heißt: Ein Gänsle —, eine Ziege —, 1. Das Zahlwort des letzten Liedes wird ganz beliebig gewählt, so hörte ich, wie man mit „hundert" antwortete und man demnach die Zeilen auch hundertmal sang! Bestimmt ist das Zahlwort „der Woche":

Mont'g gieht de Wuch a,
Dienst'g sei mr wuhlgeta.
Mittwuch is de Wuch halb aus,
Dorschtig sei kane Borten in Haus.
Freit'g geggt uns de Mutter naus,
Sunno'md wieder rei,
Doß mr Sunntig beisamme sei
Bei Zepplemillich und Hirschebrei.
War racht geklippelt hoot, ko â d'rbei sei.
Bim baum nach 12. (B.)

Hierauf „zählt“ man gewöhnlich noch die „faule Woche“:

Mont'g, Sunntigs Bruder,
Dienst'g sei mr faule Luder,
Mittewuch is de Wuch halb aus,
Dorschtig fang' mr sachte a,
Freit'g klippeln mr de ganze Nacht,
Sunno'md war'n se ze Markt geschafft.
Sunntig, do ward all's verkracht. (B.)

Mant'g giht dä Woch' a,
Dienstig hom mr wuhlgeta.
Mietewoch is dä Woch halb aus,
Daarschtig sei ka Borten[1] in Haus.
Frättig schlaht[2] da Mutta[3] aus,
Sunno'md wieda ei,
Doß mr n Sunnt'g beisamme sei
Bei aan guten Hirschbrei. (St.)

Weit verbreitet ist:

Zieht dr Nawel iewer'sch Grawel,
Zieht 'r niewer ins Glockenhaus,
Gucken drei silberne Docken raus.
De erschte spinnt Seide,
De zwete klarneit,
De dritte zieht die Himmelsschnur,
An dar ich nauf in Himmel fuhr.
Soßen meine drei Poten hinnern Tisch,
Die hatten n Taller voller Fisch.
De erschte sat: Ich soll mit assen.
De zwete sah 's gor nich gern.
De dritte nohm n Taller voller Fisch
Un warf 'n unnern Tisch.
Klaubte ich mr de Knechle zamm,
Trug se nunner in Keller.
Dort fand 'ch drei rote Heller.
Ging 'ch of'n Morkt,
Kaft mr e Sackel Quork.
Setzt'ch mich uf'n Haustirstâ
Un froß men Quork mutterseelen allâ.
Driewer kom ne alte Fraa,
Die hott' gebockne Birnle.
Sot' ich: Gabb mr ans!
Gob se mr ans!
Sot' ich: „noch ans!“
Gob se mr zwee.

[1] Klöppelspitzen. [2] auseinanderschlagen (die Spitzen). [3] Mutter.

Sot' ich: „Gabb mr'sch dritte!"
Gob se mr'sch nich.
Hob ich halt e Steenle auf,
Hieb dr alten Fraa ihr Beenle raus.
D'rnooch kom ihr alter Maa:
„Wos hoste meiner Riek getaa?"
Hob'ch noch e Steenle auf,
Hau dann alten Maa sei Knechle â noch raus. (B.)

Docke w. Puppe, mhd. tocke „Puppe", auch junges Mädchen, ahd. toccha „Puppe". Ahnungslos hat das Volk in diesen drei Jungfrauen das Andenken an die altgermanischen Schicksalsjungfrauen, die auch in Wiegenliedern und Spielreimen vorkommen, aufbewahrt.

De lustge Klipplmad.

Jech bie a lustg'e Klipplmad
Un wuhn bei lusting Leiten.
Jech ho mei bissel Sunntigsstoot
Un därf net Hunger leiden.
Mit Lachen spring iech o'mst ins [Bett,
Un frih beim Luntschtopp grein [iech net.

Do giehts gewandt zun Klippelsock,
Do tu iech net lank fackeln.
Jech mach en manning Doppelschlok,
Un Hänn' un Finger wackeln.
Ball muß dr Fodenklippel dra,
Ball rachts un links ä annr'r ra.

Ball steck iech do ä Nodel nei,
Ball dort — un wie gelamper!
Mit Batterle uf geder Reih —
's när ä wink Getamper.
Satt meine Uffsteckuodeln a!
De schennste hoot en Gauderhah'.

In korzen To'ng gihsts o'mst be [Licht,
Do sitz mr im de Tazel,
Ä gede hoot ihr Flâschgericht,
Do härt mr ä Gerazel
Vun all dann Klippeln klä un [gruß,
Un unnre Zunge sei â lus.

Ball singe mr ä Tschumperlied,
Ball bat'n mr ä Gesprichle.
Un war's net aus 'n Kopp verstiht,
Guckt haltig in de Bichchle,
Die mr vun fremden Dingering
Gekaft hom of'n Gahrmering

A hom sich uf de Ufenbank
De Bosse hiegeflâmelt,
Do lacht mr sich ball orndlich krank,
Wos do ward hargeschwâmelt.
Oft broten mr z'r Luft â ner
Ardeppelglitscher in dr Rehr.

Doch frisch geklippelt, doß iech ju
Wos vir mr noch ka brenge.
Mor'ng schneid iech o,
Un sollt iech schu miech driewer 'ball zersprenge!
War Borten soot oschneide ka
Und flassig is, d'rwischt en Maa! (A.)

's geberg'sche Madel.

Iech bie a gebergsch Madel,
Bie frumm un bie â gut
Un dreh zun Klippeln mei Fadel. —
:|: So arm iech bie, ho iech doch Mut. :|:

Ho Ardeppeln of men Tischel,
Ka Schminkel[1] Butter d'rbei,
Un bie gesund wie a Fischel
:|: Un trog kân Dokter was ei. :|:

's Karschettel, 's Tichel, 's Schärzel
Is oll's neiwaschen un schie,
De schwawischen Armel an Leiwel,
:|: Die ho iech gemangelt heit frih. :|:

Un ka iech net huchgelehrt reden
Su wie's in Ker'ngbuch stiht,
Su ka iech doch singe un baten
:|: Un â monch geberg'sch Lied. :|:

'n Sunntig do tu iech miech putzen,
No heer iech de Predig mit a,
Nooch (nachher) gih iech zun Schwasterle hutzen,
:|: Do sanne mr enanner när a. :|:

Dann gih mr naus ins Freie
Un singe de Lieder brod naus;
De Leit, die's heern, war'n sich freie,
:|: När de dumm'n Leit' lachen uns aus. :|:

Wenn o'mst nooch hamm ward gange,
Sieht Schatzel mich sehnetlich a
Un frogt: He, host ka Verlange?
:|: He Schatzel, he brauchste kenn Maa? :|:

Wos latschte, wos patschte mr wieder,
Mach mr när kenn Meerettig na,
De brauchst miech doch net erscht ze fro'ng,
:|: De siehst mr'sch an A'ng schu a. :|: (A.)

Die alte Schwiegerer.

Ich möcht mich doch gleich hängen,
Spricht die alte Schwiegerer.
Dorten hängt der Strick.
Ich wünsch' dir viel Glück!
Sagt das junge Mädchen wieder.

---

[1]) Wenigkeit, Kleinigkeit.

Wo nehmt 'r denn euer Haus her?
Sagt die alte Schwiegerer.
Jag' mr euch naus,
Sei mr Herr im Haus,
Sagt das junge Mädchen wieder.

Wo nehmt 'r denn euer Brot her?
Sagt die alte Schwiegerer.
Aus der Bäckenbeik, wo das Brot leit,
Sagt das junge Mädchen wieder.

Wo nehmt 'r denn euer Fleisch her?
Sagt die alte Schwiegerer.
Aus der Fleischbank, wo der Ochse hangt,
Sagt das junge Mädchen wieder.

Wo nehmt 'r denn euer Bett her?
Sagt die alte Schwiegerer.
Wird Heu geruppt, wird neigestuppt,
Sagt das junge Mädchen wieder.

Wo nehmt 'r denn mein Grab her?
Sagt die alte Schwiegerer.
Hundert Schritt vom Haus trag' mr euch naus,
Sagt das junge Mädchen wieder.

Wo nehmt 'r denn mein Sarg her?
Sagt die alte Schwiegerer.
Auf 'm Schinderskarren werd't 'r nausgekarrnt!
Sagt das junge Mädchen wieder. (Mau.)

Dr orme Maa.

Jewer'sch Land fuhr ich,
E ormer Maa wur ich,
Wie ich wieder riewer kam,
Beschert mr Gott e Hihnel.
Wur ich wieder e reicher Maa.
Ging ich alle Tog ze Bier,
Un v'rsoff de Grosch' dofir,
Wie e Offezier.
Kam ich na an's Wertshaus,
Schrien de Gäste alle raus,
Wollten 's alle wissen,
Wie mein Hihnel hieß.
Mei Hihnel hieß „Kickehie"
Wu is dä de olle fohle Henn' hie?

Jewersch Land fuhr ich.
E ormer Maa wur ich,
Wie ich wieder riewer kam,
Bescheert mr Gott e Hähnel.
Wur ich wieder e reicher Maa.
Ging ich alle Tog ze Bier,
Un v'rsoff de Grosch' dofir,
Wie e Offezier.
Kam ich na an's Wertshaus,
Schrien de Gäste alle raus,
Wollten 's alle wissen,
Wie mei Hähnel hieß.
Mei Hihnel Kickehie,
Mei Hähnel kreht frih.
Wu is dä de olle fohle Henn' hie?

So wiederholen sich die Zeilen noch sechzehnmal, und es bekommt der „arme Mann" der Reihe nach noch geschenkt eine Taube, eine Ente, eine Gans, eine Ziege, ein Schaf, ein Schwein, ein Kalb, eine Kuh, einen Ochsen, eine Magd, einen Knecht, ein Weib, einen Jungen, ein Pferd, einen Wagen und ein Haus. Auf die Frage der Gäste nach jedem dieser Geschenke antwortet er stets mit Wiederholung der zuvor gegebenen Antworten, so daß er zuletzt sagt:

Mei Hihnel Kickehie.
Mei Hähnel kreht frih.
Mei Taub klaubt auf.
Mei Ant schnattert in Sand.
Mei Gans — lang Hals.
Mei Zieg genasches Vieh.
Mei Schof trollert en nooch.
Mei Schwein patscht drei.
Mei Kuh frißt Struh.
Mei Ochs ruter Fuchs.
Mei Mad Gumfer zart.
Mei Knacht Scheffel zeracht.
Mei Weib zarter Leib.
Mei Gung lompeter Gung.
Mei Pfär zieht's Gerät.
Mei Wo'ng rolloh.
Mei Haus — kehr aus.
Wu is dä de olle kohle Henn hie?
(Schö.)

Die letzte Zeile schließt jede der achtzehn Strophen ab.

Kuckucks Harem.

Der Kuckuck als Freiersmann
Schafft sich dreißig Weiber an:
Die erste kehrt aus.
Die zweite trägt's naus,
Die dritte heizt ein,
Die vierte setzt nein,
Die fünfte seiht Fisch,
Die sechste trägt zu Tisch,
Die siebente schenkt Bier und Wein,
Die achte streicht die Taler ein,
Die neunte rüttelt auf das Struh,
Die zehnte macht die Betten zu,
Die dreizehnte macht dem Kuckuck ein Paar Schuh,
Die vierzehnte näht die Nähte zu,
Die fünfzehnte schlägt die Zwecken 'nein,
Die sechzehnte sagt, 's wär ordentlich und fein,
Die siebzehnte bettet weich und warm,
Die achtzehnte schlägt den Kuckuck arm,
Die neunzehnte bäckt Klöß',
Die zwanzigste kriegt Kopfstöß'
Die einundzwanzigste bäckt Getzen (Backwerk),
Die zweiundzwanzigste wollt' den Kuckuck verhetzen,
Die dreiundzwanzigste kocht Hirsebrei,
Die vierundzwanzigste fraß ihn in Hals nei,
Die fünfundzwanzigste kocht Pflaumen,
Die sechsundzwanzigste leckt sie aus mit dem Daumen,

Die siebenundzwanzigste setzt sich auf den Besen,
Die achtundzwanzigste ritt darauf nach Dräsen (Dresden),
Die neunundzwanzigste setzt sich auf en Schimmel,
Die dreißigste fuhr 'nauf in Himmel. (B.)

Vgl. Erk—Böhme, D. Ldrh. II, Nr. 181a, 181b Böhme, D. Kdrl., Nr. 727 Meier, 89.

Dr klene Maa.

's war emol e klener Maa, he juchhe!
Gruße Frâ wollt 'r hom. He juchhe!
Als de Frâ ze Tanze ging, he juchhe!
Mannel wollt' â mietgehn,
's mußt ze Hause bleim, he juchhe!
Mußt Schisseln un Teller aufreim'. He juchhe!
Hei rittel dittel dum dum dum.
Als de Frâ vun Tanze kom, he juche!
Soß Mannel hinnern Ofen un spann. He juchhe!
Mannel, wieviel haste dä?
Ich ho dreimol hinten ufgewun'n
Frâ d'rwischt n Stock un Rock
Un hât 's Mannel iewern Kopp.
Mannel sprang ins Butterfaß. He juchhe!
Mannel sprang wieder auf, he juchhe!
Niewer ins Nachberhaus. He juchhe!
Nachber, loß dr was so'ng:
Miech hat mei Frâ geschlo'ng.
Hei rittel dittel dum dum dum, heirasassa!
Nu do will 'ch dr â wos klo'ng:
Miech hat meine â geschlo'ng.
Hei rittel dittel dum dum dum, heirasassa! (B.)

(In den mannigfachsten Gestaltungen allgemein.)

Vgl. Erk—Böhme, Ldrh. II, 907—909. Mittler, D. V., Nr. 627. Hoffmann, Schles. V., Nr. 188.

Garten gehn muß Hafersam'n sä'n.
Dr Müller sieht sei weiß.
Dr Gäger giht mit Fleiß.
Dr Gäger giht mit Hinden.
Dr Bittner tut eibinden.
Sei Frâ macht â de Käs'.
Se macht se nich allâ,
Se zieht se mit 'n Drachen.
Wollt' e alter Maa gern Huchzig [hom,
Hoot 'r keene Spielleit.
Trommel, trommel uf 'n Ufentupp,
Schallt's nei in Essigtupp,
Gik, gäk, mei Ohr ist wack
Bis uf 'n alten Schuhflack.
Wollt 'r mich in Himmel hom,
Mißt 'r lange Leitern hom.
Läßt 'r mich fall'n,
Häng' ich dich an Galng.
Dreh ich dr e Beenel raus,
Mach ich mr e Pfeifel draus.
Pfeif ich alle Mor'ng,
Hörn's alle Storn'g (= Störche).

Pfeif ich alle Mitteln (Mittage),
Hern's alle Stidteln (Städte).
Pfeif ich alle O'md,
Herens alle Rom (Raben).
Pfeif ich iewer Davids Haus,
Gucken de Wachter alle raus.
Nahm n Tupp voll Hunig aus.
Dann Leffel ließ 'ch stacken,
Dann muß dr Guttfried auslacken.
(Ri.)

Wos homse fir ne Kerche dru'm,
Dru'm in dr Fichtelsrute?
De Kerch, die is mit Struh bedeckt,
In Klingelbeitel hom de Meis' geheckt.

Wos homse dä fir ne Kanzel dru'm,
Dru'm in dr Fichtelsrute?
An dr Kanzel giht ka Treppel na,
Do ziehn se 'n Pfarr an d'n Haaren na.

Wos homse dä fir ne Urgel dru'm,
Dru'm in dr Fichtelsrute?
De Urgel is von Voter Kiehn,
Dr Ganshert muß de Urgel spiel'n.

De Urgel is aus Faderkiel'n,
Die ka dr Kanner nett d'rspiel'n.

Wos homse dä fir n Kanner dru'm,
Dru'm in dr Fichtelsrute?
'n Sunntig is 'r Urgenist,
Un in dr Wuch do fehrt 'r Mist.

Wos homse fir en Lehrer dru'm,
Dru'm in dr Fichtelsrute?
Dr Lehrer macht ne gruße Flemm
Un frißt 'n Kinnern de Butterbemm'.

Wos homse fir en Schneider dru'm,
Dru'm in dr Fichtelsrute?
's is e Dingel wie ne Laus,
's hängt 'n 's Hemm zun Husen raus. (B.)

Hanne, Hanne, masse,
Dr Hah wullt mich frasse.
Stieg ich auf de Bänke,
Wor e gruß Geschlänke.
Guckt dr Hah zun Fanster raus,
Froß de Sammel un Millich aus. (M.)

Diese Proben[1] mögen genügen, den Leser mit dem Inhalte der Klöppellieder bekannt zu machen.

Manches dieser Lieder mag auch das Surren des Spinnrades begleitet haben. Das Spinnen, das im allgemeinen schon in den 50er Jahren abkam, wurde vereinzelt noch in den 60er Jahren getrieben.

Die Lieder in der Rockenstube wechselten und wechseln mit Erzählungen ernsten und erotischen Inhalts ab. Sehr gern wurde das derb sinnliche Lied: „Wenn ich meine sieben Ochsen austreib" gesungen (Umgeg. v. A.). Dazu gesellten sich Spiele, von denen manches auf die Rockenstuben ein bedenkliches Licht wirft. So war ein allgemein beliebtes Spiel in jener Zeit, als man noch spann, der „Leineweber". Drei Personen setzten sich nebeneinander in die Stube. Die mittelste legte über die Beine eine lange Stange, deren Enden die beiden anderen unter den Knien wegführten. Alle drei sangen, dabei die Stange hin- und herschiebend, was den Schützen nachahmen sollte,:

Der Leinenweber hat ne Sau geschlacht't, piff, paff, puff!
Den Strump zerrissen und Wurst gemacht, „ „ „ !
Weiß oder blau, fein sind se doch, „ „ „ !
Mir e Viertel, dir e Viertel, „ „ „ !

Bei dem letzten „puff!" hob die in der Mitte sitzende Person die Beine hoch, so daß die beiden anderen rücklings umfallen mußten. Harmloser war das „Äschetopftragen", das sich ähnlich bis heute erhalten hat. Die erschienenen jungen Burschen verließen die Stube und bestimmten einen unter sich durch das Los, der den jungen Mädchen einen schon bereit gestellten Topf zu überreichen hatte, der manchmal mit Brezeln, Kaffee oder etwas Ähnlichem, oft aber auch mit Asche oder sonstigem Unrat gefüllt war. In diesem Falle überfielen die Mädchen den Überbringer des Topfes und banden ihn, wenn sie ihn festzuhalten vermochten. Gelang es ihnen, so wurde der Gebundene zum Gelächter aller im Dorfe umhergeführt. (Vgl. auch unter Aschermittwoch.)

„Ze rocken" gehen die jungen Mädchen gewöhnlich von Anfang November bis kurz vor Ostern, in der Umgegend von Gru. von Michaelis bis zum grünen Donnerstage. Dabei singen sie:

Heit is de Reih an mir. Ihr Leit,
Kummt rei, iech will d'rzehl'n.
Weil nu de Kinner schlofen sei,
Do braucht's kä gruß Verhehl'n.
Iech red, wie mr dr liewe Gott
Ne Schnawel wachsen ließ.
Kimmt's epp'r mol ze hanebi'ng,
Do sei mr nor net bies.
Mir Bauern, die ims liewe Brut
Sich plo'ng Gahr aus, Gahr ein,
Mir kenne net su zimperlich

[1]) Eine weitere Anzahl von Klöppelliedern wird eine in nächster Zeit erscheinende Sammlung bringen.

Als wie de Stadtleit sei.
Mir sei aus ganzen Hulz geschnitzt,
Mir reden darb un racht,
Mir reden vun dr Lawer wack
Bezacht un ubezacht.
War do d'rmit zefrieden is,
Glick uf! dar is mei Maa,
In dann stackt Witz,
In dann stackt Kraft,
Dar is kä Huwelspaa. (Ar.)

Ihren Abschluß finden die gemeinsamen Zusammenkünfte, die in der Regel die ganze Zeit hindurch bei ein und demselben Mädchen abgehalten werden, durch „die Feier der langen Nacht" oder durch die „Hauswärm" (Gru.), wofür man auch sagt: „n Klöppelsock versaufen", obgleich bei den Zusammenkünften in vielen Orten nicht mehr geklöppelt wird, sondern andere Arbeiten, wie Gorlschlingerei, Posamentennähen u. ä., verrichtet werden. Beim Klöppeln sitzen die Mädchen — gewöhnlich finden sich sechs bis acht ein — um einen runden Tisch, den „Klöppelstock", in dessen vertiefter Mitte die Lampe steht, deren Licht durch die Klöppelflaschen, die die Mädchen selbst mitbringen, auf die davorstehenden Klöppelsäcke konzentriert wird. Die Rockenabende beginnen in der Regel um acht und dauern bis gegen Mitternacht. Um zehn ungefähr finden sich die jungen Burschen ein, mit deren Erscheinen die Arbeit Nebensache wird und die Unterhaltung beginnt, die mit mehr oder weniger harmlosen Neckereien und Späßen verbunden ist, die vereinzelt zu grober Unsittlichkeit ausarten mögen. So fühlte sich der Gemeindevorstand in Steinbach veranlaßt, im November 1906 durch Aushang eine Warnung zu erlassen, die Fortbildungsschülern. Lehrlingen, sowie Mädchen unter sechzehn Jahren, wie auch Schulkindern, insbesondere Konfirmanden die Beteiligung an einer Rockenstube untersagte und mit Geldstrafe bis zu 30 Mark bedrohte. Daraufhin erschien im Annaberger Wochenblatte vom 18. Novenber 1906 folgendes mit G. A. unterzeichnetes Eingesandt: „In Nr. 264 des „A. W." ist aus Steinbach berichtet worden, daß der dortige Gemeindevorstand durch Aushang eine öffentliche Warnung erlassen habe, welche Fortbildungsschülern, Lehrlingen und Mädchen unter 16 Jahren, wie auch Schulkindern, insbesondere Konfirmanden, die Beteiligung an einer Rockenstube untersagt und mit Geldstrafe bis zu 30 Mark bedroht. Wer es weiß, was für Dinge zuweilen in Rockenstuben geschehen, wie in denselben nicht selten die Sittlichkeit jugendlicher Personen vollständig untergraben wird, und wer es ferner weiß, welchen Lärm die Besucher und Besucherinnen von Rockenstuben bei ihrem Heimgang um oder nach Mitternacht auf den Dorfstraßen zumeist erregen, ja, wie überhaupt die Rockenstuben der immer mehr überhandnehmenden Unsittlichkeit Vorschub leisten, der wird diese Maßnahme des Herrn Gemeindevorstand zu Steinbach mit dem innigsten Danke begrüßen und diesen tapferen Mann zu seinem Vorgehen aufs herzlichste beglückwünschen. Möchten nun aber auch anderwärts —

denn wohl in sehr vielen Gemeinden des oberen Erzgebirges ist auf diesem Gebiete über schwere Mißstände zu klagen — Gemeinderäte und Gemeindevorstände dem wackeren Beispiele des Gemeinderats und Gemeindevorstands zu Steinbach nachfolgen!" Diesem Wunsche des Einsenders schließen auch wir uns an, Auswüchse müssen unterbunden werden. Man weiß aber auch, wie es mit der Befolgung solcher Verbote geht; die Sitte oder Unsitte ist stärker als sie. Wie hat man einst gegen die Spinnstuben geeifert! Und doch erhielt sich dieses Spinnstuben*unwesen*, solange als es diese überhaupt gab. Vom Standpunkte des Volksforschers aus aber wäre es zu bedauern, wenn die Zusammenkünfte überhaupt aufhören würden; denn noch erklingen in mancher Rockenstube die alten und schönen Volkslieder, die sonst der Vergessenheit zum Opfer fallen würden. Daß daneben auch hier und da verflachende und verrohende Gassenhauer gesungen werden, daran dürfte der Zug unserer Zeit vor allem mit schuld sein.

Wie schon erwähnt, finden die Zusammenkünfte ihren Abschluß, aber auch ihren Höhepunkt in der Feier der „langen Nacht" an einem Sonntagabend vor Ostern. Ein Mahl, das die Mädchen gemeinsam bestreiten und im Mittelpunkt der Feier steht, vereinigt alle die, die sich an den Rockenabenden gefunden haben. Paarweise sitzen die jungen Leute um den Tisch, mitunter obenan die Eltern des Mädchens, bei dem die Rockenabende stattgefunden haben. Das Essen beginnt in der Regel um 9 Uhr und besteht aus grünen Klößen, Sauerkraut, Rinderbraten, verschiedenen Kompots, Bier und Schnaps. Nach einer Stunde schon ist das Essen zu Ende, schnell waschen die Mädchen auf; denn nun beginnt der Tanz, der nicht selten bis zum frühen Morgen dauert. Dabei finden sich die jungen Burschen für das ihnen gebotene Mahl mit Bier und Schnaps ab, so daß die Stimmung schnell und oft bedenklich steigt. Vielerorten sind bei der Feier Verkleidungen üblich.

Die Hochzeit.

(Vgl. hierzu M. 167 ff. Mo.[1] 276 ff.

Die Hochzeit ist das wichtigste Familienfest und zugleich der Höhepunkt des Lebens zweier Menschen. „Obwohl in seinem Verlaufe ein großes, einheitliches Gemälde, festlich froh in seiner Gesamtstimmung, so zerfällt es doch in eine zahlreiche Reihe von losen Einzelbildern, die alle mehr oder weniger bedeutungsvoll und sinnreich sind." Bei der Hochzeit entfaltet der deutsche Brauch seine ganze volle Mannigfaltigkeit. Und Reim und Vers schlingen sich schmückend ums ganze Fest. Freilich sind kennzeichnende Hochzeitssitten und -gebräuche nur vereinzelt noch im Erzgebirge zu finden, — denn auch die ländliche Hochzeit ist immer mehr und mehr modernisiert worden — so daß ich im folgenden Abschnitte mehr von Vergangenem als von Gegenwärtigem zu berichten habe.[1]

[1]) Ein Blick in das „Hochzeitsbuch" von Reinsberg Düringsfeld (Leipz. 1871) lehrt, daß die Hochzeitsbräuche durch weite Strecken Deutschlands wegen ihrer Übereinstimmung, oft bis in feine Einzelheiten hinein, ein und dieselbe Quelle gemeinsam haben.

1. Die Vorbereitungen zur Hochzeit.

Die Werbung. Wie in altgermanischer Zeit spielen auch heute noch bei der Anknüpfung eines Liebesverhältnisses die materiellen Verhältnisse des Mädchens eine große Rolle. Es heißt: „Wer nichts erheirat't und nichts ererbt, das bleibt ein armes Luder, bis er „sterbt" (allg.). Doch gilt auch das Wort: „Das Geld gibt sich aus, der Kloß bleibt zu Haus" (A.). — „Huchzig, Huchzig, schiener Tog, — Noch dr Huchzig Nut un Plog'" (A.). Wollte sich kein Freiersmann einstellen, so wurde die Heiratslustige im Sonntagsstaate durch den Ort gefahren (H.). Dieses Beginnen mag jedoch nicht immer geholfen haben; denn ein Mann im genannten Orte rief dabei noch: „Mei Mad hoot Mazeit"! (Zeit für einen Mann.) Im Fall der Absage bekommt der Werber „die Tasche" (allg.).

Das kirchliche Aufgebot. (Vgl. M. 171). Während des kirchlichen Aufgebots darf keins der Verlobten in der Kirche sein (A., Bä., J. 559), umgekehrt in Cr., Br., keins mit zu Grabe gehen, (M., Br.), wenn nicht baldiger Tod die Ehe wieder lösen soll. Aufgebotene gehen nicht zu Tanz (Mau.).

Die Brautgeschenke. Kurz vor dem Hochzeitstage pflegt das Brautpaar sich gegenseitig zu beschenken. Die Braut schenkt ihrem Zukünftigen gewöhnlich ein Hemd, aber nicht Nadeln oder Schuh; denn diese bewirken eine frühzeitige Trennung der Ehe (J.). Der Bräutigam schenkt ein Kleid und Schmuck.

Die Einladung zur Hochzeit. Die Einladung zur Hochzeit erging durch die volkstümliche Figur des Hochzeitsbitters. In wohlgesetzten Worten, zuweilen auch in poetischer Form brachte er sein Anliegen zum Ausdruck. So bediente sich der Augustusburger Hochzeitsbitter, der weithin begehrt war, stets folgenden Reimes:

Horcht auf, ihr lieben Leute,
Horcht drauf, was ich euch deute:
Kommt morgen samt und sonders 'rein
Zu Tanzen den Marienreihn!

Nach Bekanntgabe der Namen des Brautpaares und seines Vorhabens fuhr er fort:

Nachdem die Trauung ist vorbei,
Ist noch ein großer Schmaus dabei.
Was steht nicht alles auf dem Tisch:
Drei Schinken, sehr viel Fleisch, kein Fisch.
Ein Pökelschwein ward nicht vergessen,
Das sollt ihr dann mit Linsen essen.
Leut', denkt an die viele Wurst!
Wasser, Bier und Wein ist für den Durst.
Und habt ihr damit nicht genug,
So gibt 's auch fein noch einen Krug.

Das ist des Schusters[1] große „Gut',“
Der euch dadurch zum Feste lud.
Drum kommt ihr zu der Hochzeit nicht,
So seid ihr samt und sonders Wicht'.
Drum auf ihr lieben guten Leut',
Das ist's, was ich euch heut gebeut.
Kommt mir nur auf die Hochzeit nach,
Dann habt ihr keine Reu und Schmach.
Und auch die Kinder bringt noch mit,
Und seiens ihrer auch zu dritt'.[2]

Hierauf wurde der Lader, nachdem er die Rede „weggeben“ hatte, ins Haus geführt und je nach Verhältnissen der Eingeladenen bewirtet, zum mindesten jedoch mit Bier und Schnaps. Solch längere Sprüche waren freilich selten. Meist waren sie den beiden folgenden ähnlich. „Sog â ä schienes Kompliment vun 'n Breitigom un da Braut N. N. un lod eich olle zu dann ehrwürdgen kummenden Sunntig zr Huchzig freindlich ei (Pf.). Oder: „Viele Grüße vun dann Brautleiten N. N. un dann Eltern, Se sulln sich ball einstelln un sich viel Vergni'ng machen“ (M.).

Auf ihren Gängen waren die „Huchzigbieter“ festlich gekleidet und geschmückt. In langem Schößenrock, roter Weste, hohen Stiefeln oder niedrigen Schuhen mit weißen Strümpfen, den hohen steifen Hut bebändert und in der Rechten einen mit Knopf versehenen langen Stock mit Blumen oder roten und weißen Bändern verziert, so zogen sie in vielen Orten von Haus zu Haus. In M. schmückte sich der Lader immer mit einer großen Sonnenrose, deren Gelb zu dem grellfarbigen Halstuche, das zu einer mächtigen Schleife gebunden wurde, seltsam harmonierte. In O. trug er als Abzeichen seiner Würde ein buntseidenes Tuch im Knopfloche, in Gr. ein breites gestreiftes Band um den Leib, in A. lang herabhängende Schleifen am Arm.

Eine mündliche Einladung durch den Hochzeitsvater oder durch das junge Paar selbst (Pf., Ne.) oder Karten sind heute an die Stelle der feierlichen Einladungen durch den Hochzeitsbitter getreten. Freitags darf nicht zur Hochzeit geladen werden (Ne.).

Während die Einladungen ergingen, wurden im Hochzeitshause die mannigfachsten Vorbereitungen getroffen, vor allem für das Hochzeitsmahl. Mußte dazu auch nicht wie oft anderwärts eine ganze Herde Tiere ihr Leben lassen, so waren doch die Bauernhochzeiten im Erzgebirge durchaus nicht so ärmlich beschaffen, wie man so oft in anderen Gegenden meint. Nicht selten wurden auch in obererzgebirgischen Ortschaften zwei bis drei Schweine, eine Kuh und mehrere Kälber geschlachtet. Die mit dem Schlachten beschäftigten Fleischer mußten bis in die 50er Jahre in allen Dörfern auch das Hochzeitsessen kochen und beim Backen behilflich sein. Erachtete man es sonst als die

[1]) Gewerbe des Brautvaters. [2]) Galt als Unglückszahl.

größte Verschwendung, Brot aus reinem Roggenmehl zu backen, so wurden doch die „Eßbrote“ von länglich ovaler Form, die es gewöhnlich nur bei Hochzeiten gab, aus angesäuertem Weizenmehl hergestellt. Ärmere Bauern buken das Brot sonst aus Korn und Hafer oder Gerstgemenge zu gleichen Teilen, besser gestellte aus drei Vierteln Korn und einem Viertel Hafer oder Gerstgemenge.

Vielfach war es Sitte, daß die zur Hochzeit Eingeladenen einige Tage vor dem Feste Spenden für das Mahl, wie Butter, Käse, Milch u. a. brachten. Nach Spieß wurde bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in A. vor dem Hochzeitshause die Hochzeitsküche, eine Art Bude, in der die Speisen zubereitet wurden, aufgeschlagen gegen eine Abgabe von 1 Taler 14 Groschen an die städtische Kasse. Diese Abgabe mußte auch dann bezahlt werden, wenn die Küche nicht beansprucht wurde.

Bei den Vorbereitungen zur Hochzeit darf nichts zerbrochen werden, während am Feste selbst etwas zerbrechen soll des Glückes wegen (Ne.).

Der Polterabend. (Vgl. hierzu Weinhold, Deutsche Frauen, I³, 373. M. 173.). Dem Höhepunkt im menschlichen Leben geht der Polterabend voraus, an dem der Scherz, die heitere Laune, die Symbolik und die Gedächtnisgabe sich vereinigen. Allgemein üblich ist das Zerschmettern irdener Geschirre vor dem Hochzeitshause, eine sinnbildliche Verkörperung des Gedankens, daß mit dem jungen Ehepaar nicht allein ein neuer Hausrat, dem Platz geschafft werden muß, sondern auch neues Leben einziehe. Von fernen Vorahnen her gesellt sich nicht minder die Deutung hinzu, jeden bösen Geist durch Lärm aus dem Hause zu verjagen, damit die junge Frau bei ihrem Einzuge nur gute, friedliche Geister darin vorfinde. Je größer der Scherbenhaufe, desto größer ist die Ehre (Ne.), das Glück (v. 560), das nur dann beständig ist, wenn die Braut die Scherben selbst zusammenkehrt, nachdem sie einmal darüber hinweggegangen ist (A., Kl., Ehr.). Liegt eine ganze Glasflasche darunter, so stößt dem jungen Paare Unheil zu (Ehr.). Deshalb stellte sich früher eine Person vor das Haus, um ganze Flaschen zu zerschlagen. War dennoch eine von übelgesinnten Leuten unbemerkt aufgestellt worden, so galt sie dann als zerschlagen (Ehr.). Aus dem Erlös für etwa dabei gefundene Metallstückchen soll die junge Frau das erste Brot in die Ehe kaufen. Dann geht das Wochengeld nicht aus (A.). Der Bräutigam wird ein fleißiger Gatte, wenn er im Scherbenhaufen liegende Papierstückchen heraussucht (Nd.). Läuft dem Brautpaar an dem Tage eine Katze über den Weg, so darf nicht gepoltert werden (Joh.).

Wie auch anderwärts werden am Polterabend der Braut Kissen und Schleier unter entsprechenden Ansprachen, meist in Gedichtform, überreicht. Meist heiteren Inhalts sind die Reime, mit denen die Gäste, gewöhnlich verkleidet, dem Paar allerhand Gegenstände in die zukünftige Wirtschaft oder auch solche, die als Symbol einer glücklichen und gesegneten Ehe gelten sollen, überreichen. Geschenkte Messer und Gabeln zerstechen die Liebe (Ehr. 567*). Die Mutter der Braut überreicht dieser die ersten Kinderschuhe, mitunter dazu noch einen aus Silber (A.). Als eigenartiger Brauch hat sich das Ansingen des Brautbettes erhalten.

Nachdem es unter mancherlei Sprüchen hoch aufgebaut worden ist und die beim Zurichten des Strohsackes herausgefallenen Strohhalme mit einem neuen Besen zusammengekehrt worden sind und dieser unters Bett geworfen ist, wird ein Gesangbuchslied, wie „Auf Gott und nicht auf meinen Rat" — angestimmt (N. 568*). Einige Wochen vor der Hochzeit gibt die Braut die Brautschokolade, zu der sie nochmals ihre Gespielinnen und Freundinnen um sich versammelt (v.). Welches von den Mädchen die in der Brautschokolade befindliche Kaffebohne mit in die Tasse erhält (A., B.), den ins Gebäck gebackenen Ring bekommt (J.), wird die nächste Braut.

2. Der Hochzeitstag. (Vgl. hierzu M. 174 ff.)

Endlich ist der Hochzeitstag, eine „hôchgezît", gekommen, der Ehrentag für Bräutigam und Braut, zu dem geladen wird, wer in irgend einem Verhältnisse zu den Verlobten oder ihren Eltern steht. Mit Vorliebe werden die Ehen Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags geschlossen, von Ärmeren auf dem Lande fast immer an letztgenanntem Tage. Namentlich ist es der Dienstag, an dem festgehalten wird; dieser und der Donnerstag gelten als wahre Hochzeitstage. Hier hat sich ein Rest altheidnischer religiöser Vorstellungen erhalten. Denn der Gott Donar, dem diese beiden Tage geweiht waren, war der Herr des Feuers, der Beschützer des häuslichen Herdes und der Familie; zugleich weihte er mit seinem Hammer die Ehe und schenkte ihr Fruchtbarkeit und Gedeihen. Daß der Sonnabend als Heiratstag bevorzugt wird, hat wohl in praktischen Erwägungen seinen Grund. Fällt zudem der Festtag auf ein ungerades Datum, so ist dem Paar das reichste Glück beschieden (Ehr.) Verpönt als Hochzeitstage sind vor allem der Mittwoch, „der überhaupt kein Tag ist" (A., Ne.), und dann der Freitag.[1] Daß dieser für die Eheschließung möglichst wenig benutzt wird, beruht auf einer weitverbreiteten abergläubischen Abneigung gegen diesen Wochentag, der überhaupt den Ruf genießt, ein Unglückstag zu sein. Weshalb er aber gerade für die Eheschließung als ungünstig angesehen wird, ist um so weniger leicht einzusehen, als doch dieser Tag, ebenso wie er bei den Römern der Venus heilig, bei den Germanen der Frigg, der Göttin der Liebe, geweiht war.

Einem im Mai getrauten Paare „haftet alles an" (A. 558*), einem im Februar getrauten sind viele Krankheiten beschieden (A.). Früher heiratete man meist im Herbste.

Altem Glauben nach sind auch die Gestirne, vor allem der Mond, am Hochzeitstage, wie auch sonst bei einem wichtigen Schritte im menschlichen Leben von Bedeutung. Nur bei zunehmendem und bei Vollmond bleibt die Wirtschaft immer in guter Ordnung (Schl., Gru., N., Kö., Ar. 558). Krebs, Widder, Jungfrau, Stier und der Vollmond

[1]) In den Jahren 1800, 1810, 1820 u. s. f. bis 1900 wurden in Mildenau 198 Ehen geschlossen; davon 95 Sonntags, 21 Montags, 30 Dienstags, 45 Donnerstags, 7 Sonnabends (1810 : 1. 1900 : 6), keine Mittwochs und Freitags.

bringen Unglück (A., Ar.). Hat ein Paar bei abnehmendem Monde gefreit, so stellt man oft alles Unglück als eine Folge der gewählten Zeit hin (v.).

Mit dem Aberglauben am Hochzeitstage geht Hand in Hand deutscher Natursinn. Genau achtet man auf die Witterung an diesem Tage: sie verkündet dem jungen Paar, wie es einst in der Ehe aussehen wird. Wie das Wetter, so die Ehe, trüb oder heiter. Sonnenschein und wolkenloser Himmel künden heitere Tage an (Gru., N.). Schnee gibt viel zu lachen und Reichtum (W.), Gewitter bringt Unglück (Wo., H., Ri., Mtt. 563*). Sturm verheißt Unglück, Unfrieden in der Ehe (H., Gey.) 265.), reichen Kindersegen (A.) oder auch Armut, wohl infolge des ersteren. Wind und Nebel deuten auf ein mühseliges Leben, ehelichen Unfrieden und Krankheit hin (A., W. 265.), trübes Wetter auf trüben Ehestand (S.). Ebenfalls als Unglücksbote gilt mancherorten der Regen, er bringt der Frau körperliche Mißhandlungen, beiden Kummer und Herzeleid; denn „viel Regen, viel Tränen" (A., Sch., B. 266), während er wiederum auch Glück, namentlich Reichtum voraussagt. „In Brautkranz Regen, bringt Glück und Segen." „Regen in den Brautkranz ist blinkend Gold" (J., A., Gru., Zw., Mau. 563). Zudem heißt es:

„Dem Gerechten regnets am Ehrentag,
Dem Ungerechten am Sterbetag" (B.).

Frommem Brauche nach geht man kurz vor der Hochzeit zum h. Abendmahl) (v.)

Der Zug in die Kirche. Der Zug in die Kirche ist fast überall zu einer Fahrt feststehender Ordnung geworden. Früher fuhr man selten. Sorgsam wurden die Stufen gezählt, die das Paar zu steigen hatte, wobei das Einsteigen in die Kutsche als erste Stufe galt. Eine ungerade Zahl brachte Unglück in die Ehe (Ehr.). Den Zug eröffneten bei größeren Hochzeiten Musikanten, die schon am frühesten Morgen der Braut, dann dem Bräutigam ein Ständchen gebracht und jeden Hochzeitsgast mit Musik begrüßt hatten (M., Ge.). Ihnen folgte in einem Leiter-, Heu- oder Planwagen das Brautpaar, neben dem die Paten oder auch die Brautführer mit den Brautgespielen saßen. Auf den Heu- oder Leiterwagen wurde gewöhnlich ein Korbwagen gestellt, oder es wurden zum Sitzen Getreidegarben darauf gelegt, die mit Decken überhängt wurden. Wagen und Pferde wurden festlich geschmückt. Mächtige Getreidebüschel prangten an den vier Ecken des Wagens, Lindenzweige, Girlanden oder angehängte Kränze umzogen ihn (Gro., M., Ge., Mau.). Gleichen Schmuck trugen auch die Pferde, denen man außerdem, wie auch heute noch, Mähnen und Schweife mit roten Bändern durchflochten hatte. Mit Blumen werden auch heute noch die Pferde geschmückt, in Mau. tragen sie Kränze auf den Köpfen. Der Fuhrmann des Brautwagens, der in der Regel auf dem Handpferde ritt, trug, wie jetzt noch in manchen Dörfern, ein über den Rücken fallendes, am Rockkragen befestigtes rot englisches Tuch. Peitsche und Hut schmückt er sich mit Schleifen. Dem Brautwagen folgten die übrigen Geladenen zu Fuß oder in Wagen. Besteigt die Braut zuerst die Kutsche, so kommt sie

unter den Pantoffel (S.). Heute trägt allgemein die Braut Myrtenkranz und Schleier, der Bräutigam ein Myrtensträußchen; auch die Gäste haben Sträußchen angesteckt. Früher ging die ländliche Braut ohne Schleier, als jungfräulichen Schmuck trug sie ein weißes Häubchen mit roten Schleifen. Die sonstige Tracht der Braut, wie auch die des Bräutigams schloß sich der Landestracht an; nur war alles besonders fein und kostbar und vor allem wurden nach Möglichkeit schöne seidene Bänder und Tücher getragen.

Sieht die Braut im Hochzeitsschmucke in den Spiegel, so wird sie stolz und hochmütig (A.), ebenso, wenn sie ihn zweimal anlegt (A., El., Gey.). An dem Brautkleide, das die Braut nicht aufraffen (Mau.), nicht selbst nähen (A.) und das vor dem Hochzeitstage nicht ins Festhaus kommen soll (A.), darf nachträglich nichts geändert werden (A.), nichts fehlen (Ge.), wenn Ordnung in der Ehe herrschen soll. Die Braut soll es sich selbst anlegen (Kl.), — anderwärts wieder nicht — und zwar „ein Viertel" (Gd., W.); denn nur dann bleibt sie keusch. Stellt sie sich dabei auf einen Kuchendeckel, so wird sie glücklich (W.) und hat dann immer alles beisammen (Ne.). Tritt beim Ankleiden ein unverheirateter Mann ein, so bewahrt sie die eheliche Treue nicht (M.). Paßt das Kleid nicht, so zanken sich die Ehegatten (N., Cr., A.). Wurde das Brautkleid von weiblicher Hand gefertigt, so sollte der Bräutigam nach kurzer Ehe sterben (H.), wie auch die Braut, wenn sie nicht selbst daran mit genäht hatte (H.). Beim Nähen desselben darf sich die Schneiderin nicht stechen, was Unglück bedeutet (Gey.). Ist sie aber unverheiratet, so bekommt sie bald einen Mann (A.). Bei jedem anderen Kleidungsstück wirft jeder Stich in den Finger einen Kuß ab (v.). Eine „bunte" Braut wird unglücklich (A.) Sie soll nicht grau oder blau gekleidet sein (S. 561*) und nicht mit toten Blumen geschmückt werden (S.). Die Braut soll etwas Geborgtes, aber nichts, was nicht ganz neu ist, an sich haben, damit ihr Glück beschieden sei (A., Ne. 561*). Wird zur Anschaffung der Hochzeitskleidung Geld geborgt, so soll das Ehepaar liederlich werden (Th.). Am Hochzeitstage darf der Bräutigam seine Zukünftige nicht eher sehen, als bis sie im Brautstaate ist (A.), es zur Kirche geht (J., N., Ge.). Das Hochzeitssträußchen soll die Braut ihrem Auserkorenen selbst anstecken, damit er nach keiner anderen schaut (A.). Bekommt die Braut an Stelle des allgemein üblichen Hochzeitsstraußes ein Gesangbuch geschenkt, so wird die Liebe „verblättert" (B. 553*).

Kurz vor dem Zuge in die Kirche steckt man der Braut, ohne daß sie darum weiß, Geld, mit Vorliebe neue Pfennige in die Schuhe, damit es nie an Brot und am Notwendigsten, dem lieben Gelde, fehle (A., N., Ob. 562), Salz oder Geld und Brot ins Kleid, das sie sich aufhebt und das nicht schimmeln soll (J., Mtt., Ho., A. 562*), oder Haferkörner (Br. 562*), um Nahrungssorgen fernzuhalten, ein Ei oder eine Ähre (A., Sch.), damit die Ehe gesegnet sei. Geld, Salz und Brot werden auch dem Bräutigam heimlich in den Rock gesteckt (A., Ho.). Das Geld wird auch ins Brautkleid eingenäht, so daß es einst mit in das Grab kommt (Br.). Beide essen einige trockene Semmeln und

stecken solche auch ein (Sch.). Einst hielt der Geistliche, der Lehrer oder sonst „ein guter Redner" aus dem Dorfe eine Ansprache an den Brautvater immer mit der Schlußbitte, seine Tochter dem (Name) zu geben. Jetzt wendet sich der Brautvater mit einigen Worten an seine scheidende Tochter und wünscht beiden Glück und Gottes Beistand zu dem Schritte (Pf.). Die Mutter der Braut aber reicht den Verlobten einen Teller mit zwei Löffeln und ermahnt sie zum Essen mit den Worten: „Was ihr auch einbrockt, sollt ihr auch zusammen ausessen!" (Ra., Nd. 560*).[1] Die Hochzeitsgesellschaft betet laut ein Vaterunser (Kö.). Auf dem Zuge zur Kirche fährt die Brautkutsche zuerst, heim zu zuletzt. Freudenschüsse[2] ertönen dabei, die einst der Abwehr böser Geister galten (Br., Bä., Mau. 563). Der Bräutigam wirft Geld aus, um alles Unglück fernzuhalten (J. 563). Man wirft dem Brautpaar Blumen zu (Gey.) und hält es, wie auf der Rückfahrt, durch eine über den Weg gespannte Schnur — einst mit geteerten Stricken (Zsch.) — auf und gibt die Bahn nur gegen ein Lösegeld frei, was glückbringend ist. Dem Aufhalten liegt wahrscheinlich die Erinnerung an die Eheschließung durch Frauenraub zu Grunde. Der gewaltsame Entführer wird aufgehalten und muß sich loskaufen. (Über Frauenraub vgl. Grimm, D. Rechtsaltert., S. 840; ebenso Weinhold, Deutsche Frauen I, 3, 328. 362. Über die Sitte des Aufhaltens vgl. E. H. Meyer, Badisches Volksleben, S. 251 und 276, sowie dessen Universitätsprogramm 1896).

Unglück und Not zieht in die Ehe ein, wenn das Paar zwischen dreiviertel und um zur Kirche fährt (A.), dabei rücklings sitzt (A.), beim Einsteigen in die Brautkutsche eins von beiden sich umsieht (Th.), ihm ein Paar Tauben über den Kopf wegfliegen (Sch., Nd. 277*), eins von beiden sich stößt oder auf dem Wege liegendes Geld aufhebt (A., Cr.), beide miteinander reden (allg.), ein Pferd an der Brautkutsche ein Eisen verliert (M., Gey.), die Pferde durchgehen (Gey.), ein Rad an der Kutsche zerbricht oder verloren geht (Ri., B., Gey.), diese rückwärts geschoben (Nd., Fr.), von schwarzen Pferden (Pf.), von ungleichen (v.), von Schimmeln gezogen wird, die „in den Tod fahren" (A., Pf. 562*), — die weiße Farbe deutet fast überall auf Tod, — dem Hochzeitszuge ein leerer Wagen, Personen mit leeren Körben und Gefäßen (allg), Verwandte des Brautpaares entgegenkommen (B., Gey., Fr. 291), am Hochzeitstage etwas verloren geht oder gestohlen wird (N.), Stern und Mond zusammentreffen (Cr.), der Zug nicht auf einem zweiten Wege ins Hochzeitshaus zurückkehrt (Gd., H., Ma. — 564), ihm eine alte Frau über den Weg läuft (Pf.). Eine mit Eiern entgegenkommende Person kündet der Braut Schläge und schlechte Zeit an (Gey.). Ebenso ist unglückbringend, wenn Braut oder Bräutigam auf dem Wege stolpern (A., Po.), beide nicht gleichen Schritt halten (M., Blu.), die Braut lacht (Ch.), dem zum Standesamt gehenden Paare eine Eule entgegengebracht wird (J.). Sieht sich die Braut um, so „guckt sie nach der zweiten Ehe" (A., Ob., J., Cr. 313. 563), hält die

[1]) Vgl. Meyer 177. [2]) Ebenda.

eheliche Treue nicht (S.), oder es geht die Wirtschaft zurück (Fr.); tun es beide, so schwindet die gegenseitige Achtung (B., Wo.). Früher Tod trennt die Ehegatten, wenn sich die Braut auf dem Kirchgang das Kleid zerreißt (H., Ne.), dem Hochzeitszuge ein Einspänner entgegenkommt (H., Ne.), das junge Paar nicht eng beieinander sitzt oder geht (Th. 562*); der Hochzeitszug an einem (allg. 558) oder vielen Gräbern (A.) vorüber geht. Deshalb läßt man ein offenes Grab zuschaufeln (St.). Kommt dem Brautpaar ein Leichenzug entgegen (Schö., A., B. 291); ein anderes Brautpaar (M.), verliert der Bräutigam seinen Hut (Nd. 313*), so wird ebenfalls die Ehe durch Tod zeitig getrennt. Der Mann stirbt zuerst, wenn das Paar auf dem Kirchgange zuerst eine männliche Person erblickt (Schl.), im Leichenzuge eine männliche Person zu Grabe getragen wird (Schl.), ein männliches (H.) oder ein weibliches (Kö.) Grab offen ist. Werden zwei Geschwister in einem Jahre (S.), an einem Tage getraut (v. 559), so ist dem einen und zwar dem an zweiter Stelle eingesegneten (J.) eine unglückliche Ehe bestimmt oder früher Tod (S. 559).

Eitel Glück und Segen aber winkt dem Paar im kommenden Ehestande, wenn ihm ein schwerbeladener Wagen (allg. 291) oder Personen mit vollen Körben oder Gefäßen entgegenkommen (allg.), beide zum Kirchgang mit dem rechten Fuße die Türschwelle zuerst überschreiten (A., Ne.), sich führen oder bei den Händen halten (A. 563*), die Braut weint (Ch. 564), dem zum Standesamt gehenden Brautpaar zuerst ein Mann begegnet (Ne.). Ist es eine Frau, so ist die Ehe unglücklich (Ne.). Ein mit Lein beladener Wagen verheißt großen Reichtum (M.), ebenso der Geldbriefträger (Ehr.).

Die Trauung. (Vgl. hierzu M. 177 ff.). Trotz der vorherrschenden Andacht bei der Trauung achtet man auf mancherlei. Wie auf dem Zuge zur Kirche, so soll sich auch keins von beiden auf dem Gange zum Altar umsehen, wenn nicht baldiger Tod (Zw., A., Cr., Kö.) oder Scheidung (J.) die Ehe lösen soll. Gehen Braut und Bräutigam getrennt, so herrscht eitel Zwiespalt im kommenden Ehestande (J.). Vor allem ist die Braut darauf bedacht, die Herrschaft in der Ehe zu bekommen. Deshalb bringt sie beim Zusammenlegen der Hände ihre Hand nach oben (Ha., J., H. 564), betritt zuerst die Kirche (Ch.), die Stufen zum Altar (Nd., Schr.), kniet zuerst nieder (A.), was anderwärts sie zeitiger als ihren Mann sterben läßt (Ch. 564), oder setzt ihren Fuß beim Wechseln der Ringe auf den ihres Zukünftigen (v. 564*). Das Treten auf den Fuß war altdeutscher Rechtsbrauch und galt als Zeichen der Besitzergreifung der Frau (Grimm, D. Rechtsaltert. 142). Dieser symbolische Brauch wird schon im 13. Jahrhundert erwähnt bei einer Trauung im Helmbrecht von 1534: „ûf den fuoz er ir trat“. Doch auch schon vor dem Gange zur Kirche ist die Braut um die Erlangung des Eheregiments bemüht. Sie erwartet „Ihn“ auf dem Vorboden, der im Bauernhause über dem Hausflur liegt, so daß „Er“ unter „Ihr“ weggehen muß (W., Gd.), kommt in Pantoffeln ihrem Zukünftigen die Treppe herab entgegen (J.), kleidet sich auf dem

Boden an (Gru., Kl.), schält am Morgen einen Apfel ohne abzusetzen (Gey.), trägt am Hochzeitstage eine Zeitlang Pantoffeln (A.), steckt ihrem Zukünftigen vor dem Kirchgang ein Taschentuch in den Rock (He.), überschreitet zuerst die Schwelle der Kirche (J., Wo., Or. 564). Das alles aber hat die Braut nicht nötig; denn hielt der Bräutigam während der Trauung nicht den Daumen der rechten Hand (Ne.), verließ er am Hochzeitsmorgen mit dem linken Bein zuerst das Bett (allg.), drücken ihn am Hochzeitstage die Stiefel (Wo., Zö.), so kommt er sicher unter den Pantoffel, was anderseits überhaupt nicht geschehen kann, wenn ihm seine Eltern Geld und ein Brotrindchen in den Hochzeitsrock steckten (A.).

Betritt das Brautpaar während des Läutens die Kirche, so hat die Braut viel zu weinen (Fr.). Ängstlich vermeidet man, daß ein Raum zwischen Braut und Bräutigam entstehe, „damit niemand einen Fluch hindurchsagen kann“ (Ge., N. 564*), weil es sonst Unfrieden und Zwietracht in der Ehe gibt (allg.). Fällt ein Trauring zu Boden (El., Ob. 304*), verlischt eine Altarkerze (H. 301), so stirbt der Teil zuerst, der den Ring fallen ließ, auf dessen Seite das Licht verlosch. Weint die Braut, so wird ihr der Mann untreu, „sie weint deshalb schon im voraus“ (Kl., Ehr. 564*), lacht sie am Altar, so steht ihr ein trüber Ehestand bevor (Eh. 504). Niest sie oder er, so werden beide unglücklich (Cr., A. 304). Bleibt bei der Trauung ein Stuhl unbesetzt, „so setzt sich der Tod darauf“, und eins von den Brautleuten muß bald sterben (A. 304). Ist ein Grab offen, so stirbt das Paar bald auseinander (Mau. 304). Wer dem Brautpaar am nächsten sitzt, heiratet zuerst (A.). Dem jungen Paar übelgesinnte Personen kehren während der Trauung auf dem Oberboden mit dem Rutenbesen hin und her und stoßen Verwünschungen aus (Mau.), lassen böse Worte fallen, die das Paar hören muß (A.), werfen auf dieses bei seinem Eintritt in die Kirche eine Spinne herab (Nd.), stellen sich dem in die Kirche ziehenden Paare in die Quere und huschen noch einmal über den Weg (S.), gehen vor dem Paare mit einem leeren Gefäß über den Weg, was die Braut bald sterben lassen soll (Ne.), versuchen das Brautbett einzureißen (S.). Vgl. hierzu W. 556, 563.

Die Rückkehr aus der Kirche. Wie auf dem Wege zur Kirche, so wird das Paar auch auf dem Wege aus der Kirche aufgehalten. Der junge Ehemann wirft Geld (allg. 563) oder Kuchen (Br., Schö., Ne.) unter die Jugend aus. Tut es auch die junge Frau, so wird sie mit ihrem Gatten glücklich (Ehr., Kl. 565). Zur Rückfahrt darf die Hochzeitskutsche nicht umlenken. Deshalb fährt der Kutscher während der Trauung oft in weitem Bogen zur Kirche zurück (Pf.). Um das Vorrecht in der Ehe zu erlangen, setzt die junge Frau ihren Fuß zuerst aus der Kirche (Ge.), besteigt und verläßt zuerst die Kutsche (A., Ne., Or.). Beim Eintritt ins Hochzeitshaus setzt sie zuerst ihren Fuß über die Schwelle desselben (Mau.), tritt darauf und pocht mit der Hand an den Türsturz, dabei denkend: „Ich stuß u'm (oben) un unten a, — Ich bie Harr un net mei Maa“ (Schö. 565*). (Vgl. die vogtländische Braut in der Haustüre, Meyer, D. Volksk., 182). Beim

Verlassen der Kutsche bringt die Mutter der jungen Frau oder eine Verwandte derselben dem jungen Paar Brot, Butter und eine Flasche Bier oder Schnaps entgegen, um Glück zu sichern (Br.). Die Brautmutter beschenkt ihre Tochter mit Geld, damit nie Mangel daran komme (v.). Im Hause, in das das junge Paar zuerst eintreten soll (Ge.), überreicht man Wasser, Brot und Salz (A.), ein Glas Bier oder Wein, wovon der junge Ehemann zuerst trinkt und den Rest seiner Gattin reicht, die das leere Glas hinter sich wirft. Zerbricht es, so ist die Ehe glücklich (Schö. 565*). Ebenso bekommen auch die Gäste in der Hausflur Kuchen und Wein, damit der jungen Ehe nie Nahrungsmangel drohe (Kö.). In die Ansprache an das junge Paar ist meist das Vaterunser mit eingeflochten (S.).

Der Hochzeitsschmaus. (Vgl. hierzu M. 179, 180.) „Der Hochzeitsschmaus und die Hochzeitsfeier haben den Ursprung in der Friedensfeier bei der Darbringung der Sühnopfer nach Beilegung der Fehde zwischen den Sippegenossen des Frauenräubers und den Sippegenossen der durch den Raub verletzten Sippe." (Lobe, „Das deutsche Recht" in Meyer, D. d. Volkstum, S. 434). Wie Grimm nachgewiesen hat, bedeutet Braut die „Fortgeführte" und geht auf sanskr. prandhâ (von prarah-rauben) zurück.

Begnügt man sich heute meist mit einer ein-, höchstens zweitägigen Hochzeitsfeier, so tafelte und tanzte man früher oft drei und vier Tage hintereinander[1]) (Gey., A., S. u. a. O.). Nur vereinzelt galt die

[1]) Folgende um 1750 niedergeschriebene Rechnung über den Aufwand bei der Hochzeit einer Annaberger Bürgerstochter gibt einen interessanten Aufschluß über eine Hochzeitstafel bei Bessergestellten in jener Zeit. Die ausgeworfenen Beträge belaufen sich auf 141 Taler 9 gute Groschen, fünf fehlende Ausgaben nicht mit eingerechnet.

		Tlr.	Gr.
1.	Wilde Schweine v. Jöhstadt	14	22
2.	Fuhrlohn dafür	—	16
3.	Vier Schöpse, lebendig	—	—
4.	Zwei Schock Forellen	8	12
5.	Bier	25	—
6.	Brot und Mehl	17	12
7.	Zwei Schweine	9	—
8.	Neunzehn Stück türkisches Federvieh, zwölf Hasen, sechzehn Kapaunen, zusammen	17	—
9.	Vier Kapaunen und drei Hennen, so mein gewesen	1	6
10.	Sechs Schinken	5	—
11.	Fünfzehn Pfd. Speck, je 4 ggr.	6	14
12.	Fünfzehn Gänse	5	14
13.	Die Hochzeitsküche zu pachten	1	14
14.	Den Tanzboden zu mieten	—	18
15.	Gewürz	—	—
16.	Tabak und Pfeifen	—	—
17.	Dem Koch gegeben	4	16
18.	Dem Schenk	2	—
19.	Den Küchenweibern	2	12
20.	Den Schreibern f. Brot u. Bier	—	10
21.	Holz zum Kochen u. Braten	6	—
22.	Steuer, gegeben für Lebensmittel u. andere Sachen, so zur Hochzeit gekommen	2	10
23.	Karpfen, 2 Stein $3^1/_2$ Pfund, und Lichte	7	—
24.	Vier Stück Fleisch	1	—
25.	Zitronen	1	—
26.	Gartensachen (d. i. Gemüse)	—	—
27.	Vier Kannen Wein	—	—
28.	Branntwein	1	—
29.	Zwanzig Kannen Butter	1	—
30.	6 Schock Eier, je 7 Gr. 6 Pfg.	1	—
31.	Essig	—	—

Nach den „Rückblicken" von Spieß.

1506 erließ der Annaberger Rat die „Ordnung wegen Hochzeit." Weil die Bergleute wegen solcher Feste viel Zeit versäumten, erschien am 27. September 1558 vom Kurfürsten August für Annaberg eine „Hochzeitsordnung" mit der Bestimmung, keine Hochzeit länger als einen Tag zu halten und „wegen Verarmung der Leute" nicht mehr Gäste zu speisen, als an vier Tischen untergebracht werden könnten.

Meinung, daß je stiller eine Hochzeit gefeiert werde, desto größeres Glück des jungen Paares warte (R.). War die Hochzeitsgesellschaft zurückgekehrt, so gab es zunächst, wie auch heute noch, Kaffee und Kuchen. Alsdann begann der Tanz, der auf dem größten Boden im Hause, nicht selten auch in der Scheune oder auf dem Heuboden abgehalten wurde, wobei Bier und Schnaps in reichlichster Menge geboten wurden. Den Tanz unterbrach das Hochzeitsmahl, das mit einer Suppe aus Brot, Bier, Rosinen, Mandeln und verschiedenem Gewürz, der sog. „Brautsuppe" begann, die zuweilen auch eine einfache Reissuppe war. Dann gab es gewöhnlich entweder Sauerkraut und Schweinebraten oder Reis mit Rosinen und Rindfleisch, verschiedene Kompots und zuletzt Butter, Brot und Käse. Getränke waren allgemein Bier und Schnaps, davon jedes von allen nur aus einem Glase getrunken wurde (allg.). Die Speisen wurden in vorher bestimmten Mengen vorgelegt. So bekam z. B. in M. jeder Gast 1/2 Pfund Fleisch, 1/4 Pfund Wurst, 1 „Eßbrot" und 1/2 Kuchen, in H. 1 Pfund Schweinefleisch, 1 „Eßbrot", 1/2 Kuchen und Kompot. Was einer nicht essen konnte, mußte er mit nach Hause nehmen. Auch der Geistliche, der Lehrer, die beide stets mit eingeladen wurden, sowie jeder Musiker bekamen je nach ihrem Stande größere oder kleinere Teile. Weil der Fleischer die für jeden Gast bestimmten Stücke Fleisch vor ihrer Zubereitung auszuschneiden hatte, hießen solche Hochzeiten „ausgeschnittene" im Gegensatz zu den „einfachen" bei ärmeren Leuten, die sich mit einer Suppe, Reis mit Rindfleisch, Butter, Käse, Brot und Bier begnügten (Ö.). Messer und Gabeln hatte jeder Gast selbst mitzubringen. Vor Aufhebung der Tafel füllten die Gäste die ihnen vorgelegten Semmeln oder „Eßbrote" mit Kompot, wie gebackenen Pflaumen, Hagebutten, Rosinen, Pflaumenmus u. ä. samt der Brühe und beschenkten damit ihre Kinder daheim (s. Seite 64). Fast überall bekamen die Nachbarn vom Hochzeitsessen einen Teil ins Haus geschickt. Ebenso erhielten die „Gucker" ihren Lohn. Ihnen wurden ausgehöhlte „Eßbrote" zuteil, die man nach dem Feste mit Suppe, Fleischstücken, Kompot, überhaupt allem, was übrig geblieben war, füllte. Dauerte eine Hochzeit mehrere Tage, so gab es dieselben Speisen wieder. Nach dem Essen begann der Tanz von neuem und dauerte oft bis in die frühen Morgenstunden. Um Mitternacht wurden gewöhnlich mit Fett bestrichene Brotschnitte gereicht, die nicht selten in einem Tragkorb in den Tanzraum gebracht wurden, oder die Gäste langten sich „Eßbrote" zu, die aufgeschichtet auf einer langen Tafel lagen. Der Tanz war zu Ende, wenn die Musiker „Ihr Mad, giht ehamm!" spielten (Gru.). Kam der Nachtwächter um Mitternacht, so wurde er, nachdem er ein Lied gesungen hatte, hereingeholt und bewirtet (Gro.). In Ö. und den umliegenden Ortschaften wurden am zweiten Festtage die Gäste sämtlich ohne Widerrede in dem Anzuge, den sie gerade anhatten, mit der Radewelle oder dem Schubkarren einzeln unter dem Gelächter der Dorfjugend ins Hochzeitshaus gebracht. (Vgl. M. 168.)

Das Mahl begann und endigte stets mit Gebet, das der Hochzeitsvater oft sebst verfaßt hatte. Nicht selten wurde zu Anfang desselben

auch ein Gesangbuchslied, wie „Nun danket alle Gott —" gesungen. Allgemein war der Brauch, daß verschiedene Schüsseln während der Mahlzeit herumgingen. In die erste, die sog. „Geheimnisschüssel" (H.), so genannt, weil sie mit einem weißen Tuche bedeckt war, legten die Gäste allerhand Geschenke, meist aber Geld in kleinen Briefen mit guten Wünschen für das junge Paar, in die zweite kamen Geldspenden für die Fleischer und Dienstboten, in eine dritte für die Armen. In Gru. bat man auch für den Pfarrer und den Lehrer. Jenen beschenkten wohlhabende Bräute mit einem selbst gestickten Halstuche (M.). Das Gesinde wurde mit neuen Kleidungsstücken bedacht.

Was nun die Sitzordnung betrifft, so saß das junge Paar im „Brautwinkel," d. h. in der Ecke der Stube, oft zwischen den beiderseitigen Paten, denen sich die Brautgespielen und die Gäste anreihten. Nahm aber der Hochzeitsvater am Essen mit teil, so saß er allein oben an, rechts von ihm an der nach der Hofseite gelegenen Langseite des Tisches das junge Paar, dem zunächst die Paten, dann die Brautgespielen und zuletzt die Gäste folgten. Die Hochzeitsmutter war gewöhnlich mit in der Küche tätig und ging, gleich ihrem Manne, während des ganzen Festtages mit vorgebundener blauer Schürze, was mancherorten noch Brauch ist. In S. spielt zuweilen auch der Vater des Bräutigams den Aufwärter, wie dem Hochzeitsvater liegt ihm die Sorge für die Getränke ob.

Ähnlich dem geschilderten ist das Hochzeitsfest von heute in seinem Verlaufe. Nach dem Kaffee unmittelbar nach der Rückkehr aus der Kirche fährt man, wenn ein Gasthof nicht im Orte ist, gern in ein Nachbardorf zum Tanz und richtet die Rückfahrt so ein, daß man zu dem gewöhnlich um 8 Uhr stattfindenden Hochzeitsessen daheim ist. Auf der Heimfahrt oder dem Heimwege wird gern gesungen. Bei großen Hochzeiten bekommt jeder Musiker ein buntes Taschentuch. Zum Dank dafür begleiten die Beschenkten das junge Paar nach Hause, wobei sie sich die Tücher auf den Rücken hängen[1] (Mau.). Bei mittleren und kleinen Hochzeiten zeigt der Speisezettel meist folgende Zusammenstellung: Suppe, Sauerkraut und Schweinebraten, Preißelbeeren und Apfelmus mit Rosinen, Butter, Brot und Käse. Das Brot muß zwischen den Tellern des jungen Paares liegen (Ra.). Bei größeren Hochzeiten wird oft ein Schwein geschlachtet. Speisereste bekommen die Gäste mit nach

[1]) Nach einem Statut von 1683 „Die Bestellung der Instrumentalmusik durch Johann Heinr. Müller betr.", wodurch eine regelrechte „städtische Musikkompagnie" oder, wie sie auch genannt ward, „musikalische Bande" fest organisiert wurde und erwähnter Müller sonach als der erste Annaberger Stadtmusikdirektor zu gelten hat, war es bei Hochzeiten verboten, Trompeten und Pauken zu gebrauchen, falls nicht hierzu vom regierenden Bürgermeister Konzession eingeholt worden wäre. Doch auch ohne Trompeten und Pauken scheint es sowohl bei als auch nach der Hochzeit damals ziemlich lebhaft zugegangen zu sein; denn es mußte vom Rate u. a. folgendes verordnet werden: „Nach verrichteter Hochzeit, wenn man pfleget nach Hause zu gehen, sollen die musici nicht mit den Burschen auf den Straßen herumziehen, den Leuten Unruhe machen oder in andere Häuser laufen, wodurch bisweilen viel Unheil erfolget, es sei denn, daß die ganze Kompagnie angeredet wird, ein Ständchen zu machen oder mit einem guten Freunde zu gehen." — Die „musikal. Bande" bestand

Hause (Mau.). Nach dem Essen, gewöhnlich um 10, kleiden sich die Frauen um und alle gehen zum Tanz in die Schenke, wo man bis zum Schluß desselben bleibt. Hierauf gehts zurück ins Hochzeitshaus, wo es nochmals Kaffee und Kuchen gibt und neben der Unterhaltung allerhand Narretei getrieben wird. Auf den Nachhauseweg bekommt jeder Gast einen bestimmten Teil Kuchen. Am Nachmittag des folgenden Tages finden sich die Gäste wiederum ein, in der Fabrik beschäftigte Männer kommen nach Schluß der Arbeitszeit, und man bleibt in der Regel bis Mitternacht zusammen, wobei etwaige Reste vom ersten Tage aufgegessen werden (S., Kö., Mau., Br., Ge., H. u. v. a. O.).

Beim Essen sitzt das Paar wie ehedem im „Brautwinkel". Ihm zu beiden Seiten nehmen gewöhnlich die Brautgespielen, seltener die Eltern des jungen Paares Platz. Die Eltern der jungen Braut sind in der Regel mit dem Auftragen der Speisen beschäftigt. Weithin üblich ist das Einsammeln des „Hochzeitspfennigs", eine Geldspende für das junge Paar, die in den Brautkranz gelegt wird, der bei Tisch auf einem Teller herumgereicht wird. Um den „Pfennig" spricht gewöhnlich der Pate der jungen Frau oder eine Brautjungfer an (A.). Den Ertrag hebt sich die junge Frau auf oder bestreitet damit die erste Ausgabe für den neuen Haushalt. Das außerhalb des Kranzes liegende Geld „kommt" an andere Leute (A.). Während des Essens darf niemand aufstehen, sonst wird die Ehe unglücklich (Ho., Nd.). Freunde, Bekannte und Nachbarn schicken Karten, Blumen und Geschenke. Schickt die Hebamme ein Geschenk, so kommt Adebar sicher im ersten Jahr (A.). Die Überbringer bekommen Kuchen, meist Zimtkuchen, oder Kräpp'l und zwar nur von der Braut (J.). Wer von den beiden Eheleuten die wenigste Suppe ist, stirbt zuerst (Schl.) Vom Hochzeitsmahl hebt sich die junge Frau eine Semmel auf als Heilmittel bei Krämpfen der in Aussicht stehenden Kinder (Th., Ehr.). Glückbringend ist ein während des Hochzeitsessens um eine milde Gabe ansprechender Bettler (Ra.). Nachts zwölf Uhr wird der Braut nach althergebrachter Sitte der Kranz abgenommen und ihr die Haube, das Zeichen der Ehegattin und angehenden Mutter, aufgesetzt; sie „kommt unter die Haube". Irgend ein scherzhafter Reim begleitet die feierliche Handlung. Von gleichem Zeitpunkte ab ziert den Bräutigam die Zipfelmütze. Die jungen Mädchen zerreißen den Kranz; welches von ihnen die erste Blume erlangt, wird die nächste Braut (A., Sch.). Oder er wird ausgetanzt. Zu diesem Zwecke werden

---

bis ungefähr 1800. Im Jahre 1790 klagt sie in einer Eingabe an den Rat: „Es ist Einem Hochweisen Rate mehr als zu wohl bekannt, daß die hiesige musikalische Gesellschaft in keiner gewissen Besoldung steht. Da nun aber in jetzigen nahrlosen Zeiten die Tanzbelustigung sehr selten geschieht und nur noch wenig damit verdient wird, so ergehet unsere Bitte: Diese unsere zeither geschlossene Gesellschaft und die darüber ausgefertigte Instruktion von nun an gänzlich aufzuheben und nach Absterben eines oder des anderen Gesellschafters solche zugleich mit absterben zu lassen, so daß bis auf den letzten nur ein einziger wirklich angestellter Stadtpfeifer übrig bleibet, dazumal anjetzo der Zeitpunkt gekommen, daß darin zwei alte Personen vorhanden und die übrigen dreie auch keine Jünglinge sind." Diesem rührenden Gesuche wurde denn auch entsprochen.

der Braut die Augen verbunden, und die jungen Mädchen tanzen singend im Kreise um sie herum. Welchem Mädchen nach Beendigung des Liedes der Kranz überreicht oder aufgesetzt wird, das ist die nächste Braut (A., B., Schn.). Wie vom Kranz eine Blume, so suchen die Mädchen auch ein Stück vom Schleier, der mit jenem zugleich abgenommen wird, zu erlangen, um einst auch einen zu bekommen (A.). Die Stücke heben sie sich auf (A.). Den Brautkranz hebt sich die junge Frau auf; denn er gilt als zauberkräftig und kommt zuletzt mit in den Sarg (H.). Je zerrissener der Schleier ist, desto größer ist das Glück (allg.), desto länger dauert der Ehestand (Ne.). Bekommt der Schleier ohne Vorwissen der Trägerin keinen Riß (v.) oder zerreißt er vor der Trauung (Gr.), so steht ein trüber Ehestand in Aussicht. Und doch wird wiederum anderwärts der Schleier sorgsam in Schutz genommen, weil jede Beschädigung Unglück bringt. Wird der Schleier verbrannt, so stirbt die Braut zeitig (Schl.).

Beim Hochzeitsmahl gilt der Scherzreim:

„Trinkt Weißwein — ein Knäblein.
Trinkt Rotwein — ein Mägdelein.“ (El., Schwrzb.)

Der Hochzeitstanz. (Vgl. M. 179.) Nach dem Mahle findet der Hochzeitstanz statt, meist im Wirtshaus, seltener im Hochzeitshause (Seite 99). Ihn eröffnete der Brautreigen, den das junge Paar allein ausführte. Hierauf tanzte der Vater des jungen Mannes mit seiner neuen Schwiegertochter (M.). Beliebte Tänze waren: „Winewett“, Stiefelknecht, Buttermilch und Polka. Diese war ein alter „getretener“ Tanz, wobei man erst sieben Schritte vor-, dann drei Schritte seitwärts hin und her machte und schließlich mit Hüpfen sich an Ort und Stelle drehte. Dazu sang man:

Satt emol de Sackmitz a,
Wie de Sackmitz tanz'n ka!
Sackmitz hie, Sackmitz har,
Sackmitz is e Zauselbär. (M.)

Zur „Buttermilch“ lautete der Reim:

Im en Kreizer Buttermilch,
Im a Meiserle sitze,
Bie de ganze Nacht gesassen
Bei dr Gumfer Liese. (v.)

Dem Balancé des Contres war das „Winewett“ ähnlich. Dabei kniete man nieder, führte verschiedene Armbewegungen aus und sang:

Tschotsch, Winewett, was macht der Schneider?
Dreimal tschotsch und dreimal Reiter (= Bezeichnung des Tanzes.).

Während des Tanzes suchten die jungen Burschen die Braut zu „rauben“, gelang es, so wurde der unachtsame Bräutigam durch Hohngelächter gestraft (Schn. Spieß 842.). Die Männer behielten auch während des Tanzes ihre Tabakspfeifen im Munde. Der Hochzeitsvater nötigte zum Trinken und präsentierte ab und zu Schnaps. Starkes Nötigen gehörte

zur guten Sitte. Jetzt stellt man sich zu Beginn des Tanzes in folgender Reihenfolge auf: das junge Paar, die Brautpaare, die beiderseitigen Eltern, die Verwandten des Bräutigams, der Braut und zuletzt die übrigen Gäste. Das junge Paar tanzt im Brautstaat zuerst und allein, dann tanzen alle. Vor dem Tanze legt die Braut den Schleier ab, und die Person, die ihn überreicht hatte, geht zu allen Gästen, sammelt Geld und überreicht dieses mit samt dem Schleier der Braut (vereinzelt in A.). Beim Einsammeln des Geldes, das die damit Beschenkte sich besonders aufhebt, reißt jeder Gast ein Stück vom Schleier als Andenken ab (A.). Nach der Kranzabnahme wird mitunter die „Lichterpolonaise" getanzt, woran nur Frauen und Kinder teilnehmen. Voran schreiten die Brautjungfern, ihnen folgen die verheirateten Frauen und zuletzt die Kinder, alle mit Lichtern in der einen, mit Gegenständen in die Wirtschaft, wie Kaffee, Reis, Mehl u. ä. in der anderen Hand. Nach dem Umzuge im Saal gehen die Teilnehmerinnen einzeln zu dem jungen Paar und legen die Gaben vor die Füße der jungen Frau. Der junge Ehemann legt zuletzt die Geschenke in einen Korb und überreicht diesen seiner jungen Gattin (A.).

Die Brautnacht. Verbreitet ist der schon aus dem 16. Jahrhundert erwähnte Glaube, daß, wer von beiden in der Brautnacht zuerst einschläft, zuerst stirbt (313). Die gleiche Bedeutung gilt: wer von beiden zuerst das Brautbett besteigt (Gey. 313. 569*), — doch soll auch dieser Teil den anderen überleben (Ra.) —, am andern Morgen zuerst spricht (Wo., H.), zuerst Gevatter steht (A.). Hängt oder legt die Braut ihre Kleider auf die des Mannes, so erlangt sie die Herrschaft in der Ehe (v. 567*). Dasselbe gilt aber auch umgekehrt. Bei der Herrichtung des Brautbettes dürfen die Kissen nicht geklopft, sondern nur gestrichen werden, sonst bekommt der Mann die Oberhand (He., A., Sch. 568*) und die Frau Schläge (A., Th. 568). Ins Brautbett steckt man Geld, damit die Ehe glücklich werde (A.). Die Betten dürfen mit ihren Fußenden nicht nach dem Friedhof oder der Haustür zeigen, wenn nicht baldiger Tod die Ehe lösen soll (A., B., Sch., Nd.), was auch geschieht, wenn das Brautbett noch nicht fertig ist, die junge Frau daran ändert (Gey.). Neckische und übermütige Gäste bereiten dem jungen Paar für die erste Nacht allerhand Verlegenheiten. Man lockert die Bettstelle, so daß die Brautleute gelegentlich durchbrechen, hängt Klingeln an die Matratze, setzt ein Waschbecken ins Bett, näht Ober- und Unterbett zusammen u. a.

3. Der Einzug ins neue Heim. (Vgl. M. 183 ff.)

Wie die Hochzeit, so darf auch der Einzug ins neue Heim nur bei zunehmendem, bei Voll- oder Neumond geschehen (v.). Mit Vorliebe zieht man Donnerstag, Sonnabends und Sonntags ein, höchst ungern Freitags und in der Fastenzeit (v.). Die aus dem Vaterhause scheidende Tochter, wie auch der sonst das Vaterhaus Verlassende ißt daheim noch ein Stück Brot mit Salz, oder man steckt beiden ein Stück davon in die Tasche; denn dieses, vom heimischen Tische mitgenommen,

erhält die Seele in ungestörtem Zusammenhang mit der heimischen Stätte und bewahrt vor Heimweh (A., Nd. 631*). Aus diesem Grunde wirft man der jungen Frau auch ein Reisigbündel nach (Er., B.), betritt sie das elterliche Heim nicht vor Ablauf von vier Wochen (Gru., S., Pf., Ar., B., Br. 569), nicht unter 14 (H.), 9 Tagen (Gey.). Deshalb sieht die junge Frau ferner beim Betreten des neuen Heims zuerst ins Ofenloch, wobei sie ein Stück Brot in der Hand hat; dann „tut ihr's nicht an." (A., Br. 566). Einst war der Herd des Hauses Symbol; nach ihm mußte der erste Blick gerichtet sein, wenn die Frau das Glück des Hauses erbauen wollte. Warum aber gibt man dem jungen Paar einen leeren Blumenasch mit? Etwas Lebendiges zuerst in den neuen Haushalt gebracht, läßt die Ehe nicht kinderlos bleiben (A.), lange dauern (Mau.). Am Einzugstage ißt das junge Paar Reisbrei, Klöße oder Linsen, damit ihm Glück gesichert sei (v.). Deshalb erhält auch die Person, die als erste in die Wohnung kommt, ein Geschenk, gewöhnlich Geld (A. 569*).

Den eigentlichen Einzug der Braut ins neue Heim ihres Mannes versinnlicht die feierliche Überführung der Brautausstattung (oder Aussteuer) durch den Kammerwagen, dem in früherer Zeit hier und da Musikanten vorangingen oder folgten. An hervorragender Stelle auf dem hochaufgestapelten Wagen prangten einst als Zeichen des häuslichen Fleißes Spinnrad und Haspel, mit Bändern reich umflochten. Darunter standen Kasten mit Leinwand, buntbemalte Schränke, Läden und Truhen, Tische, Stühle und Bänke und das „Schaffelzeig" (= Eimer und Kannen). Neben schwellenden buntbezogenen Betten — die Bettstelle hatte der Bräutigam anzuschaffen — fehlte nie die Wiege. Diesem gemeindeutschen Brauche entgegen darf in Oldenburg keine Wiege auf dem Wagen sein. (W. 559.) Mit Kränzen und roten Schleifen verzierte Bänder an den vier Ecken des Wagens vervollständigten das Bild. Ergötzliche Szenen gab es bei der Beladung des Kammerwagens. Damit nichts entwendet werden konnte, wurde der Polizeidiener, bez. der Nachtwächter als Kammerwagenwächter bestellt. Als solcher trug er einen umgewendeten Pelz mit einem Strohseil um den Leib natürlich zur Belustigung von alt und jung, die ihn auch weidlich neckten und foppten, was altem Brauche entsprach (O.). Ehe die Ausstattung abgeladen wurde, fuhr der Kutscher eine Acht, ein Brauch, der nur noch vereinzelt geübt wird und zwar, wie mir ein Bauer sagte, „weil's kener meh bringt". Verschwunden vom Kammerwagen sind jetzt außer dem Spinnrade, dessen Stelle das Butterfaß einnimmt, auch die buntbemalten Schränke, Kästen und Truhen, der braune Fabrikanstrich herrscht vor. Schwellende bunte Betten aber nehmen auch heute noch als „Staat" den vorderen Teil des Wagens ein. Hinterdrein wandeln eine oder mehrere der schönsten Kühe aus dem väterlichen Stalle, festlich mit Blumen und roten Bändern geschmückt. Wie die Brautkuh, die schon die alten Inder kannten und auch Tacitus gekannt zu haben scheint (Meyer 174), sind auch die Pferde mit Blumen und roten Bändern verziert. Und ebenso trägt der Fuhrmann festlichen Schmuck. Über seinen Rücken herab hängt ein am

Rockkragen befestigtes rotes Tuch, wie ein solches auch am Rückengurt des Handpferdes flattert. Die Peitsche aber hat er mit roten Bändchen umflochten. Vor oder hinter dem Kammerwagen trägt eine Person einen verbundenen Handkorb, den sogen. „stummen Korb", mit Speisen für das junge Paar. Ihr folgen die Korbträger, die in mit weißen Tüchern bedeckten Körben Wirtschaftsgegenstände tragen. Andere halten ihre Schnapsflaschen bereit und geben jedem zu trinken, der dem Brautfuder entgegenkommt. Aber nicht ohne weiteres läßt die Gemeinde ein Mädchen von sich ziehen, noch gewährt sie einer fremden Braut ohne weiteres Zulaß. Burschen und Mädchen spannen im oder vor dem Dorfe eine Schnur — früher mit einem daran hängenden Herzen — oder ein mit Blumen geschmücktes oder mit kleinen Puppen behängtes rotes Band über den Weg, wenn sie auf ihrem Brautwagen hinaus- oder hineinwill, und ihr Auserkorener muß sie loskaufen (S., Kö. u. v. a. O.). Die Blumen werden zur Schmückung der Pferde verwendet (Kö.). Nach Spieß (845) hielt man in Zschopau zwei zusammengebundene Rechen über den Weg. Das Aufhalten soll der Ausziehenden ein Zeichen der Beliebtheit sein (Kö., Kl.), der Einziehenden aber einen Willkommengruß zurufen. Nur einmal wurde mir bekannt, daß das Aufhalten in der Nähe des neuen Heims ein Zeichen der Mißgunst sei (Cr.).

In die neue Wohnung werden zuerst die Betten getragen (Pf.) und zwar nur von der jungen Frau (Kö.), Salz und Brot, damit nie Nahrungsmangel komme (allg. 566*). Vor Mittag soll der Kammerwagen das elterliche Haus verlassen haben (Ne., Pf. 565*), vor dem Einzugshause sein (Or.). War beides nicht möglich, so soll er wenigstens einmal von der Stelle gerückt werden (M., Ge.). Umlenken darf der Wagen nicht. Um das zu vermeiden, fährt der Kutscher oft stundenweit im Bogen zurück (Pf.). Drei von der Aussteuer behaltene Stücke bringen dem Fuhrmann Glück (Nd.). Fällt der Kammerwagen um, so sterben beide zeitig (H.); fällt ein Stück herunter oder geht ein Rad verloren, so ist ihnen viel Unglück bestimmt (Gru., Pf.). Kreuzen sich zwei Brautmöbelwagen, so ist ein Paar unglücklich (A.). Die letzte Strecke des Wegs, die die Einziehenden zurücklegen mußten, hatte stets in der Richtung zu geschehen, wie das Hauptwasser des neuen Ortes seinen Lauf nahm; denn nur so konnte der Ehe Segen zufließen (Ö. u. Umgeg.). War der Wagen vor dem neuen Heim angekommen, so hob der Ehemann seine junge Frau aus dem Wagen und trug sie auf den Armen in das Haus, um sie hier auf den Tisch zu setzen (Ö. u. Umgeg.). Zuvor aber war eine Kuh in den Stall gebracht worden (S.).

V. Volksmedizin.

(Vgl. M. 263 ff.)

Nach des Lebens Freude und Arbeit kommt Krankheit, Schwäche und Tod. Und gar seltsame und verderbliche Blüten hat der auf Krankheitsabwendungen und Heilungen gerichtete Aberglaube getrieben, der

zu dem Blödesten und Vernunftlosesten greift, als Palladium der Gesundheit, als Schutzmittel gegen Krankheit. Kein Mittel ist hier zu schmutzig, zu widersinnig, zu grausam, um nicht gelegentlich begeisterte Aufnahme zu finden. Unter dem Volke befinden sich noch immer allerhand gedruckte Zauberbücher mit gar seltsam klingenden Titeln, deren man nur schwer habhaft werden kann, da sie teuer erworben wurden und gewissenlose Herumträger den Erfolg der darin verzeichneten Mittel garantieren, wenn sie geheim gehalten werden. All das wüste Gemisch erweckt in einem die Frage, ob die Menschen, die solchen Unsinn glauben, überhaupt noch Verstand haben; es mutet einen an wie ein Stück Leben aus ferner, längst verklungener Zeit des Mittelalters.

Gewisse Krankheiten erscheinen noch manchem nicht als ein natürlicher Vorgang, sondern als eine schädliche dämonische Macht, gegen die nur eine zaubernde Gegenwirkung helfen kann. Ein großer Teil der Krankheiten gilt als „angetan", — halten doch auch drei Kreuze über der Schlafstubentüre Krankheiten durch übelgesinnte Leute fern (A., B., Th.), — die nur durch „Versprechen" gebannt werden können. Die Sympathie ist immer noch die volkstümlichste Heilmethode, „die auf jenem geheimnisvollen Zusammenhange des Menschenlebens mit gewissen Naturerscheinungen oder auch mit anderen Menschen und überirdischen Wesen beruht. Durch Sprüche und Handgriffe setzt man zu bestimmten Zeiten[1] die Wechselwirkung der beiden in Bewegung und schafft die störende Krankheit aus dem Menschen heraus". Die Vorbedingungen einer erfolgreichen Kur aber sind festes Schweigen und unbedingter Glaube. Letzteren forderte schon im 17. Jahrhundert Doktor Wurmbrand. In einem von ihm 1648 herausgegebenen Büchlein heißt es:

Soll dich mein Arznei erlaben,
So mußt du Glauben daran haben.
Der Glaub' bestätigt alle Ding',
Ohn' ihn ist Kunst und Hilf' gering'!

Von Wichtigkeit ist ferner der Ort; denn nicht jeder ist zu Zauberhandlungen gleichsehr geeignet. (Hierzu vgl. W. 107 ff.) Jedenfalls aber darf eine Kur nur von einer Person vorgenommen werden, die „etwas kann". Diese Gabe eignet alten Frauen mehr als alten Männern (Vgl. hierzu W. 204 ff).

Wenn ich nun eine Reihe von Formeln anführe, so sind es nur solche, die im Volke gebraucht werden und zwar nicht nur unter dem Landvolke, sondern auch in der kulturell vorgeschritteneren städtischen Bevölkerung; denn erwiesenermaßen spielen hier wie dort, sogar in den sogenannten gebildeten Kreisen das Kartenaufschlagen und die Sympathiemittel gegen Krankheiten eine gar nicht geringfügige Rolle. Und es gibt Leute genug, die aus solchem Aberglauben metiermäßig nicht unerhebliche Einkünfte erzielen. Freilich lehrt die Erfahrung auch, „daß die bei einer genügend gesteigerten Suggestibilität gegebenen Suggestionen nicht allein auf die Gedanken und Handlungen des Individuums ein-

[1]) Zauberische Zeiten, vgl. W. 63 ff.

wirken, sondern auch körperliche und seelische Funktionen zu beeinflussen vermögen“ (Lehmann, Aberglaube und Zauberei —, S. 557).

Segen für das Schwinden, dreimal[1] nacheinander zu sagen vor Sonnenaufgang an den Freitagen, wo der Mond im letzten Viertel steht,:

Vergeh und verschwind wie der Mann verschwand,
Der die Wiede wand,
Damit man den Herrn Jesum Christum ans Kreuz band.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes. Amen. (Wo.)

Gegen Zahnschmerz. St. Petrus stand unter einem Eichenbusch, da kam unser Herr Jesus Christ und sprach zu ihm: Warum bist du so traurig? Petrus sprach: Warum soll ich denn nicht traurig sein, meine Zähne woll'n im Mund verfaulen. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christ: Petrus, gehe in den Grund, nimm kalt' Wasser in den Mund, und spuck es wieder in den Grund. Im Namen pp. (Chr. 231).

Gegen die Gicht. Fahr aus, Gicht, alle böse Gesicht, fahr 'naus in wilden Wald, fahr 'nein in wilde Bäume. Drinnen sollst du reißen und zehren, sollst mir N. N. mein Fleisch und Blut nicht verzehren. Friede im Himmel, Freude auf Erden, Friede in meinem Fleisch und Blut, gleichwie das heilige Firmament am Himmel tut. Das helf mir N. N. Gott Vater, Gott Sohn und Gott h. Geist. Amen. (Wo.)

Oder: Gott der Vater hat einen schwarzen Bart, darunter einen roten Mund, er hat fünf Wunden, die sind groß. Diese fünf Wunden sind mir gut vor 77 Schoß, vor die fliegende, vor die kriechende, vor die laufende, vor die lebende, vor die rinnende, vor die brennende, vor die hitzige, vor die die feuernde, vor die nagende, vor die krachende, vor die tragende, vor die kalte, vor die warme; die sind mir gut vor die 77 Schoß. Im Namen Gottes des V., d. S. u. d. h. G. — (Diese Worte sind acht Tage nacheinander zu wiederholen und zwar an jedem einmal vor Sonnenaufgang und einmal nach Sonnenuntergang.) (Wo.)

Bei Verbrennungen:

Unser Herr Jesus ging über Land,
Was hatt' er in seiner Hand?
Einen Brand, keinen Brand. (A.)

Oder: Die Mutter Gottes ging durch's Land
Und hatte einen Brand in ihrer Hand.
Brand, brenne aus! Brand brenne ein!
Der Brand soll dir gesegnet sein! (B.)

Oder: † † † Unser lieber Herr Jesus Christ ging über Land
Fand Erde rauh und Brand.
Ziehe aus, Hitze und Brand,
Das schadet dir nicht und niemand. (Wo.)

Oder: Gott der Herr ging übers Land
Und hatte einen Brand in seiner Hand.

[1]) Über zauberische Zahlen s. W. 109. Weinhold, die mystische Neunzahl.

Brand, brenn nicht, seng nicht,
Brenn nicht, gühr nicht, schwür nicht! (Di.).
Ähnliche Formeln s. W. 233.

Wenn ein Kind beschrieeen ist. Es waren zwei böse Augen, die haben dich übersahen. Drei waren, die dir das Gute widersprachen. Sie dir genommen ein Blutschweiß, sie müssen dir wiedergeben dein Gewüchse, deinen Schlaf und deine Ruh, daß du wieder nehmest zu (Di. Seite 52).

Blut zu versprechen.
† † † Es standen drei Rosen unter Gottes Herzen.
Die erste heißt gute,
Die andere heißt Blute,
Die dritte heißt Gottes Wille.
Blut, stehe stille! (Wo., J. Vgl. W. 230).
Oder: Im Namen Gottes d. V., d. S. u. d. h. G.!
Blut, stehe stille,
Es ist Gottes Wille.
Von nichts bist du geworden,
Von nichts vergehst du wieder. (J.)

Gegen die Rose.
Mariens Milch und Christi Blut
Ist für die Rose gut.
Im Namen pp. (Erz.)

Den Schmerz zu nehmen.
† † † Christus, durch die Wunder dein,
Entreiß mich allem Unglück mein.
Fünf Wunden Gottes helfen mir
Und seine Arz'nei für und für. (Di.)

Oder: Durch unsers lieben Herrn Jesu Christi Wunden entzieht sich dein Unglück. Die fünf Wunden Christi helfen dir, er ist dein Arzt stets für und für. (Wo.).

Bei großen Schmerzen.
Heilig ist die Stund, heilig ist der Mund.
Heilig ist der Tag, da die Wunde geschah. (N.)

Gegen Kopfschmerz. Christüs geboren zu Bethlehem, gefangen zu Jerusalem, getauft am Jordan, ist so gewiß als mir der Kopf stand (als mir der Kopf wehe tat). (N.)

Gegen Otternbiß.
Otter, für mich und für dich ist Christus gestorben.
Dein Gift ist an mir verdorben. † † † (Zw.).
Oder: Die fromme Mutter Jesu ging über Feld und Land,
Einen weißen Stab trug sie in ihrer Hand.
Gottes Wort führt' sie in ihrem Mund,
Damit vertrieb sie Diebe, Wölf' und Hund. (Bä.)

Gegen Reißen.
Zieh hinein in den grünen Wald,
Da schadet's weder jung und noch alt. † † †. (B.)

Gegen Augenfluß. Aug', ich beschwöre dich bei Gott dem Vater, Sohn und h. Geist. Fluß, ich mahne dich, daß du verschwindest und nehmest ab wie der Tote im Grab, und nehmest Tag und Nacht wie ab, der Körper im Grab. Im Namen pp. (B.)

Die Befehls- und Anredeform mancher dieser Zaubersprüche zeugt deutlich von der Auffassung der Krankheit als eines Dämons, der im Namen Gottes angeredet wird und schwinden soll. Die andere mehr erzählende Form mit oft legendenhaften Anfängen, wie „Unser Herr Jesus ging über Land —" ist sicher die ältere und ursprünglichere. (Vgl. hierzu W. 226.). Aus den mir so zahlreich zur Verfügung gestellten Sammlungen gedruckter und mehr noch geschriebener Beschwörungsformeln geht hervor, daß sie sich noch größter Beliebtheit im Volke erfreuen. Wie oft hört man auch in gebildeten Kreisen, daß sich jemand eine Krankheit „versprechen" ließ. Ja der Heilerfolg ist nicht einmal an die Anwesenheit der kranken Person gebunden. In der Zwickauer Gegend geht man mit einem Hemd oder sonst einem Kleidungsstück des Kranken zum Wundermann, zur Wunderfrau, die das Hemd unter kaum vernehmbaren Worten streicht. Wieder angezogen, bringt es Genesung. „Wenn jemand krank ist, besonders an Rheumatismus, so trägt man Hemden oder Strümpfe von dem Erkrankten hin, die seemt der Mann, dann soll es besser werden" (Nie. — Mitt. d. V. f. s. V. III, 318.).

Eine zweite Form, die als unsichtbaren Stoff gedachte Krankheit zu bannen, besteht in der Übertragung und Ableitung der Krankheit aus dem Körper entweder mittelbar oder unmittelbar durch einen Zwischenträger auf andere Dinge, Menschen, Tiere oder Pflanzen (vgl. W. 482). Deshalb soll man auf Kreuzwegen oder einsamen Stellen liegende Gegenstände, vor allem wenn sie neu oder eingewickelt sind, nicht aufheben, denn es sind darin Krankheiten „versponnen", wie mir so oft gesagt wurde. Man knüpft in eine Schnur so viel Knoten, wie man Warzen hat, und legt sie an den Weg. Wer sie aufhebt, bekommt die Warzen (A.). Bei Zahnreißen legt man einen Pfennig auf einen Kreuzweg. Der glückliche Finder der Münze nimmt zugleich das Reißen auf sich (J., A.). Der mit Schnupfen Behaftete erfaßt unter Hersagung eines Zauberspruches die Türklinke. Wer diese nach ihm berührt, bekommt das Übel (Say. 482*). Der an Schweißhänden Leidende soll einer Leiche die Hand geben (Ehr.). Ein Zwischenträger ist vorallem ein getragenes Hemd des Kranken. Man hält ferner Tiere in der Stube, in dem Glauben, daß sie die Krankheit an sich ziehen sollen, so den Kreuzschnabel (s. Seite 53), das Meerschweinchen (s. Absch. IX).

Wie auf Tiere, so sucht man Krankheiten auch auf die Pflanzen-besonders auf Bäume durch Verbohren, Verpflöcken und Verwachsen, lassen des mit Krankheitsstoffen getränkten Zwischenträgers zu übertragen. Unter Beobachtung tiefsten Schweigens schiebt man ein bruchkrankes Kind durch den Spalt eines Eich- oder Pflaumenbaumes, worauf dieser straff umbunden wird. Wie sich das Bäumchen verwächst, so soll auch der Bruch verwachsen (Schl., A. 491*). Manche Pflanzen sollen die Krankheit un-

mittelbar an sich ziehen. Die Mutter eines mit Hühneraugen behafteten Kindes umgeht während eines Begräbnisläutens dreimal ein Gerstenfeld (El.). Ein über der Stubentür aufgehängtes Bündel Knoblauch, eine darüber befestigte weiße Zwiebel oder Wachholderzweige halten Fieber fern (v.).

Eine weitere Form des Verbannens ist das Vergraben oder Verstecken des Zwischenträgers in die Erde, in einen Sarg, unter den Dachtrauf u. a. O. Wer seine Warzen oder sonst eine Krankheit los werden will, soll sie dreimal mit einem gestohlenen Stück Speckes bestreichen und dieses einer Leiche mitgeben (v.). Bietet sich hierzu keine Gelegenheit, so vergräbt man den Speck während eines Trauerlautens und spricht dabei: „Sie lauten zur Leich' und meiner Warz' zugleich" (A. vgl. W. 234). Oder: „Man lautet zur Leiche, — Was ich geif', weiche. Was ich streiche, nehme ab, — Wie der Tote im Grab" (Gey.). Man schneidet eine Kartoffel auseinander, berührt mit beiden Hälften die Warze, legt die Hälften wieder zusammen und wirft sie während eines Trauerlautens in die Düngergrube oder vergräbt sie unter dem Dachtrauf (A. 492*). Oder man knüpft in einem Strohhalm so viele Knötchen, als man Warzen hat, drückt diese damit während eines Begräbnisses dreimal in den drei höchsten Namen und wirft zuletzt den Halm in die Düngergrube oder vergräbt ihn unter der Dachtraufe (Wo.). Einem bruchkranken Kinde legt man einen Splitter von einer Weide, in die der Blitz geschlagen hat, dreimal drei Tage lang auf und vergräbt ihn dann an einem abgelegenen Orte, wo niemand hinkommen kann (A.). Ein gleiches Verfahren übt man bei englischer Krankheit, nur daß der Zwischenträger ein Hemd ist, das dem Kinde dreimal drei Tage lang angezogen wird. Flechten werden mit einem Tuche bedeckt, das dann in ein Grab geworfen wird (Schl., Gey.). Bei Zahnschmerzen sticht man mit einem Nagel den schmerzenden Zahn blutig und gibt ihn einer Leiche mit (Ehr.). Hierher gehört auch der Brauch, daß man einen Schaden mit Seife, womit eine Leiche gewaschen worden ist, bestreicht und zwar in der Richtung, die ein am Hause vorüberziehender Leichenzug einschlägt. Man spricht dabei: „Nimm's auch mit!" (Nd.). Der Glaube, daß irgend ein Gegenstand eines Kranken, der einer Leiche mitgegeben wird, diese zum Träger des Leidens werden läßt, ist weithin verbreitet. Einfacher sind folgende Verfahren. Bei Seitenstechen spuckt man dreimal unter einen Stein (Ehr., Pf., Schl., A. 495*), bei Zahnreißen dreimal in den Abort (A.).

Dem Vergraben ähnlich ist das Wegschwemmen der Krankheiten, indem man den Zwischenträger in fließendes Wasser wirft; das Vergraben unter dem Dachtrauf deutet schon dahin. Die Wirkung eines abgezogenen Pflasters ist gewiß, wenn es in fließendes Wasser geworfen oder verbrannt wird (v.).

Bei Bruchschäden wird vielfach ein Abstreifen der Krankheit vorgenommen, das sich mit dem Übertragen auf Bäume berührt.

Oft wird die Krankheit dadurch gehoben, daß man den Gegenstand, der mit ihr in Berührung gebracht worden ist, vertrocknen, verfaulen läßt oder verbrennt. Plaster und Lappen, womit

eine Wunde verbunden gewesen, werden in fließendes Wasser geworfen oder verbrannt (v. 505). Wer Warzen hat, reibt eine Schnecke darauf und spießt sie dann auf. Ist das Tier vertrocknet, so fallen die Warzen ab (Chr., Schl., Gey., Ma.).

Das uralte Abnehmen oder Messen scheint wenig Brauch zu sein, nur ein Fall wurde mir bekannt. Ein Mann maß seine todkranke Frau, der kein Arzt zu helfen vermocht hatte, mit einem Bindfaden, womit er zuvor eine Leiche gemessen hatte. Das Mittel half! (B.).

Es gibt aber noch andere Arten, eine Krankheit zu bannen. Der mit einem Gerstenkorn Behaftete sieht durch ein Sieb nach allen vier Ecken der Stube (Ob., A.) oder in helles Feuer und zählt bei letzterem Beginnen dreimal von 10—1 unter Bekreuzigung und Anrufung der drei höchsten Namen am Schlusse jeder Zahlenreihe (M.). Bei Herzbeklemmung hält man die rechte Hand über eine Tasse (B.). Um der Wiederkehr eines Blutsturzes vorzubeugen, soll der kleine Finger der linken Hand straff mit einer Schnur umbunden werden (A.). Droht eine Krankheit einen schlimmen Ausgang zu nehmen, so brennt man das Mettenlicht an; ist es verloren gegangen, so stirbt der Kranke (Gey.). Kehrte der Tod in kurzer Zeit wiederholt in einem Hause ein, so ließ man in den 60er Jahren die Chorknaben mit dem Kreuz ums Haus gehen (Kö.). Und nicht nur kirchliche Dinge sind zauberkräftig, auch gewisse Orte.[1] Alle Gebete um Befreiung von irgend einem Gebrechen haben mehr Erfolg, wenn sie nachts 12 Uhr an einem Grabe gesprochen werden. Auch manches von einer Leiche oder vom Friedhof Genommene heilt und schützt. Ringe aus Sarghenkeln schützen vor Fluß (Zw. Gegend 186*), ein am Halse getragener Leichenzahn hält Ungeziefer fern (Nd.), der Strick von einem Erhängten schützt vor Unglück (Nd. 189). Ein an einen kranken Zahn gebrachter Leichenzahn läßt ersteren schmerzlos ausfallen (A. 183).

Bei der Behandlung der Krankheiten beobachtet man gewisse Regeln. Das Bett darf die Dielenfugen nicht kreuzen und soll so stehen, daß der Blick des Kranken der Sonne zugewendet ist, was ihn auch leichter sterben läßt (Nd. 511*). Ein zu einer Operation Gehender soll sich nicht umsehen, sonst ist es sein Todesgang (Zw.). Eine Wunde darf nicht mit dem Zeigefinger berührt werden; denn er ist „süchtig" (B., T., El.). Der Kranke muß sterben, wenn er sich Sonntags (Ne. 314), Sonnabends (Nd., Gey) oder Freitags (v.) legt. Gegen das Aufliegen wird eine Hacke unters Bett gelegt (B., A.). Um Trost in schwerem Leiden zu finden, schlägt man das Gesangbuch auf und liest von der siebenten Strophe des ersten Liedes die sieben ersten Zeilen (Chr.). Läßt der Kranke unabsichtlich die Stubentür offen, so ist mit ihm die Krankheit hinausgegangen (B.). Spricht ein Schwerkranker von einem Fische oder verlangt gar von einem solchen zu essen, so ist der Eintritt des Todes sehr bald zu erwarten (El.). Das Gleiche gilt, wenn der

[1]) Zauberische Orte, Wuttke 107.

Kranke nach einer verstorbenen Person verlangt (H.). Der Kranke soll, um gesund zu werden, vom Gründonnerstag abends 6 Uhr bis dahin am Karfreitag nichts essen (B.). Beistand durch Rat und Tat muß der Kranke als selbstverständlich hinnehmen, durch Dank wird jede Wirkung aufgehoben, sogar Schaden herbeigeführt (Chr., Ne.). Wohlbefinden gibt das Anziehen eines frischen Hemds zu Neujahr (A. 75. 453*) oder am h. Abend. Gegen Schlangenbiß schützen eine Fußwaschung am h. Abend (Ri., Ar. Vgl. W. 450.) oder die Worte: Otter, wegen mir und dir ist Herr Christus gestorben. Dein Gift ist an mir verdorben. † † † (Zwö.). Bei Reißen soll man alles zuerst links ausführen, so mit dem linken Bein zuerst das Bett verlassen, mit dem linken Arm zuerst in den Rock fahren, zuerst die linke Hand waschen u. a. (B.). Der mit Zahnreißen Geplagte darf nicht „Meine Zahnschmerzen" sagen, sonst wird er nicht davon befreit (A.). Mit einem bösen Auge sieht man durch einen Türspalt (Schl.). Das Tragen von „Fallringen", die man vielfach erst vor dem Schlafengehen ansteckt, läßt den Menschen gesund und glücklich sein (Zw. Gegend). Beim Nennen des Gebrechens eines anderen soll man nicht die betreffende Stelle berühren, weil einen das Leiden dann selbst trifft (A.). Die Verwandten eines Erhängten legen altes Geschirr unter den Baum, schneiden mitunter auch drei Kreuze darein (Ham.).

VI. Tod und Begräbnis.

(Vgl. M. 267 ff. Mo.[1], S. 326 ff.)

An kein Ereignis unserer Erdenwallfahrt knüpfen sich so viele abergläubische Vorstellungen als an den Tod. Der Totenkult, ganz allgemein bei Heiden wie Christen, weist auf die ältesten Vorstellungen des Menschen zurück, der aus dem Unterschiede des verstorbenen Individuums vom lebendigen und vielleicht aus Traumerscheinungen Verstorbener die Seele als geheimnisvoll existierende Realität kennen lernt, die ihm Furcht und Ehrfurcht abnötigt. Die Voraussetzung alles Totenkults ist die Meinung, daß die Seelen Verstorbener nützen und schaden können. Freilich ist man sich bei der Vollziehung der meisten Trauergebräuche des ursprünglichen Sinns nicht mehr bewußt.

1. Vorboten des Todes.

„Es kommt der Tod; doch wo und wie und wann,
Weiß niemand; aber Gott gibt oft ein Zeichen,
Daß er sich naht. — So oft ein Domherr hier
Verscheiden soll, entsteht ein Läuten und Geräusch."

Diese alten Worte, die die ungefähre Übersetzung einer mittelalterlich-lateinischen Inschrift im Chore des Doms zu Breslau sind, haben noch heute volle Geltung; denn noch fest wurzelt in der Volksseele der Glaube, daß der Tag des Todes dem Menschen im voraus bestimmt sei. „Der Mensch stirbt, wenn er seine Lebensbahn beendet

hat, sein Lebensstern verschwunden, sein Maß voll ist," heißt es und oft hört man, wenn einer Selbstmord begangen hat: „Er konnt' es nicht umgehen, es war ihm aufgehoben", „es mußte so sein", „er konnte nichtanders".

Das letzte Stündlein eines kranken Menschen ist gekommen, wenn ein Rabe auf dem Hause sitzt (allg. 274) und dreimal krächzt (So., Schl.), dicht ans Haus heranfliegt (N.), sich im Hofe niedersetzt (N.), schreiend übers Haus hinwegfliegt; denn:

„Fliegt der Rabe krächzend übers Haus,
So trägt man bald einen Toten raus"

(Schl., Ö., Gey., Er., Th. 274),

wenn Raben das Haus krächzend umfliegen (Gru.), das Käuzchen das Haus umflattert (A.), vor dem Fenster des Krankenzimmers seinen Ruf: „Komm mit!" ertönen läßt (allg. 274), ein Nachtschmetterling vor demselben hin und herflattert (Zw.), ein Hund mit gesenktem Kopfe unter dem Fenster des Krankenzimmers heult (R., Ne. 268) oder mehrere Katzen schreien (Gey. 271*), — schreien die Katzen zwischen 12 und 1 Uhr, so tritt der Tod im kommenden Monat ein (Gey.) —, die Hunde in der Nachbarschaft winseln (N.), der Haushund ohne erkennbare Ursache stirbt (A.), der Kettenhund Löcher scharrt (Au.), ein schwarzer Hund das Haus dreimal umläuft und hierauf zum Friedhof rennt (A. 35), eine Taube auf der Feueresse sitzt (A.); ferner, wenn eine Maus durchs Krankenzimmer läuft (Ob. 273*), die Winsel- oder Klagemutter schreiende Töne von sich gibt oder zum Fenster hineinsieht (Nd.), die nach Aussage einer alten Frau an den vier Ecken des Hauses ein klägliches Geheul anstimmt, sich vom Erdboden bis zum Dach ausdehnt, dann plötzlich zusammenbricht und verschwindet (Ö., Di.). Ebenso zeigen an, daß dem Leben das Ende naht, das plötzliche Stehenbleiben der Uhr (Gey., J.), und zwar gibt ihre Zeit den Eintritt des Todes am folgenden Tage an (A.), das Ticken der Totenuhr (= das Wühlen des Holzwurmes in den Dielen und in der Wand) (allg. 283), ein unerklärliches Pochen und Poltern im Hause (allg. 320), das Schwingen eines Jesusbildes (A.), das plötzliche Um- oder Herabfallen eines Gegenstandes (J.), besonders des Bildnisses des Kranken (Gr., M., Kl. 297*), das Abbrechen der Türklinke (B.), das Herunterfallen des Ofenrohrs (Br.), das Auffahren einer geschlossenen Tür (Kö. 297*), das Vorbeihuschen einer weißen Gestalt (N.), ein unverhoffter Knall im Holze (Kl.), der Schrei eines Unsichtbaren (Gr.), ein dem Kehren ähnliches Geräusch an der Wand (N.), das Zerbrechen des Tellers, aus dem der Kranke ißt, des Glases, aus dem er trinkt (A. 297*), auffällige Unruhe eines Kranken, der bald dahin, bald dorthin gebettet sein will (v. 318*), das Zerspringen des Spiegels oder einer Fensterscheibe (297), dreimaliges Auf- und Zufahren der Stubentür, worauf der Tod in neun Tagen eintreten soll (Ehr.).

Binnen Jahresfrist muß der Mensch sterben, der am h. Abend beim Anzünden der Stubenlampe (J., H. 314), des ersten Christbaumlichtes (Wo.), beim h. Abendessen (Br.) seinen Schatten ohne Kopf erblickt, am Silvesterabend keinen Schatten hat (N., Kö., Bä.), am h. Abend die Treppe scheuert (A.), ein Glas oder einen Topf zerbricht (A., B., Th.,

Mau.), in den Keller geht und hier gerufen wird, ohne jemanden zu erblicken (W., Cr. 320*), ferner der, der in den Internächten von einem Verstorbenen gerufen wird (Gey.), während des Vaterunsers in den Christmetten niesen muß (Schl., Zw.) und ihm jemand Gesundheit wünscht (Schl.), dessen Mettenlicht mit dem ersten Streichholz nicht brennt (Zw.), im Traum mit einem Toten ringt oder mit ihm freundlich spricht (A.), in der Neujahrsnacht ein Ei zerbricht (Br. Nd.), am Neujahrsmorgen nüchtern niesen muß (M.), am h. Abend oder am Aschermittwoch seinen Wohnort verläßt (A., Ehr.) am h. Abend Brot aus der Stube trägt (Wo., W., A.), in den Internächten einen Raben vom Bette aus krächzen hört (A.), über eine Schleuse geht, in die kurz zuvor die Leichenfrau das Waschwasser einer Leiche goß (Ri.), beim Vorübergehn an der Totenhalle einen Schrei von innen hört (Th.), am Friedhofe die Tür klirren hört (A. 297*), dabei einen Grabstein umfallen sieht (A.), auf dem Friedhofe etwas ißt (A.), einen Grabhügel mit einer Gabel umsticht (A.), über ein Grab wegsteigt (Schl.), im eignen Hausgarten einen Baum fällt (R.), als ersten Schmetterling im Jahr einen weißen (O 282), einen schwarzen (Ne.) erblickt, beim Kartoffellegen ein Stück einer Furche vergißt (W., Ge.), dem ein von ihm gesetzter Apfelbaum verdorrt (Ne. 286) oder im Jahre zweimal blüht (A., G., Di. 286*), die als unverletzlich geltende Hausotter (Mau.,), die Erdhenne (J.), ein weißer Pudel (A.), der feurige Hahn auf dem ehemaligen Friedhofe in Mau. begegnet, in den Christmetten eine Fliege an den Mund fliegt (W.), der in mondheller Nacht auf den Schatten des an der Rittersgrüner Kirche befindlichen kopfähnlichen Gebildes tritt. Ferner muß der binnen Jahresfrist sterben, der an einem Kranze riecht, daran ändert oder davon etwas wegnimmt (Ob., W., A., Schl.). Schaum am Rande kündet dem Trinkenden frühen Tod (Th., A., El., H.). Wem eine Fledermaus dicht über dem Kopfe wegfliegt, ist innerhalb der nächsten sieben Jahre tot (A. 273*).

Innerhalb eines Jahres stirbt ein Glied einer Familie, wenn am h. Abend zufällig drei Lampen auf dem Tisch stehen (A., Ehr., Sch. 296*), unerklärliche Schritte gehört werden (Th.), die auf den Fensterstöcken stehenden Lichter gegen die Scheiben fächeln (Cr.), das Heiligabendlicht abbricht (Wo., A.), ein Familienglied am h. Abend über einen Kreuzweg geht (Ri.) oder während der Predigt niesen muß (Ehr., Kl.), ein Weihnachtsstollen verbrennt (Gey., Cr., M. 300*), ein Hund vor dem Hause Löcher scharrt (Nd.), eine Henne im Hause kräht (Br. 276*), ein Vogel ans Fenster pickt (Frk., A. 297), das Mettenlicht verloren gegangen ist (A., Wo., H., Nd.), das h. Abendlicht zerbricht (H.), was zugleich ein unglückliches Jahr bedeutet, am Silvesterabend oder an einem der beiden anderen h. Abende die Stubenlampe verlischt (Di., Schl.), unversehens ein Licht ausgelöscht wird (A., B., Nd. 297*), ein Glaube, der gewiß nicht ohne Beziehung zu dem uralten vom indogermanischen Lebenslicht ist; ferner, wenn auf dem Christbaume eine ungerade Zahl Lichter brennen (A. 78), ein Licht darauf nicht angebrannt wird (Gey.), eins auffällig zeitig vor den anderen niederbrennt (Po.), am Christabend die Pyramide sich nicht

dreht (El., Ehr., B., Kl., A.), aus dem Haushalte etwas zerbrochen wird (Ne., Kl.), die Uhr ohne erkennbare Ursache stehen bleibt (A., B., Ehr., Ne., Schl. 297*), — oder zu anderer Zeit um 11 Uhr abends (A., U., W., Schl.), um 12 (Th., Ham.) — während des h. Abendessens schlägt (H.), beim h. Abendessen (A., Gey., Sa.) oder beim Abendessen in den Internächten etwas herunterfällt oder fehlt (Schö.), während desselben eine fremde Person ins Zimmer tritt, die mit ihrem Geschlecht auf das der Leiche aus der Familie oder der Verwandtschaft hinweist (Bä.), in den Internächten einem Familiengliede ein Zahn ausfällt (Po.), am Silvesterabend eine Kröte im Hause ist (Ne. 282*), der Ofentopf singt (A., Ham., Wa., U., Ob. 358*; vgl. Seite 11), ein Licht auf dem Leuchter nicht brennt (Wa., Kl., Fr., B.), in der Silvesternacht ein Tier im Hause erfriert (J.), über dem Hause bei hellem Neujahrshimmel eine dunkle Wolke steht (Mau. 265*), der Blitz den Gipfel eines Baumes im Hausgarten herunterschlägt (J.), die Chorknaben vor einem Hause stehen bleiben (A. 298), vor diesem ein Kranz von einem Sarge fällt (A.), ein Kranz für einen Toten nachträglich ins Haus geschickt wird (A.), ein solcher aus Versehen gebracht wird (A., Schl., Grünh.), vergessen im Trauerhause liegen bleibt (Schl.), die Träger beim Herausschaffen des Sarges absetzen (Po.), beim Hinablassen desselben die Uhr 12 schlägt (Wo.), der Leichenzug unter dem Schlagen der Turmuhr durchs Friedhofstor zieht (Nie.; vgl. Mitt. d. V. f. s. V. II, 318), die angesetzte Begräbnisstunde verschoben wird (Eh.), ein Familienglied immer Trauerlieder singt (A.), die Leichenfrau ungerufen ins Haus kommt (v. 288), ein Träger bei dem Leichenbegängnis eines verstorbenen Familiengliedes stolpert (Ehr.), dem Leichenzug ein Wagen entgegenkommt (Gey.), auf dem Hause unter dem Abendläuten eine Krähe schreit (Ne.), Kinder vor einem Hause feierliche Weisen singen (Er., A. 287*), ein Kind sich ausschaukeln läßt (Di., Ge., Grünh., A.), ein Baum im Hausgarten zweimal blüht (Ge., A. 286) oder eingeht (N.), während der Nacht ein Fuder Dünger im Hofe stehen bleibt (M., W., Nd.), was auch Viehsterben bedeutet (Schl.), die Stubenlampe ausgeht, während ein Toter im Hause liegt (A.), der Lampenzylinder zerspringt (J.) oder ohne zu zerbrechen von der Lampe fällt (Gr.), der auf dem Hausbalken aufbewahrte Besen, womit die Abfälle von Kränzen und Blumen der letzten Leiche nachgekehrt wurden, herunterfällt (Kl., M., Nd.). Weiße Blätter im Kraut künden der Tochter des Hauses den Tod an (A., M. 285*). Die Hausfrau stirbt, wenn das von ihr angezündete Weihnachtslicht nicht weiterbrennt (Er.), der Bauer, wenn er ein Ackerstück zu besäen vergißt, eine sog. „Untersaat" macht (M., Gd. 297*). Ein ihm anhaftendes Leiden führt zum Tode, wenn die schwarze Kuh im Stall sich legt (Ar., M.). Ist ein Tischler gestorben, so soll der Sohn nicht den Sarg zimmern, weil er dann derselben Krankheit im Laufe des Jahres erliegt (A.). Spielen Kinder Leiche, so stirbt eins von ihnen in kurzer Zeit (A.). Begegnet man aber auf dem Wege zu einem Trauerhause einer Person in Trauerkleidung, so bleibt der Tod im Laufe des Jahre der eigenen Familie fern (A., S.,

Ehr.). Der Tote holt einen aus der Familie nach, wenn er sich sehr ähnlich bleibt (v.), ein freundliches Gesicht macht (Schl., J., Gey., Say. 298), rote Lippen (A., H.), weiche Hände behält (A. 298), die Fingerspitzen blau werden (Gey.). All diese Ansichten wurzeln im Seelenglauben; denn man glaubt, daß sich die Seele, solange die Leiche noch nicht unter die Erde ist, „noch in der Nähe ihres Körpers befinde und den Zurückbleibenden einen Blick in ihre eigene Zukunft gewährt“ (Mo.³, 297). In Verbindung mit dieser Vorstellung und dem Seelenkultus wurde ja auch die Beraubung eines toten Menschen, der Leichenraub, als Verbrechen gegen die Religion angesehen und galt als Neidingswerk.

Die Einkehr des Todes in der Verwandtschaft oder den Tod eines in der Ferne weilenden Familiengliedes kündet ein blühendes Myrtenbäumchen (A.), — der Schenkgeber stirbt (Ge.) —, das Rotbleiben der Lippen eines Verstorbenen (Ham., Ri.), der Fund eines Flors (A.), ein unerklärlicher Schall durchs Haus (Ehr., B., Gr. 320*), das Auffahren einer Tür (Gey. 297*), ein plötzlicher Lichtschein in der Kammer (Kö. 320*), das plötzliche Stehenbleiben der Uhr am h. Abend (A., Mau., W., Ge., Ein. 320*)' zu anderer Zeit um 12 (Fr.) oder überhaupt (H. 320), und zwar stirbt der, an den in diesem Augenblicke gedacht wird (N.), oder ein Verwandter väterlicherseits (H.); ferner das Schlagen einer solchen, wo keine ist (H., Ri.), das Klirren einer Säge oder einer Fensterscheibe (M., Ne., Cr. 297*), dreimaliges Anklopfen an eine solche (A.), das Geräusch, als ob jemand über die Stube ginge (Gd., Ar., St.), die Begegnung mit einem Kranzträger, dem man links auszuweichen gezwungen ist (A., Gey.), das unbewußte Liegenlassen eines Kranzes im Trauerhause (Schl.); ebenso, wenn es einen an den Augenbrauen zupft (Cr.), die große Glocke beim Begräbnislauten nachschlägt (Th.). Das Herunterfallen eines unberührten Gegenstandes kündet Tod in der Verwandtschaft der Mutter (H.). Einem Freunde stirbt der Freund nach, wenn jenen an einem Sonntag der Tod ereilte (A., Ehr.).

Die Einkehr des Todes in der Gemeinde. Binnen Jahresfrist sterben aus einer Häuserreihe (Ma., A. 300*), in einer Verwandtschaft immer drei (Ne., A., Mau.); aus einem Hause, wenn darin am Neujahrstag jemand stirbt (A). Es werden so viele Ehepaare durch Tod getrennt, als noch Tage von der ersten Leiche ab im Januar übrig sind (Ehr.). Aus dem Orte werden so viele Leichen hinausgetragen, als Fuder Mist auf die Äcker kommen (Nd). Die Zahl der Sonntags Beerdigten gibt die Zahl der Toten der folgenden Woche an (Gey.). Ist der erste Tote im Jahr ein Mann, so sterben mehr Männer als Frauen und umgekehrt (Ma., Kl.). Gehen die Teilnehmer an einem Leichenzuge in großen Abständen, kommt einem Leichenzuge mit einem Erwachsenen ein ein- oder zweispänniges Geschirr entgegen, so stirbt ein Ehepaar auseinander (A., Mau., Ob., Cr., J., Ri., H., M., Di. 298*), ist es ein einspänniges Geschirr, eine ledige Person oder ein Kind (Ehr., Gey., A.). Kreuzen sich zwei zweispännige Geschirre neben dem Leichenzuge (Kö.), kommt ein Gefährt mit vorgespannten Schimmeln des Weges

(Gey.), schlägt die Turmuhr ins Vaterunser der Leichenpredigt, so gibts im Dorfe eine „große“ Leiche (M., Nd. 302*). Geht der Leichenzug durch eine Gesellschaft hindurch, so sterben mehrere Glieder derselben in kurzer Zeit (A.). Bleiben die Träger mit einer Leiche vor einem Hause stehen, so holen sie aus diesem den nächsten Toten (Zö. 297*). Schlägt bei einem Begräbnis die große Glocke nach, so stirbt eine hochgestellte und in höheren Jahren stehende Person, klingt die mittlere zuletzt, eine Person in mittleren Jahren, und ist es die kleine, so stirbt ein Kind oder ein Arbeiter (H., Mau. 302*) und zwar binnen drei Tagen (Schl., Wo.). Stirbt eine Wöchnerin am Neujahrstage, so ist das ein schlechtes Vorzeichen für alle Frauen, die im Laufe des Jahres ihrer schweren Stunde entgegengehen (A. 300*). Schlägt es während des Vaterunsers im Gottesdienste an (Wo. 302), klappt ein Sitzbrett während der Mettenpredigt zu, so steht im Dorfe ein Todesfall nahe bevor (M. 303). Das kündet dem Tischler ein eigenartiges Knacken im Holze (Gey 297*), dem Totengräber das Aneinanderklingen der Spaten und Hacken oder ein eigenartiges Schaufeln auf dem Friedhofe (Kö. 299*). Nimmt der Totengräber beim Zumachen eines Grabes die Schaufel zuerst in die Hand, so ist die nächste Leiche eine männliche (B. 299*), ebenso, wenn einem Leichenzug zuerst eine männliche Person entgegenkommt (Schl. 298). Werden die Lippen eines Selbstmörders oder eines Verunglückten blau, so haben im Orte noch zwei dasselbe Ende (Ö.).

2. Die Erforschung zukünftiger Todesfälle.

Auf Grund des Glaubens, dem Menschen sei seine Todesstunde schon im voraus bestimmt, sucht man zukünftige Todesfälle voraus zu erfahren, sei es der eigne Tod, sei es die Einkehr des Todes in die Familie oder Gemeinde. Der Tod gilt einer Person als gewiß, deren vermittelst eines umgestülpten Fingerhutes am Silvesterabend geformtes Salzhäufchen am nächsten Morgen eingefallen erscheint (Di., Ob., J., Wo. 330), deren in der Mitternachtsstunde desselben Tages angezündetes Räucherkerzchen zuerst niedergebrannt ist (A., Mtt.), die in der Neujahrsnacht beim Aufschlagen des Gesangbuches ein Sterbelied findet (Gey., Ehr.); ein Adventslied bringt Familienzuwachs. Welches Familienglied am Christabend oder am Silvester eine taube Nuß öffnet, geht den anderen im Tode voraus (Mtt., W. 336). Wessen Lichtchen — die Glieder einer Familie zünden am heiligen Abend je eins an — zuerst niedergebrannt ist, stirbt zuerst (Mtt., A., Ma. 336). Dieses Lichtorakel beruht auf der altdeutschen Vorstellung, daß bei der Geburt eines jeden Menschen von den Nornen, den Schicksalsgöttinnen, eine Kerze angezündet wird, deren Auslöschen das Erlöschen des Lebens nach sich zieht. Sagen wir doch heute noch, wenn auch mit einem scherzhaften Anflug, von einem Menschen, der gestorben ist, das ihm das Lebenslicht ausgeblasen worden ist. Dem Lichtorakel ähnlich ist der Brauch, am Johannistage Johanniskraut zu stecken; wessen Pflanze verdorrt, stirbt zuerst (M.). In Di. steckten am Johannistage die Glieder einer Familie je einen Zweig fette Henne zwischen die Balken der Decke; die zuerst verwelkende Pflanze ließ

ihren Stecker vor den anderen sterben (331*). Wer zu Fastnacht allein in einem erleuchteten Zimmer in den Spiegel sieht, ist bis zur Wiederkehr dieses Tages tot (A.). Erblickte Särge in der Esse (Br., Kl.) oder an der Ofenpfanne (Ne.) sind Vorboten des Todes in der Familie. Liegt der in der Silvesternacht geworfene Pantoffel mit seiner Spitze nach der Tür oder dem Friedhofe zu (Di., Schl.), ergeben die an diesem Abend im Finstern auf dem Oberboden zusammengerafften Holzscheite nicht mindestens die Zahl zwölf (Wo.) oder geht eins davon unterwegs verloren (St.), erblickt der Wißbegierige im erleuchteten Keller seinen Schatten ohne Kopf (Ob.), so ist ebenfalls dem Leben binnen Jahresfrist ein Ziel gesetzt. Weiter befragt man die Erbbibel, die mit einer Schnur, einem Erbband an einem Erbschlüssel befestigt ist. So oft sich das Buch dreht, so viele Jahre hat man noch zu leben (Ge., W., Cr., Erz., Th.). Geht man in der Silvesternacht auf einen Kreuzweg oder vor die Tür der Totenhalle, so sieht man die vorübergehen, die im Laufe des Jahres sterben, und die Häuser, die abbrennen (A.). Unter dem Zwölfuhrlauten in dieser Nacht sieht man vom Kirchturm aus einen Leichenzug, dessen Teilnehmer im kommenden Jahre sterben müssen. Doch muß man festen Glauben haben, darf kein Licht mitnehmen, keine Furcht besitzen, weder reden noch lachen, wenn der Zug erscheinen soll. Aus Rittersgrün schreibt man mir: „Hier wohnt ein Mann, der weiß die Toten des kommenden Jahres und bezeichnet die Häuser, die abbrennen werden. Er geht in der Silvesternacht um zwölf auf einen Kreuzweg und bedeckt sein Gesicht mit einem weißen Tuche, das ihm große Kraft verleiht. Er sieht Engel niederschweben, die mit Särgen beladen sind. Die Engel vereinzeln sich und tragen die Särge in die Häuser. In welchem Hause sie einen solchen niedersetzen, trägt man einen Toten heraus."

3. **Das Sterben.** (Vgl. W. 723 ff. M. 278 ff.).

Ist die Todesstunde gekommen, so sucht man dem Scheidenden das Sterben durch äußerliche Mittel zu erleichtern. Man legt ihm das Gesangbuch (v.) oder den Haussegen (St.), die sieben Himmelsriegel[1]

---

[1]) Meyer (187) vermutet, daß die „Sieben Himmelsriegel", sieben Gebete, die den frommen Seelen die Riegel des Himmels öffnen, aus den sieben Bußpsalmen der Litanei hervorgegangen sind, die im elften Jahrhundert vor dem Gottesgericht gesprochen wurden. — Mit diesen Himmelsriegeln wird ein ziemlich schwunghafter Handel getrieben, der Hausierer bietet das Stück für 10 Pfennig aus, in J. werden sie für 7 Pfennig verkauft. Als die verbreitetste Fassung im Erzgebirge fand ich folgende:

Die sieben heiligen Himmelsriegel, welche ein frommer Einsiedler
von seinem Schutzengel bekommen hat.
Mit Bewilligung der hohen Geistlichkeit zu Cöln zum Druck befördert im Jahre 1720.

Ihr frommen und andächtigen Christen, ich bitte Euch in JESU Namen, Ihr wollet anhören die große Kraft und Wirkung von den sieben heiligen Himmelsriegeln, die ein frommer Einsiedler von seinem Schutzengel bekommen hat. Und als der fromme Einsiedler sterben wollte, so hat er die große Kraft und Wirkung von den sieben heiligen Himmelsriegeln offenbaret und gesprochen: Welcher Mensch die sieben heiligen Himmelsriegel bei sich trägt, von diesem Menschen müssen alle bösen Geister und Teufels-Gespenster abweichen bei Tag und bei Nacht, und in welchem Haus

die sieben heiligen Himmelsriegel gedruckt liegen, in dieses Haus wird kein Donnerwetter einschlagen und es wird auch von allen Feuersbrünsten befreit sein, und wenn ein Weib Schmerzen vom Kinde hat, so nehmet die sieben heiligen Himmelsriegel und legt sie ihr auf die Brust oder auf den Leib, so wird sie ohne große Schmerzen gebären und mit einer gesunden Leibesfrucht erfreut werden. Die sieben heiligen Himmelsriegel sind auch approbiert worden von einem Weibe, welches schon fünf tote Kinder geboren, als sie aber mit dem sechsten Kinde schwanger war und Mutter werden sollte, so hat ihr die Hebamme die sieben heiligen Himmelsriegel auf das Haupt gelegt und sie ist nun mit einer lebendigen Leibesfrucht erfreut worden. Die sieben heiligen Himmelsriegel sind auch approbiert worden bei einem Manne, welcher acht Jahre mit bösen Geistern besessen war: da nahm ein Geistlicher die sieben heiligen Himmelsriegel, las sie über dem Besessenen und legte sie auf dessen Haupt — höret Wunder! da sind die bösen Geister den Augenblick von ihm gewichen. Und welcher Mensch die sieben heiligen Himmelsriegel bei sich trägt, diesem Menschen will Christus gewisse Zeit vor seinem Ende offenbaren die Stunde, wann er sterben muß. Wenn aber einer die sieben heiligen Himmelsriegel sieben Feiertage nach einander betet und in welchem Hause die sieben heiligen Himmelsriegel sind, in dies Haus wird keine schlimme Krankheit kommen. Denn es soll kein Mensch sein, er soll die sieben heiligen Himmelsriegel bei sich tragen, wer sie aber nicht lesen kann, der bete alle Feiertage sieben Vater Unser und den Glauben zur Ehre des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi.

Christus Jesus, Gottes Lamm,
Ich komme vor deine heiligen fünf Wunden,
Die du am hohen Kreuzesstamm
Mit Schmerzen hast empfunden.
Erhöre meine Bitten, erhöre mich doch,
Ich weiß, mein Gott, du lebest noch,
Ach laß mich Gnad' erlangen.

Nun fangen die heiligen sieben Himmelsriegel an.

O allerheiligster Herr Jesu Christe! ich ermahne dich deiner allerheiligsten Menschheit, die mit Bewilligung Gottes des Vaters, von dem heiligen Geiste in dem Leibe der heiligen Jungfrau Maria ist empfangen und geboren geworden! O Jesu! du hast dein heiliges Blut ganz geduldig für uns Sünder und Sünderinnen vergossen, o Jesu! du hast uns mit deinem heiligen bitteren Leiden und Sterben die himmlischen Pforten aufgeriegelt; o Jesu! du hast die große Armut und die Verfolgung deiner Feinde dreiunddreißig Jahre ganz geduldig für uns Sünder gelitten. O mein Heiland! ich betrachte deine schmerzliche Beurlaubung von deiner herzliebsten Mutter Maria. O mein Jesu, ich gedenke an dein demütiges Gebet am Oelberge, wie dir vor Mattigkeit ganz blutige Schweißtropfen über dein heiliges Angesicht herabgeronnen sind. Ach, mein Jesu! ich betrachte, wie du bist gefangen worden, mit Stricken gebunden, von einem Richter zum andern geführt und dein allerheiligster Leib mit Geißeln zerfetzet, daß dein heiliges Blut über deinen ganzen heiligen Leib herabgeronnen ist; darnach hat man eine Dornenkrone auf dein heiliges Haupt gedrückt, wodurch viele Dornenspitzen dasselbe schrecklich zerrissen und zerfetzt haben! Ach mein Erlöser! ich betrachte mit wehmütigem Herzen, wie du mit einem schweren Kreuze bist beladen worden und dasselbe über den Berg Kalvari tragen mußtest, daß du davon eine tiefe Wunde auf deiner heiligen Schulter empfangen hast. O mein Seligmacher! du bist drei Stunden an dem Kreuze lebendig geblieben und hast sieben kräftige Worte gesprochen, darnach bist du, o mein liebster Jesu! an dem heiligen Kreuze geschieden! Ach mein Jesu, mit deinem allerheiligsten bittern Leiden und Sterben und mit deinen sieben heiligen Worten am Kreuze will ich in Gottes Namen meinen Leib und Seele auf ewig verriegeln. Amen.

† † † † † † † †

Die sieben Worte, die Jesus am Kreuze gesprochen.

1. Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. 2. Weib, siehe, das ist dein Sohn! 3. Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. 4. Mein Gott, warum hast du mich verlassen? 5. Mich dürstet. 6. Es ist vollbracht. 7. Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.

(A.) unter den Kopf, stellt das Bett in die Richtung der Dielenbretter (Nd.), des Hauptbalkens der Stube (Nd. 724), mit seinem Fußende nach der Haustür zu (Ob. 724*), heizt den Ofen (Er.). Der den „Bösen" hat, kann nur sterben, wenn ihm Dünger unters Kopfkissen gesteckt wird (Gro., Gey., St.). Liegt ein Toter mit seinem Kopfe nach der Stubentür zu auf dem Boden, so hat er ein Bündnis mit dem Teufel gehabt; denn nachdem das Bemühen des Teufels während der letzten vierundzwanzig Stunden des Sterbenden einen neuen Verbündeten im Hause zu gewinnen, vergeblich gewesen ist, haben beide miteinander gerungen (A.). Während der Sterbestunde tanzt ein Hase vor dem Hause (Gd., M.). Für die Ruhe des Verstorbenen zu wirken und alles zu tun, was seine Wiederkehr verhindern kann, gilt weithin als erste Pflicht nach eingetretenem Tode. Türen und Fenster werden geöffnet, damit die Seele ungehindert entfliehen kann (v. 725). Bei dieser Gelegenheit meinen viele mit großer Bestimmtheit, die entweichende Seele auch sinnlich wahrnehmen zu können; denn man höre in diesem Augenblicke ein Rauschen und Flattern wie das eines Vogels, das Geräusch wie von einer über die Stube laufenden Katze. In O. konnte ein ein Jahr lang krankes Kind nicht „ersterben". Deshalb bedeckte man es mit dem Brautkleid der Mutter, legte ihm ein Gesangbuch unter den Kopf und öffnete, damit die Seele entfliehen könne, den Dachschieber. Das Kind blieb leben und erfreut sich heute der besten Gesundheit.

Als Anhang findet sich zuletzt der von mir in den „Mitt. d. V. f. s. V." mitgeteilte Haussegen, und den Himmelsriegeln voraus geht der

Traum der heiligen Jungfrau.

Jesus Christus, Gottes Sohn und reiner Jungfrau Maria. Als die heilige Jungfrau Maria zu Bethlehem auf dem Berge eingeschlafen war, kam zu ihr der Engel Gottes, ihr lieber Engel und sprach zu ihr:

Meine allerliebste Mutter, schläfst du oder wachest du?

Sie sprach:

Ich habe geschlafen und du hast mich gewecket und hat mir erschrecklich geträumet.

Ich habe gesehen, als wärest Du im Garten gefangen, mit Stricken gebunden, von Kaiphas zu Pilato, von Pilato zu Herode geführt worden, daß sie dein heiliges Haupt geschlagen, mit Dornen gekrönet, dich aus dem Richthause geführet, Holz auf deine heiligen Schultern gelegt, aus der Stadt auf den hohen Berg geführet und an das Kreuz geschlagen haben, so hoch, daß ich dich nicht habe erreichen können.

Deine heilige Seite wurde durchstochen, daraus Blut und Wasser geflossen und auf mich getropfet hat, darnach dich vom Kreuze abgenommen, in der Erde Schoß wie einen Toten gelegt und begraben, daß mir aus großen Schmerzen das Herz hätte mögen zerspringen.

Jesus sprach darauf zu ihr:

Meine allerliebste Mutter, es ist dir ein wahrhafter Traum vorgekommen.

Wer an diesen Traum gedenket oder bei sich tragen wird, der wird von allen bösen Sachen befreit werden und wird nicht jählings sterben, auch nicht ohne Empfang des heiligen Sacraments aus dieser Welt scheiden.

Ich und du, liebe Mutter, werden bei seinem letzten Ende sein und seine Seele in das Himmelreich einführen.

† † †

Das Titelbild zeigt den Herrn als Kinderfreund mit der Überschrift:
Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, Gottes des heiligen Geistes,
Ein einiger Gott, Amen.

Bleibt das Fenster geschlossen, so zerspringt eine Scheibe (Wo., W.). Man verrichtet nur die notwendigste Arbeit (730), hält die Uhr an (Ehr., He., Mau. 723), löscht das Feuer im Stubenofen (A. 609*), sperrt das Röhrwasser ab (Gd.). Alles dies zum Zeichen der Trauer über ein zum Stillstand gebrachtes Leben. Damit die Seele nirgends hängen bleibe oder aus Liebe zu werten Dingen nochmals raste, werden der Spiegel, — das Sichspiegeln des Toten „verdoppelt den Sarg" oder ruft den Tod in die Verwandtschaft (A. 729), — Bilder und glänzende Gegenstände mit weißen (He., Gey. 726) oder schwarzen Tüchern verhängt (Cr., Ehr., B., Kl.), Töpfe, Kannen und vor allem das Waschbecken umgestürzt (Kl. 725*). Der Stuhl, auf dem der Tote bei Lebzeiten gern saß, wird umgelegt (Ri., Cra., Kö.), das Sterbebett gewaschen und auseinandergenommen (Ar.), der Name im Familienbuch gestrichen (B.), das Monogramm aus den hinterlassenen Wäschestücken geschnitten (Nd., A.). Es ist ein sonderbares Gemisch von Mystik, Liebe zu dem Toten und doch auch Selbstfürsorge der Hinterbliebenen, die dem Glauben entspringt, daß die Seele sich an alles klammern und mit sich in die Ewigkeit reißen kann, was ihr vertraut ist. Weiter drückt man dem Toten die Augen zu, damit er nicht auf einen Begleiter warte (Ort., Pf. 725, 298), und schließt ihm den Mund; denn fällt etwas hinein, so holt er die ganze Familie nach (A. 724). Der Tote holt den nach, den er besonders lieb hatte (Br.). Lautes Wehklagen und Jammern der Lebenden über den Toten läßt diesen im Grabe nicht zur Ruhe kommen, ruft ihn zurück auf die Erde und zieht die Überlebenden nach in die Gruft. Jede Träne, die auf den Toten fällt, beunruhigt ihn (v. 728). „Je mehr man um den Toten weint, desto mehr Wasser muß er schöpfen" (A.). Nach der Edda fällt jede Träne blutig auf die kalte angstbeklommene Brust. Dieser Glaube erscheint auch im zweiten Helgelied, in dem dänischen Volksliede vom „Ritter Aage und der Jungfrau Else" und in dem deutschen Volksliede „Die Macht der Tränen", dessen Schlußstrophe heißt: „Habt ihr zu weinen aufgehört, — Vergessen eure Schmerzen, — So find' ich Ruh' in dieser Erd', — Das freute mich von Herzen." Hierher gehört auch die sinnige und gemütvolle thüringische Sage von dem wiederkehrenden Kinde mit dem Tränenkrüglein, und denselben Gegenstand behandelt das Gedicht von Chamisso: „Die Mutter und das Kind."

Das Todansagen. (Vgl. M. 269 ff.) Die Selbstfürsorge der Hinterbliebenen erstreckt sich auch auf die Haustiere. Sobald der Hausherr oder die Hausfrau gestorben ist, werden schlafende Wesen im Hause aufgeweckt und aufgejagt, weil es sonst ein Todesschlaf sein würde (v. 726). Offenbar fürchtet man ein Übergreifen des Todes auf alle Wesen und Dinge im Hause, daher hält man sie gleichsam in Atem. Mit den Worten: „Euer Herr ist tot, ich bin der neue Herr!" (727*) meldet der, dem künftig die Leitung der Wirtschaft obliegt, den einzelnen Bienenstöcken den Tod seines Vorgängers. Tut er's nicht, so gehen die Bienen ein (Po.), wie sie auch nur da gedeihen, wo Friede und Eintracht im Hause herrscht. (M., B. 727*). Außer den Bienen erhalten vor allem

die Pferde und Kühe die Trauerkunde, die man in den Stall hineinruft oder jedem einzelnen Tiere ins Ohr sagt unter Darreichung einiger Schnitte Butterbrot oder einer Hand voll Heu (M., Cr.). Anderwärts entzieht man dabei den Tieren das Futter (Nd.). Stehen die Tiere bei der Benachrichtigung, so geht es ihnen fernerhin gut, liegen sie, so wartet ihrer Not (M., Cr.). Bange Sorgen beschleichen den neuen Besitzer, wenn die Tiere unruhig sind und schreien. Dem treuen Haushund sagt man den Tod des Hausherrn dreimal laut ins Ohr. Geschieht es nicht, so soll er so lange winseln, bis er stirbt (A.). Das Todansagen wiederholt sich am Begräbnistage, sobald der Sarg das Haus verlassen hat. Dann ruft man in den Stall: „Es ist auch der Hausvater fort!" (N.). Dadurch aber, daß die Hinterbliebenen den Tod des bisherigen Besitzers melden müssen, — sogar das Röhrwasser wird davon benachrichtigt (Gd.), — werden sie gleich von vornherein darauf hingewiesen, ihre Aufmerksamkeit mit besonderer Sorgfalt auch den Haustieren zuzuwenden. Der wahre Grund dieser Sitte aber liegt noch tiefer. „Es ist zuletzt die tiefe Sympathie, das Mitleiden der Menschenwelt mit der Kreatur, aus welcher solche zarte Rücksichtnahme sich für unser Vieh ergibt". Das Wort: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehs" hat im Volksglauben eine hervorragende Bedeutung und manche schöne sittengemäße Anwendung gefunden.

Die Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse. Bei größeren Begräbnissen wurde durch den Leichenbitter zur Teilnahme an der Beerdigung eingeladen. In A. trug dieser ein kleines rundes Hütchen, schwarzen Rock mit über den Rücken herabfallendem Flor. Ist ein Posamentier gestorben, so geht der Zeremonienmeister in B. Träger bitten, wozu die Meister der Innung nach einer bestimmten Reihe verpflichtet sind und nur Krankheit und ein bestimmtes Alter entbinden. In ersterem Falle aber müssen für die Stellung eines anderen Trägers 80 Pfennige bezahlt werden.[1])

[1]) Nach dem alten Innungsgesetz der Posamentierer (mitgeteilt in Siegel „Zur Geschichte des Posamentiergewerbes mit besonderer Rücksichtnahme auf die erzgebirgische Posamentenindustrie", Annaberg, Graser's Verlag) wurde bei drei Groschen Strafe jeder Geselle verpflichtet, pünktlich vor dem Trauerhause beim Begräbnisse eines Berufsgenossen zu erscheinen. Unter den Bestimmungen für die Meister heißt es, daß sterbende Meister oder deren Angehörige beim Begräbnisse zu begleiten und zu tragen sind, „damit auch diesfalls der verstorbenen Person ihr letzter Ehrendienst geleistet und christliche Zucht" erhalten werde.

Ähnliche Bestimmungen enthalten die Innungsartikel des Annaberger Zimmerhandwerkes, die im Jahre 1629 vom Rate der Stadt genehmigt wurden. „Wenn jemand unter den Zunftgenossen oder von den Seinen nach Gottes Willen mit dem Tode abgehen würde, sollen alle und jeder Innungs-Verwandter durch einen Zettel vom jüngsten Meister zu Grabe zeitlich erfordert, und darauf ein jeder in eigner Person erscheinen, oder je einen andern schicken und den Abgelebten zu Grabe begleiten, bei Strafe drei Groschen der Laden gehörig. Es sollen auch jederzeit die Abgestorbenen von den Zunftgenossen der Reihe und Ordnung nach zu Grabe getragen und dazu des Handwerks Leichentuch aufgedecket und gebrauchet werden. Doch wofern auffällige Seuchen sich ereignen würden, soll man die Leiche vor die Tür schaffen und falls sich einer zu tragen scheuen würde, ihm einen anderen, mit dem man zufrieden sein könnte, an seine Stelle zu schicken, nachgelassen sein.

Die Benachrichtigung der Leichenfrau darf durch keine zum Hausstand gehörige Person erfolgen (A., H., Dö., Bä.).

Das Leichengewand ist gewöhnlich das Hochzeitskleid. Beim Nähen des Totenkleides ist zu beachten, daß dabei keine Knoten gemacht werden, sonst kommt der Tote wieder und läßt die Näherin den Knoten lösen (A. 731). Der Faden darf nicht mit den Zähnen abgebissen werden und soll die Nadel mit dem letzten Stich stecken bleiben, da mit ihr „nur Unheil ernäht wird" (A. 731*). Auch soll das Totenhemd nicht Sonntags genäht werden (A, M., Wo. 731), sonst hat der Tote keine Ruhe. Alle Schmucksachen müssen offen, alle Bänder gelöst, aber angesteckt sein, weil der Tote kein Band lösen kann und an den Enden kaut, wenn sie lose sind[1] (v. 732). Der barfuß Begrabene kommt arm im Himmel an, auch „wird ihm der Gang zum jüngsten Gericht sauer" (A. 731*). Werden kleine Kinder nicht im Sterbebettchen in den Sarg gelegt, so kommen sie wieder (Gr.). Mit dem Gesicht nach der Stubentür gewendet, wird die Leiche in den Sarg gelegt, damit der Seele die Wiederkehr unmöglich gemacht werde (v. 729*). Fremde Leute dürfen die Leiche vor dem dritten Tage weder sehen noch anrühren (A.) Solange eine Leiche im Hause ist, darf nichts verliehen oder verschenkt werden (He. 730), legt man ihr zu Häupten eine Schere und einen Kamm, damit die Seele Ruhe finde (Ch. 729*). Wer essend einen Toten anschaut, dem fallen die Zähne aus (O.) Fällt der aufgestellte Sargdeckel um, so kehrt der Tod bald wieder ein (A.). Die Aufbahrung der Leiche geschieht gewöhnlich nur im Hausflur; ist dieser zu eng, auch im Freien vor der Tür des Hauses (Mau., N.). In die gefalteten Hände bekommt die Leiche ein Gesangbuch (v.), früher mit dem aufgeschlagenen Lieblingslied (Ehr.), Frauen und Kinder mit Vorliebe einen Strauß (A., J., Ehr., Kl.). Zu Häupten des Toten brennen so viele auf eine kleine Treppe gestellte Lichter, als er Jahre zählt (Br., Th., Kl., Bä.). Die Lichter müssen niederbrennen (Th.), anderwärts nicht. (Vgl. M. 271.) Lichtreste werden sorgsam aufbewahrt. Während der Aufbahrung schmücken die Wände des Hausflurs Kränze und Trauerbilder. Diese werden nach dem Begräbnis in der Wohnstube aufgehängt (Br., Mau., M.). Als Zeichen der Liebe und Hoffnung umzieht man die Bahre des Toten mit Blumen und Kränzen.

Würde aber einer mutwillig sich dessen entschlagen, weder tragen, helfen, noch einen anderen schicken, der soll ohne alles Mittel aus der Innung geschlossen, ihm zu arbeiten hinfüro gänzlich vorboten und darüber von E. E. Rate gestraft werden. — Ferner bestimmt einer der Zusatzartikel vom Jahre 1636: „Wann jemand aus den Zunftgenossen bei der Stadt mit Tod abgangen oder abgehen würde, und es werden fremde Meister und Gesellen in der Stadt arbeiten, so sollen dieselben gleich wie die hiesigen Meister und Gesellen mit zu Grabe gehen und mit tragen zu helfen schuldig sein. Alles bei Poen und Strafe wie oben. Ingleichen da ein fremder Meister und Geselle bei der Stadt arbeiten und nach Gottes Willen, Zeit solcher Arbeit in der Stadt versterben würde, sollen die hiesigen Meister und Gesellen und Zunftgenossen bei obengesetzter Strafe die Leiche zu begleiten und zu Grabe zu tragen schuldig sein.

[1]) So berichtet schon das Annaberger Wochenblatt vom 18. Febr. 1842, daß in einem Dorfe des Erzgebirges ein Grab eines Mannes geöffnet worden sei, dem

Gaben in den Sarg. (Vgl. M. 270, 71.) Nach altgermanischem Glauben ist die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe eine Persönlichkeit, ist ihr Leben im Jenseits nur eine Fortsetzung des irdischen. Die Toten hatten dieselben Bedürfnisse wie die Menschen. Die Vorstellung vom Fortleben der Seele fügte sich ganz den materiellen und wirtschaftlichen Interessen der Zurückbleibenden an. Daher findet man auch bei den verschiedenen Geschlechtern, in den verschiedenen Zeiten und Gegenden die verschiedensten Gegenstände in den Gräbern: Waffen, Schmuck, Gerätschaften, Speise und Trank. Auch das Roß, der Haushund, der Falke begleiteten den verstorbenen Herrn ins Jenseits. In all den Gaben, die noch in unserer Zeit mit ins Grab gegeben werden, hat sich diese alte Vorstellung, wenn auch meist nur als tote Sitte, erhalten. Bevor der Sarg geschlossen wird, werden all die Sachen hineingelegt, die dem Toten lieb und teuer oder nötig waren, weil in ihnen das Band mit dem Hause erhalten ist, und weil sie den Lebenden verderblich werden. Vergißt man den Lieblingsgegenstand mitzugeben, so hat der Tote keine Ruhe und kehrt um Mitternacht zurück ins Haus. Damit ihm der Wille zur Rückkehr genommen werde, hängt oder stellt man den Gegenstand auf (H.) oder legt ihn nachts 12 Uhr in die Hausflur. Weithin üblich ist das Mitgeben von Geld (R., Th., Ehr., Gey., Ri., H., Bä., Zwö., J., A., B., Ge., Joh., Ch. u. a. O.), „damit der Tote reisen kann" (A.). Diese stillgeübte Pflicht ist uralt und ursprünglich unzweifelhaft ein Fährgeld zur Überfahrt in die Unterwelt oder ein Eintrittsgeld. (W. 734. — Sartori, die Speisung der Toten, S. 13, als Viatikum, Zehrpfennig. „Toten lege man Geld in den Mund", heißt es in der „Chemnitzer Rockenphilosophie,"[1] eine Stelle, die J. Grimm (D. M.⁴, S. 694) anzog, um die Fortdauer des Brauches in neuerer Zeit zu erhärten. Vgl. weiter Archiv f. Religionswissenschaft II (1899) 205, 212). Von den Pfennigen, deren es nur immer drei, fünf, sieben oder neun sein dürfen, oder deren Anzahl den Familiengliedern entspricht (El., Bä.), bekommt der Tote je einen unter den Kopf, in die linke und in die rechte Hand (v.), oder man legt sie unter das Kopfkissen oder steckt das Geld ins Leichgewand (v.), eingeschlossen in einen Himmelsbrief (Bä.). Dabei sagt man, aber nur bei abnehmendem Monde, weil dann Rückgang der wirtschaftlichen Verhältnisse zu besorgen ist (65. 300):

„Hier hast Du das Deine,
Laß jedem das Seine!" (A., Br.)

Oder: „Nimm's Unglück mit,
Laß Glück zurück!" (B., J.).

Diese Worte bleiben weg, wenn der Tod bei zunehmendem Monde

---

die Angehörigen das entstellte Gesicht mit einem Tuche bedeckt hatten. Ihm nach starben die Frau des Bruders, dieser selbst wie auch eine verheiratete Schwester der beiden Brüder. Sofort habe sich dann der Glaube verbreitet, daß das dem Toten übers Gesicht gebreitete Tuch in den Mund gekommen sei und er so lange daran kaue, bis die Familie ausgestorben sei.

[1] Dieses Buch ist nicht nur eine reiche Fundgrube für den Aberglauben im Anfange des 18. Jahrhunderts, sondern auch für die Geschichte der geistigen Entwicklung der Zeit. Es erschien 1707—1709 bei C. Stössel in Chemnitz.

eintrat; denn er ist dann glückbringend. Vielerorten gibt man dem Toten ein Stück Erde oder eine Zitrone, oft mit einem Silberstreifen umbunden (Bä.), die als Universalmittel gegen alle Beschwerden auf der Reise gilt, in die Hand und ein Gesangbuch zu seinen Füßen (A.). Alle Geschenke, die der Tote bei Lebzeiten erhielt, sein Eßbesteck mit Ausnahme der Gabel (Gey.), Kamm, Seife, Haarbürste, Rasier- und Taschenmesser, die Pfeife, der gefüllte Tabaksbeutel und die Schnupftabaksdose (H. 732), Salz und Kümmelkörner (Ehr.), ein oder drei Lichter, „damit der Tote sehen kann, wenn er erwacht" (Br., Be., H., A., Schn. 734), ein kleiner Spiegel (Br., A.), sogar die Bleifiguren (A., S.), die der Verstorbene einst gegossen und sich aufgehoben hatte, die Patenbriefe (Schn.), der Brautkranz (Br.), ein geschriebenes Vaterunser (A.), ein schwarzes Erbtuch, worauf der Kopf der Leiche gelegt wird (Ri.), die übriggebliebene Arznei (v. 733), ein Taschentuch (A.), — auch das, womit man sich die Tränen getrocknet hat (M.), — einige Wirtschaftsgegenstände aus der Küche (H.), das alles sind Gaben ins Grab. Auf die frühesten Totenopfer, die aus Korn und Brot bestanden, was zahlreiche Gräberfunde beweisen, weist der Brauch, dem Toten die Lieblingsspeise (A.), Brot (M.), die Schnapsflasche (Ehr.), ja, wie mir bekannt wurde, ein halbgefülltes Bierglas (B.) mit in den Sarg zu geben. Noch vor zwanzig Jahren trug eine alte Frau in A. jeden Tag einen Topf voll Essen auf das Grab ihres verstorbenen Mannes; bei großer Kälte setzte sie abends die Socken (Filzschuhe) auf den Grabhügel! Kinder bekommen den Patenbrief in die Hand (A., Sch.), die Milchflasche, Puppen, Schulbücher und Spielzeug und zwar das schönste, das sie besessen haben (Gr., H.), damit es ihnen nicht an Unterhaltung fehle. Der letztgenannte Brauch wurde schon im Altertume geübt; denn in römischen und etruskischen Kindergräbern fand man zahlreiche Kinderspielzeuge in Gestalten von Marionetten, Klappern und Klingeln. Das Gefäß, das zum Waschen diente, wird zerbrochen und derb in den Sarg geworfen (Gd. Po.). Vier Wochen lang bleibt das hinterlassene Eigentum des Verstorbenen unberührt liegen, nichts darf davon verschenkt, verborgt oder gegen Wuchergeld verkauft werden, wenn nicht Unglück ins Haus kommen oder der Nutznießer rasch sterben soll (v.), wie der, von dem Sachen mit ins Grab kommen (A., Kö., El. 731). So zeigt das deutsche Gemüt neben der Pietät gegen den Toten auch seine Scheu vor einer plötzlichen Umkehr des Hauswesens, seinen Konservatismus auch in diesen mehr oder weniger äußerlichen und unwichtigen Dingen.

4. Das Begräbnis. (Vgl. hierzu M. 271 ff.)

Ist die Begräbnisstunde gekommen, so stellen sich die Leidtragenden ein. Angehörige und Verwandte geben dem Toten die Hand und nehmen Abschied von ihm, oft mit den Worten:

„Ruhe sanft in stiller Ruh,
Bis dich Dein Heiland ruft!" (A. Vgl. M. 272.)

Um Mitternacht reicht der irrende Geist dem die eisigkalte Hand, der

ihm den letzten Händedruck versagte (Wo.). Vor dem Trauerhause erscheint der Lehrer mit den Chorknaben, von denen einer das Kreuz voranträgt. Nach dem Gesange einiger Lieder setzt sich der Trauerzug in Bewegung, den der Geistliche in der Nähe der Kirche oder auf dem Friedhofe erwartet (v.). Liegt den Chorknaben auch das Lauten ob, so eilen einige von ihnen nach dem Gesange zur Kirche, wo sie sofort mit Lauten beginnen (Kö.). In B. lief ein Chorknabe auf eine hochgelegene Stelle und gab durch Schwenken seiner Mütze das Zeichen für den Türmer.

Damit der Tote, bez. seine Seele nicht den Heimweg finde oder wiederkomme und niemand aus der Familie nachsterbe, werden Schemel und Bänke, auf denen der Sarg gestanden hat, umgeworfen (Gey. 737), oft unter großem Gepolter (Eib.), wird die Stelle, wo sie aufgestellt waren, mit weißem Sand bestreut und dreimal bekreuzigt (Nd., Grünh., B.) oder gekehrt (Wo., B.), werden alle Abfälle von Kränzen mit dem Rutenbesen dreimal der Leiche bis zur Haustür nachgekehrt (Ehr., Schl., Pf., Kl.). Der Besen wird auf einem Balken im Stalle aufgehoben (Kö., Ge., W.). Ferner schließt man sofort die Haustür (H., Ob., Mau.), die man auch dreimal zuwirft (Schl.), wie auch sonst alle Türen im Hause geschlossen werden (Cr., Gey. 737). Die Haustür wird nicht eher wieder geöffnet, als bis die Leidtragenden zurückkehren, nur ein Grabgänger darf die Tür öffnen (H.). Geht jemand eher hinein, so stirbt ein Hausbewohner (Ob.) oder der Eintretende selbst (R.). Die Person, die ins Haus tritt oder treten will, wenn die Haustür dreimal zugeworfen und abgeschlossen wird, weist mit Alter und Geschlecht auf die nächste Leiche hin (Ge., W.) oder stirbt selbst (Ri., Nied. 314). Gleich bedeutend ist der zuerst Zurückkehrende von den Leidtragenden (Ehr.). Wer als erster das Haus verläßt, aus dem eine Leiche getragen worden ist, folgt dieser bald nach, ebenso der, der aus dem Fenster einem das Haus verlassenden Leichenzuge nachschaut (A.). Um des Toten Wiederkehr zu verhindern, wird ferner der Sarg mit dem Fußende zuerst aus dem Hofe getragen (allg. 736), unter der Haustür dreimal gesenkt (A. 736*), reißt man ein Stück aus dem Bettuch, auf dem der Mensch starb, und wickelt es um einen Baum im Garten (Kl.), schreibt drei Kreuze auf die Haustürschwelle oder legt einen Groschen darauf, der, wenn er liegen bleibt, die Rückkehr des Toten verkündigt, ihn aber verscheucht, wenn er weggenommen wird (A.). Ein eigentümliches Geräusch im Ofen kündet die Anwesenheit des Verstorbenen an (Gey.).

Um Kindern die Furcht vor dem Toten zu nehmen, läßt man sie mit dem rechten Fuße in den Sarg treten (Gey.) oder Regenwasser trinken (Ri.), zupft man die Leiche an der großen Zehe (A. 183), setzt sich auf die Stelle, wo die Seele entfloh (Gd.) oder betet um Mitternacht auf dem Standorte des Sarges ein Vaterunser (W., M.).

Verlischt bei einem Begräbnis eine Kerze, so stirbt ein Leichengänger (H., Ne.). Eine dem Toten nicht gewährte Grabstelle läßt ihn ruhelos umhergehen (H.).

Der Leichenzug. (Vgl. M.) Dem Leichenwagen oder der getragenen Leiche folgen paarweise die Anverwandten, dann die Männer

und zuletzt die Frauen, alle möglichst dicht gedrängt; denn geht der Zug „geöffnet“, so kehrt in kurzer Zeit der Tod in die Familie oder deren Verwandtschaft ein (A., R., Frk., Gey., Ma., M. u. a. O. 738*). Jenes geschieht auch dann, wenn zwischen der Leiche und den Chorknaben ein größerer Abstand bleibt (J., Dö., Schl.), — oder es soll ein Ehepaar auseinander sterben (Ne.), — über den Leichenzug schreiende Dohlen hinwegfliegen (Th.). Die Krankheit, der der Verstorbene erlag, befällt ein Glied der Hinterbliebenen, wenn der Zug einen Kreuzweg überschreitet (Kl., Ri.). Kehren Leidtragende auf dem Wege zum Trauerhause oder heimzu ein, so bringen sie dem betreffenden Hause Unglück (Nd.). Folgen einer verstorbenen Jungfrau eine ungerade Anzahl junger Mädchen, so stirbt eins von diesen in kurzer Zeit (Gr.). Streiten sich zwei im Zuge, reden sie verächtliche Worte, tadeln den Toten (753*) oder gehen eine Wette ein, so rauben sie dem Verstorbenen die Ruhe (A., H., R., Mtt.). Wer essend einer Leiche folgt, dem fallen die Zähne aus (Cr. 740), dem Lachenden wächst die Hand zum Grabe heraus (A.). Sieht sich ein Leidtragender um, so ruft er den Tod in seine Familie (R. 738*), tut es der überlebende Teil, so ist er um die neue Ehe besorgt (B., Gey., Wo.). Der Letzte im Zuge soll binnen Jahresfrist tot sein (A.). Hält ein vollbeladener Wagen vor dem Zuge, so geht es den Hinterbliebenen gut (R.). Bei der Begegnung mit einem Leichenzuge soll man nicht essen (Gey.), stehen bleiben; denn hastiges Vorbeieilen läßt den Toten ebenso schnell in die Hölle fahren (J.). Wer Leidtragende zählt oder auf einen derselben mit dem Finger zeigt, stirbt oder ruft den Tod in seine Familie (J., B., Schl., Sch., A.). Geht den Leichenzug an einem Hause vorüber, in dem eine kranke Person liegt, so soll der von ihr sprechende Leidtragende bald selbst begraben werder (W.). Einen Leichenzug soll man nicht grüßen (Schl.).

Bei „vornehmen“ Leichen trugen(allg.) und tragen (Kö., Ob., Schl.) die Träger der Leiche ausgesucht schöne Zitronen zur Schau in den Händen. Dieser Brauch bestand in A. bis in die 80er Jahre, wird jedoch vereinzelt auch jetzt noch geübt. Die Zitrone soll auf die Auferstehung hindeuten (Schl.). An Stelle der Zitronen wurden auch „Braatzen“ = Brezeln gegeben, die die Träger im Trauerhause bekamen und in ihren Mänteln mit auf den Leichenweg nahmen. Von älteren Leuten werden die Brezeln, die aus Butterteig gebacken werden, vereinzelt auch jetzt noch gegeben. Alsdann bekommen sie die Träger in dem Lokale, wo sie sich nach dem Begräbnisse zu versammeln pflegen. Bei Begräbnissen aus dem ärmeren Stande aber bekamen sie „Bahrlinge“ aus Semmelteig in Stollenform von ca. 30 cm Länge (B.) oder in Form zweier zusammengesetzter ovaler Brötchen (A.), das Stück zu 25—30, bez. 6—10 Pfennigen. In B. wurden die Bahrlinge in einem Korbe in der Nähe des Sarges aufgestellt und die Träger steckten sie ein beim Abholen der Leiche. Dieser Brauch bestand in B. bis in die 70er, in A. bis in die 90er Jahre. Bis zu dieser Zeit aßen auch die Mitglieder der 1794 entstandenen Annaberger Witwenbegräbniskasse, die nur aus Frauen besteht, zu dem auf die jährlichen Abrechnungen folgenden Kaffee Bahrlinge.

Bei Unverheirateten werden die Leichen- oder Trauerbilder im Zuge vorangetragen und zwar noch vor den Kränzen. Bei einer verstorbenen Jungfrau werden sie von Frauen und Mädchen, bei einem jungen Manne von Männern getragen (Zwö., Ne., Th., Gey., Küh. u. a. O.). Besaß der Verstorbene ein Ehrenzeugnis, so prangt auch dieses mit im Leichenzuge (Ne.). In A. trug man vor mehreren Jahren das Bild des Verstorbenen voran. Vielfach geübter Brauch ist, Bilder von Verstorbenen an ihren Leichensteinen anzubringen. In Schn. werden die Bergleute — zuweilen auch andere — von der bergmännischen Begräbnisgesellschaft (Seite 43) zur ewigen Ruhe getragen.

Das Trauerlauten. Klingt das Trauerlauten auffällig dumpf (Ri. 302), reißt dabei der Glockenstrang (Kl.), so muß die Familie abermals in kurzer Zeit den Verlust eines Gliedes beweinen. Mit schwerbelastetem Gewissen ist der Mensch gestorben, bei dessen Trauerlauten die Glocke zerspringt (Wo.).

Am Grabe. Als letzten stummen Gruß wirft man Kränze, Blumen oder Erde in die Gruft des Toten. Alttestamentliche Sitte ist das nie gewesen, aber christliche war es schon in den ersten Jahrhunderten, wo man in Katakomben begrub. Der einst verbreiteten Sitte, die Särge auf dem Totenacker noch einmal öffnen zu lassen, wurde in den 40er und 50er Jahren von Gerichtswegen entgegengetreten, so durch das Kgl. Ministerium des Innern in einer Verordnung vom 30. Dezember 1848, wie auch durch den Stadtrat zu Ehrenfriedersdorf durch eine Bekanntmachung vom 9. März 1859, worin jeder Zuwiderhandlungsfall mit einer Geldbuße von fünf Talern oder entsprechender Gefängnisstrafe bedroht wird. Schlägt die Uhr ins Vaterunser der Leichenpredigt (Ri.) oder beim Hinablassen des Sarges (Wo.), fällt eine Person oder ein ihr gehörender Gegenstand ins Grab, so steht der Familie in kurzer Zeit wiederum ein Sterbefall bevor (739*). Reißt das Seil, so stirbt das ganze Geschlecht aus (Ri.).

Die Ruhe des Toten wird gestört durch jeden Tritt auf sein Grab (v. 743); denn solange der Körper noch nicht verwest ist, steht die Seele noch mit ihm in Verbindung und jener hat also noch Empfindung; ferner durch Riechen an den Grabblumen (A. 743*), sowie durch Unterlassung der Schmückung der Ruhestätte an hohen Festtagen (Nd.). Zur Förderung der Ruhe soll man oft sagen: „Gott hab ihn selig (Wo.) Gern und oft gedenkt man des Toten. An Geburtstagen desselben umkränzt man sein Bildnis (v.), stellt am Silvesterabend das, was ihm am besten gefiel, auf den Tisch (Ö.) und läßt beim Silvesteressen zuweilen noch einen Platz für ihn frei (Sche.). Regen am Begräbnistage ist ein Zeichen, daß der Tote viel gelitten hat und nicht gern gestorben ist (A. 266*). Ein am Neujahrstage vollzogenes Begräbnis läßt im kommenden Jahre zwölf Ehepaare auseinandersterben (N.), ein am Himmelfahrtstage, am Karfreitage oder in der Marterwoche stattgefundenes hält schwere Gewitter vom Orte fern (Mau. 300*), behütet das Haus des Verstorbenen vor Blitzschlag (Wo.). „Eine Leiche auf der Bahre zur Himmelfahrt — Bedeutet: Die Gewitter haben keine Art"

(Gro.). Gewitter verkündet wiederum baldigen Tod eines Familiengliedes (H.). Nach einem Begräbnisse soll man sich stets die Hände waschen (B.). Die dem Toten geschenkten Blumenstöcke setzt man teils auf den Grabhügel, teils pflegt man sie daheim. Damit sie nicht eingehen, werden sie vier Wochen lang mit schwarzen Bändchen umbunden (Br., Pf.). Man beschenkt sie mit Geld oder einer Haarnadel, damit der Tote nicht wiederkomme (A.). An dem auf das Begräbnis folgenden Sonntage gehen die Hinterlassenen in die Kirche, wo sie während des ganzen Gottesdienstes sitzen bleiben (Schl., Sch., Mau., J.).

Der Leichenschmaus. (Hierzu vgl. W. 740 ff. M. 274. Sartori, die Speisung der Toten, S. 18. Höfler, im „Globus" 1901, S. 91. Mo.[1], 282. Mo.[2], S. 297). Unmittelbar an das Begräbnis schließt sich im Trauerhause das Leichenessen an, eine Sitte, die im Seelenglauben ihren Ursprung hat. Die Totenmahlzeiten, wobei einst die Seelen der Verstorbenen als gegenwärtig gedacht wurden, sind als ursprüngliche Opfer aufzufassen; denn diese sind ursprünglich nichts anderes als Mahlzeiten, bei denen der Gedanke zu Grunde liegt, das übermenschliche Wesen nehme an der Mahlzeit seiner Verehrer selbst mit teil. Deshalb läßt man beim Leichenessen, wenn auch nur noch selten, einen Platz für den Toten frei (Gr.). Einst deckte man auch für ihn.

An dem Leichenessen nehmen die nächsten Verwandten und Geladene teil. Je nach den Verhältnissen ist das Mahl mehr oder weniger reichlich. Als Hauptgericht gab es früher entweder Rindfleisch und Rosinenreis oder Rindfleisch mit Meerrettich nach eingenommenem Kuchen und Kaffee, jetzt ißt man gewöhnlich Sauerkraut und Rinderbraten auf den Dörfern. Auswärtige bekommen Kuchen mit nach Hause. Dieser darf nicht in Papier gepackt werden, sondern ins „Schnupptichel"; denn „ins Tränentuch gehört auch der Tränenkuchen" (B.). In Mau. bekommen die ärmsten Leute bei „vornehmen" Leichen Kaffee und Kuchen ins Haus geschickt.

Das Mahl begann und endete früher immer mit einem Gebet. In Niederhaßlau sprach der Geistliche bei jedem Leichenschmause:

„Tritt im Geist zum Grabe hin,
Sieh dein Gebein versenken,
Sprich, Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich's denken jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag."

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Oft und mancherorten wurde nach dem Essen Karte gespielt, und es machten Scherze die Runde, mit deren Inhalte es nach sittlicher Seite hin nicht allzu genau genommen wurde. Zuweilen schloß sich auch ein Tanz an. Solche Ausartungen kommen jetzt nicht mehr vor, wenngleich die Stimmung der Versammelten oft keine allzu traurige ist; schloß sich doch 1896 in Schl. an einen Leichenschmaus eine Verlobungsfeier an. In der Regel wird während des Mahles und darnach der Lebenslauf des Verstorbenen

besprochen, seiner guten Eigenschaften gedacht, und man erzählt Ereignisse und Anekdoten aus seinem Leben. Nach dem Leichenessen besuchen die Hinterbliebenen nach weithin geübtem Brauche das Grab des Verstorbenen.

Die in Gebrauch gewesenen Stuben werden mit nach der Tür gewandtem Rücken gekehrt, damit niemand nachsterben soll (Frk.).

5. Die Seele nach dem Tode.

(Vgl. hierzu W. 209 ff. Mo.[1], S. 326 ff.)

Nach heidnischem Glauben kehrten die Seelen all derer zurück auf die Erde, denen bei ihrem Tode die Überlebenden nicht die nötigen Ehren erwiesen hatten. Diesen Glauben spiegeln viele der schon erwähnten Totenbräuche wider. Dann aber waren es auch die Seelen derer, die keine Ruhe fanden und so lange umgehen mußten, als ihre Frevel unter den Mitmenschen nicht gesühnt waren, die im Leben ungerecht gehandelt und das Irdische ungestraft verlassen hatten. Das Christentum veränderte und vertiefte diesen Glauben: auch die, die gegen die christliche Sittenlehre gefehlt hatten, mußten durch Umherirren ihre Sünden abbüßen, nicht nur in Menschen-, sondern auch in Tiergestalt. Die vielen Tierprozesse lehren, wie weit man in diesem Rechtssinn gegangen ist: „die immer noch Böses übende Seele sollte auch nach dem leiblichen Tode noch mit weltlichen Strafen belegt werden." „Dieser Rechtssinn lebt noch heute in unserem Volke in alter Frische fort und erzeugt in Anlehnung an die alten immer neue Mythen und Sagen." Nach verbreitetem Volksglauben finden der Selbstmörder, der Meineidige, der Wucherer, der Geizige und der, bei dem man nach dem Tode ein Muttermal entdeckt (A.), im Grabe keine Ruhe. Der Selbstmörder muß fort und fort nach dem Orte seiner Entleibung hinwandeln, weshalb ja auch solche Orte als unheimlich gelten, oder wie der Volksmund sagt, es daselbst „umgeht." Das Umgehen ist aber nicht immer Strafe. Auch die Seelen unfreiwillig aus dem Leben Geschiedener treiben an den Stätten des Unglücks ihr Wesen. So befand sich auf Neuölsnitzer Flur ein Schacht, der durch einen Wolkenbruch überschwemmt wurde und sich senkte. Noch jetzt befindet sich an der Stollberger Straße das Wasserloch, das zur Ablagerung von Schutt u. a. dient. Wenn sich nun ein Grubenunglück ereignet hatte, so kamen nach dem Volksglauben die Geister, die Seelen der umgekommenen Bergleute heraus und führten über dem Wasser einen Tanz auf. Wenn Bergleute vorübergingen, so drohten sie, diese ins Wasser ziehen zu wollen. Noch heute aber droht manche Mutter in den umliegenden Ortschaften ihrem widerspenstigen Kinde mit diesen Berggeistern.

Der in den oberzgebirgischen Ortschaften weithin bekannte Handelsmann Körner verschwand an einem Christabend auf dem Nachhauseweg mit seinem Hundegeschirr spurlos im Stollberger Walkteich. Er soll bei Todesfällen umgehen und die Verstorbenen in jenen Teich fahren. Ähnliches weiß sich der Volksmund von einem Salzfuhrwerk zu erzählen, das auf der zwischen Geyersdorf und Königswalde liegenden sogen.

Reicheltwiese mit Führer und Gespann versunken sein soll, ohne daß je wieder etwas davon zum Vorschein gekommen ist.

Weshalb nun aber all die folgenden Spukgestalten[1]) erscheinen müssen, ob sie ungesühnt Freveltaten begangen haben oder ein Unglück sie betroffen hat, darüber konnte ich nichts Bestimmtes erfahren und zähle sie deshalb nur kurz auf. Auf der Straße zwischen Th. und Ehr. erscheint dem einsamen Wanderer ein übergroßer Mann und bringt ihn vom Wege ab. Auf der Brücke über den Greifenbach zwischen Gey. und Ehr. kann der Mensch nachts 12 Uhr nicht vorwärts, bei Gornau in der Nähe von vier alten Linden erscheinen Irrlichter und ein Leichenzug, bei Di. läßt sich nachts 12 Uhr ein Ziegenbock sehen, der aber verschwindet, wenn der Wanderer ein Vaterunser betet, bei Kö. erscheint ein Fuhrmann, der mit der Peitsche knallt, im Wäldchen beim Haselbrunnen tanzen, wenn der Wind geht, schwarze Herren mit weißen Damen (Nie. Mitt. II, 319), auf den Elendwiesen bei Th. erscheint ein Leichenzug, auf dem „Richterbluter" in Drehbach ein Gerippe, im Harthauer Steinbruch eine Frau mit blauem Kopftuch, im Saubach und im Hofbusch bei Schl., sowie an den Brünlasteichen und vielen anderen Orten kommen Reiter ohne Kopf des Weges daher, nach der Volksmeinung unbeerdigt gebliebene Soldaten aus dem großen Kriege und Ritter, die hartherzig gegen ihre Mitmenschen waren; in der Bergschenke bei Klaffenbach kommt ein Pferd ohne Reiter, auf dem alten Raubschloß Katzenstein sieht man bei hellem Mondenschein eine alte Frau klagend die Mauerreste abkehren, bei der Ruine Niederlauterstein bei Zö. mittags 12 Uhr eine weiße Frau, die Wäsche aufhängt. Auf dem Hüttenfelde, einer Waldlichtung bei Zö. springt dem einsamen Wanderer nachts 12 Uhr ein schwarzer zottiger Hund mit feurigen Augen und heraushängender Zunge, im Volksmunde der „Hüttenmatz" genannt, auf den Rücken und läßt sich eine Strecke Wegs tragen. Schwere Krankheit ist die Folge davon. Ebenso erkrankt der, dem im Thesenbusche bei Zö. der weiße Hase erscheint. Auf dem Kreuzwege beim Huthaus im Hüttengrunde bei Ma. liegt der „Bergminch", ein schwarzer Hund mit feurigen Augen. Zwischen Sehma und Cunersdorf steht eine vom Blitz getroffene Fichte, in der ein weißer Pudel wohnt. Dieser zeigt das gleiche Gebaren wie der Hüttenmatz, doch läßt er sich bis zum nächsten Kreuzweg tragen. Lange bleiben die Spuren seiner Krallen sichtbar.

Als Aufenthaltsorte der ruhenden Seelen dachten sich unsere Vorfahren im allgemeinen die Berge und Wälder, Flüsse und Quellen; denn nicht immer fuhren die Seelen der Gestorbenen im Winde einher, auch sie waren gleich den Menschen der Ruhe bedürftig. Und auch heute noch ist für den Deutschen die ganze Natur, seine nächste Umgebung mit Lebewesen erfüllt, denen er eine im allgemeinen von ihm nicht viel

---

[1]) Vgl. hierzu: Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Von Dr. A. Meiche. Leipzig 1903. Das Werk ist eine völlig umgearbeitete dritte Auflage von Gräßes „Sagenschatz des Königreichs Sachsen". Reuschel, „Über die Volkssagen des Königreichs Sachsen" (Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1903, 12. 13.). Sagenbuch des Erzgebirges. Von Dr. Köhler.

verschiedene, aber bald größere, bald kleinere Gestalt gibt. Überaus zahlreich sind im Erzgebirge die Sagen von Berggeistern, von denen man sich die wunderlichsten Dinge erzählt. der uralte Erzbergbau mit seinen unheimlichen Schächten und den Gefahren der Tiefe ward zu einer reichen Sagenquelle. Ich gebe nur zwei. In einem Haspelschachte haspelten einige Haspelknechte (= Arbeiter) recht flott, und der nicht so intelligente Anschläger konnte bis zum Aufholen des Kübels immer nicht zeitig genug fertig werden. Seinen Arbeitsgenossen dauerte es viel zu lange, bis er den Kübel vollgefüllt hatte und das Zeichen zum Aufholen gab. Die Haspelknechte quälten den Anschläger schneller zu arbeiten, was jedoch der arme Mensch nicht bewerkstelligen konnte, trotzdem er sich alle mögliche Mühe gab. Infolge der fortgesetzten Peinigung weinte der Anschläger oft und nie war sein Gesicht heiter. Eines Tages, als er ebenfalls weinte, weil er seine Peiniger nicht zufriedenstellen konnte, hörte er ein Getrapple und meinte, es komme sein Vorgesetzter. Als er aber ein Glückauf! hörte und den Mann, der mit grauem Kittel und spitzer Mütze bekleidet war und eine gelbe helle Blende anhängen hatte, näher betrachtete, fiel ihm sein kleines Wesen auf und meinte, einen Berggeist vor sich zu haben, der ihn fragte, warum er weine. Der Knappe erzählte nun, daß er seinen Kameraden nichts recht und schnell genug machen könne und es ihm infolgedessen sehr schlecht ergehe. Da sagte der Berggeist zu ihm: „Ich will dir helfen, du mußt mir aber jeden Tag ein Pfenniglicht geben und strengste Verschwiegenheit beobachten." Das tat der Knappe. Die Arbeit ging darauf so rüstig fort, daß sich seine Genossen darob sehr verwunderten; denn sie konnten jetzt nicht mehr schnell genug haspeln. Fragten sie, wie es komme, daß er auf einmal so laut anschlage, so machte er ein heiteres Gesicht, aber von seinem Helfer verriet er nichts. Ein Lohntag jedoch sollte für ihn verhängnisvoll werden. Seine Kameraden machten ihn betrunken und drangen in ihn, woher es komme, daß er auf einmal seine Arbeit so befördere. Er hatte die Mahnung des Berggeistes vergessen und verriet diesen seinen Arbeitsgenossen. Am anderen Morgen fuhr er deshalb mit Zittern und Zagen an, und als er den ersten Kübel füllen wollte, erschien der Berggeist zwar wieder, aber er half nicht mehr wie bisher, sondern drückte ihn in den Kübel, steckte alle Lichter darum und gab das Zeichen zum Aufholen. Als die Kameraden ihn aufgeholt, hatten sie einen grauenvollen Anblick — ihr Kollege war tot (Ö.).

An der Ölsnitz-Hohendorfer Grenze hatten einige Unternehmer einen Schacht teufen wollen, um Kohlen zu suchen. In der Meinung, bei einigen Metern Tiefe Kohlen zu finden, zimmerten sie diesen mit Reisig aus. Da sie sich jedoch bald in ihren Erwartungen getäuscht sahen, nahmen sie Abstand von ihrem Unternehmen. Der Schacht erhielt deshalb den Namen „Narrenschacht." Die Unternehmer waren Narren, weil sie glaubten, Kohlen gleich unter der Rasensohle zu finden; denn nach Anlage eines regelrechten Bergbaues hat sich herausgestellt, daß die Kohlenflöze in der Ölsnitzer Gegend ca. 700—900 m tief unter der Tagesoberfläche liegen. Wenn nun ein anderer Schacht

gegraben wurde, so mußten erst die Geister dieses Narrenschachtes kommen und den Schacht besehen, ob er tief genug sei. Deshalb ließ man den Schacht am dritten Tage offen, damit die Geister hineinsehen konnten. Fanden sie ihn tief genug, so legten sie ein Holzscheit quer über das Loch, und wenn es noch tiefer sein mußte, so steckten sie es in die Erde. (Über den Glauben an Geister vgl. auch Lehmann, Abergl. und Zauberei, S. 492 ff.)

Mit dem Seelenglauben steht der Hexenglaube in Verbindung, der durchaus noch nicht geschwunden ist, wie das zur Genüge auch die zahlreichen modernen Hexenprozesse beweisen, mit denen sich die Gerichte jahraus, jahrein zu beschäftigen haben. „Zu jeder Zeit hat das Volk von den Hexen eine doppelte Auffassung gehabt. Einerseits sah man in diesen Wesen lebende Frauen, die während des Schlafes ihre Seele umherschweifen ließen und den Mitmenschen schadeten, andererseits Geister Verstorbener, die namentlich zu bestimmten Zeiten in der Luft ihr Wesen trieben“ (Mo.², 302). Wenn es auch nun besonders die letzteren sind, die im Aberglauben fortleben, wie die vielen Schutzmittel gegen sie in Haus, Hof und Stall und all die Abwehrmittel bei besonderen Anlässen beweisen, so hat man doch auch lebende Frauen noch in vielen Orten in dem Verdachte, daß sie Hexen seien, denen man deshalb auch sorgsam aus dem Wege geht, da jede Berührung durch ihre Hand Krankheit, sogar Tod bringt. Gleich allen anderen seelischen Wesen besitzen auch die Hexen Proteusnatur, da sie die Gestalt eines Hasen, einer Kröte und anderer Tiere annehmen können. Am Michaelistage kommen sie auf Kreuzwegen zusammen. Hier stehende Brennesseln geben Kunde von ihren Zusammenkünften (Nd.). Deshalb spuckt man beim Überschreiten eines solchen dreimal aus, um glücklich zu gehen (Ne.), soll man auf Kreuzwegen liegende Gegenstände nicht aufheben, „es hat etwas damit.“ So erzählt man: Ein Mann hatte auf einem Kreuzwege eine Brieftasche gefunden und behalten. Als er einige Tage später wieder an dieselbe Stelle kam, ereilte ihn der Tod (Cr.). Von jenen Frauen aber, die als Hexen gelten, weiß man sich die wunderlichsten Geschichten zu erzählen. Bis vor kurzer Zeit kam zu einem Bauer in T. allwöchentlich eine alte Frau, die allgemein als Hexe galt. Solange sie im Bauernhofe ein- und ausging, gab eine Kuh nur Blut, und nicht selten starb ein Tier. Als alle dagegen angewandten Mittel vergeblich gewesen waren, befrug der Bauer einen „klugen Mann“, der den Rat gab, den Düngerhaufen umzugraben; denn darunter befinde sich eine schwarze Henne, die sofort getötet werden müsse. Gesagt, getan. Nach dem Tode des Tieres kam dem Bauer die Kunde, daß die bei ihm ein- und ausgehende Frau ein Bein gebrochen habe.

In eine Wirtschaft in Ge. kam eine alte Frau, die als Hexe galt, und streichelte das Haar der Kinder, was einen blutigen Ausschlag zur Folge hatte. Der kluge Mann, der nach vieler Meinung gegen alles Mittel hat, gab die Auskunft, daß die Frau, die am Freitag früh 6 Uhr Milch holen komme, die Kinder behext habe. Es kam dieselbe Frau. Sie fand das Haus verschlossen.

In einen Bauernhof in der Nähe von Ge. kam eine Frau, die ebenfalls in dem schlimmen Verdachte stand, eine Hexe zu sein. Als kurz darauf eine Kröte im Stalle erschien, wurde das Tier auf den Rat des klugen Mannes hin erbärmlich mißhandelt. Die Frau wurde krank und verlangte nach Dünger, den sie unters Kopfkissen gelegt haben wollte. Mit dem Tode der Kröte starb auch die Frau.

Eine alte Frau aus J. erzählte mir: Eines Tages kam eine Hexe zu mir und wollte etwas haben. Ich gab es ihr. Dafür verhexte sie aber unser Vieh, so daß es nur Blut gab und beim Ausrühren keine Butter wurde. Eine Zigeunerin löste den Bann, indem sie in einen Zwirnfaden mehrere Knoten band und einen Staubkamm unters Butterfaß legte.

Einem Bauer in Sch. starb manch wertvolles Tier. „Nun was willst denn Du?“, so redete ihn der kluge Mann an, als er diesen um Rat anging. Auf meine Frage, woher die vertrauliche Anrede komme, entgegnete mir der Mann: „Dos is doch weiter nischt, mir nenne doch dann liem Gott â alle du.“ Nach Vorbringung des Anliegens hat sich der um Rat Gefragte vor ein am Fenster stehendes Tischchen gestellt und beim Hinausschauen unverständliche Worte gemurmelt, auf einmal aber ausgerufen: „Siste, Du hast recht, die alte Frau in deiner Nachbarschaft hat dein Vieh verhext!“ „Un seit gener Zeit, seit dar der Zettel, dan 'r mir mietgob, in menn Stalle liegt, do is mir nischt widder passiert.“ So geschehen 1902! Neben veralteten kirchlichen Dogmen sind es eben die „weisen Frauen“ und „klugen Männer“, die den Hexenglauben immer von neuem anfachen, indem sie, wie die angeführten Beispiele, die sich leicht verzehnfachen ließen, zeigen, Viehkrankheiten und allerlei sonstiges Unheil auf Hexenkünste zurückführen und ihre Künste mit einem möglichst mystischen Schleier zu umgeben wissen und sich dafür recht gut bezahlen lassen. Um jemanden zu „verhexen“, ihm also Unglück zuzufügen, soll man dem Betreffenden drei Knöpfe von einem Kleidungsstücke abschneiden (Th.)

Das männliche Gegenstück zu den Hexen ist der Bilmetschneider oder Binsenschnitter. S. unter VIII, Feinde der Saat und der Ernte.

Verschwindet der Glaube an die mythische Gestalt des Binsenschnitters immer mehr und mehr, so hat sich der Drachenglaube in vollster Reinheit erhalten, der sich in seiner jetzigen Form nach Dr. Mogk im späten Mittelalter aus zwei ganz verschiedenen Mythenmotiven entwickelt zu haben scheint, nämlich aus dem altgermanischen Glauben an den schatzhütenden Lindwurm, an dessen Stelle schon im frühesten Mittelalter der Drache getreten ist, und aus spät mittelalterlichem Teufelsglauben. Nach jenem wähnte man den Drachen im Besitze großer Schätze, von denen man sich durch übernatürliche Mittel einen Anteil verschaffen könne, nach dem Teufelswahn aber war man der Überzeugung, mit dem Teufel einen Bund schließen zu können, so daß er dem Menschen ganz zu eigen war (Mo.[2], S. 304). Gehört demnach der Drachenglaube auch nicht unter dieses Kapitel, so sei er ihm doch angereiht. — Daß der Teufelsglaube hereinspielt, beweist die im Erzgebirge weitverbreitete

Meinung, daß gewisse Menschen gegen die Verschreibung ihrer Seele mit dem Teufel ein Bündnis schließen können, der ihnen dann den glückbringenden Drachen schickt. „Der hat den Drachen", hört man oft sagen, und man meint dann immer einen, dem es wohlgeht und der schnell zu Reichtum gekommen ist. Alles Geld, was er dem einen zubringt, nimmt er einem andern weg. Einst wurde der einfahrende Drache von einer Gesellschaft gesehen, bei der ein Mann war, der etwas „konnte". Dieser beschwor den Drachen und rief: „Der hat aber schwer geladen, weil er so langsam fährt und pustet!" Der Unhold lud ab; die Sachen waren vom Nachbar (Ri.). In Ge. erzählt man sich: Ein reicher Mann stand in dem Verdachte, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Ein armer Knabe wollte sich davon überzeugen, ging an einem Sonntage, als der Unhold in der Kirche war, in dessen Wohnung und las in der auf dem Tische aufgeschlagenen Bibel. Kaum hatte er angefangen zu lesen, so erschien ein Rabe in der Stube. Als der Knabe aber elf Seiten gelesen hatte, kam der Mann, noch ehe der Gottesdienst zu Ende war, selbst und las die elf Seiten rückwärts, worauf sofort der Rabe verschwand. Hätte der Knabe noch eine Seite gelesen, so wäre der Mann von dem Raben, der sich sofort in den Teufel verwandelt hätte, zerrissen worden. Der Knabe aber starb kurze Zeit darauf eines jammervollen Todes. Aus Lau. schreibt man mir: Die reiche Besitzerin eines Gutes in unserem Orte konnte nicht sterben; denn sie stand im Bunde mit dem Teufel, der ihr den gabenspendenden Drachen schickte, so daß ihr der Getreidevorrat nie zu Ende ging und sie selbst keinen Groschen für Lebensmittel auszugeben brauchte. Bettler und Arme fanden bei der Frau ein verschlossenes Herz. Als nun die Stunde ihres Todes kam, legte man ihr Dünger unter den Kopf (vgl. S. 120), um ihren gräßlichen Qualen ein Ende zu machen. Aber das Mittel schlug nicht an. Und auch die Pferde des Nachbars, der mit seinem Gespann am Abende am Hause der mit dem Tode Kämpfenden vorbei mußte, überfiel Todesangst und sie lenkten vom Wege ab. Der bestürzte Bauer springt vom Wagen und eilt seinem Hofe zu. Unterdes aber sollen die Pferde dreimal um das Haus der Unglücklichen gefahren sein. Bald darauf starb die Kranke.

Drachengeld kehrt stets zurück (allg.). Man soll es nie so ausgeben, daß es aufgeht; denn mit dem zurückbekommenen Gelde kehrt auch das ausgegebene zurück (v.). Wirft man es aber mehrmals aus einer Hand in die andere, so muß es bleiben (Th.). Will jemand erfahren, ob er solches bekommen hat, so legt er es in ein Glas und bedeckt dieses mit einem Gesangbuche (A., B.). Fängt das Geld an zu springen, so ist es Drachengeld, das man so schnell wie möglich wieder ausgeben soll, weil es Verluste bringt (A., B.). Oder man legt das Geld in ein Holzgefäß, schlägt drei Kreuze darüber und spricht: „Drachengeld brauche ich nicht und den Teufel verabscheue ich!" (Th.). Und nicht nur der schnell zu Reichtum gekommen ist, hat den Drachen; denn nimmt man ein Geschenk nicht in Gottes Namen entgegen, so fällt derselbe Verdacht auf einen (Ri.). Meist fährt der Drache in Gestalt eines

feurigen Streifens ein; ruft man dabei Feuer, so fängt das Haus an zu brennen (Kö. 49*). Doch auch in Tiergestalt erscheint der Unhold, so als Hühnchen. Setzt man diesem Hirsebrei vor, so bringt es Geld, Unglück aber, wenn der Brei heiß ist, das Haus brennt ab (Mau.). Wird dem Tier ein Leid zugefügt, so trifft den Übeltäter dasselbe Geschick (B.).

„Was aber diesen Glauben hat wachsen und wuchern lassen, das ist der menschliche Egoismus, der Neid über den Mitmenschen, dem Arbeitsfreudigkeit und Wirtschaftlichkeit Wohlstand gebracht haben“ (Mo.², 305).

Einen interessanten Beleg zum Drachenglauben vergangener Tage bildet ein Aktenstück: „Die bei hiesiger Stadt (Annaberg) vermuthete Hexerei und die darauf erfolgte Untersuchung betr., anno 1700.“ Darin gibt z. B. die Posamentierers-Ehefrau Hennig auf dem Rathause zu Protokoll: „Als sie verwichenen Montag Abend vor des Kartonmachers Wolfgang Haus gesessen, habe sie gesehen, wie der Drache mit einem großen feurigen Kopfe und einem langen schwarzbläulichen Schwanze gar sehr herumgedreht und endlich oben bei der Kirche in ein Haus eingefahren sei. In etwas anderer Gestalt ist der Drache dem ehrsamen H. erschienen, der aussagt: „Wie er vor 14 Tagen vom Tor hereingegangen, sei um ihn alles licht geworden und als er darüber erschrocken, habe er des Drachens gewahrt, der als ein großer feuriger Klumpen in die 5—6 Ellen lang und vorn mit einem großen Kopf, einem Ofentopf gleich, mit einem langen Schwanz wie ein Wiesenbaum gestalt gewesen.“ In der Person „der alten Hauserin“ aber erstand der Stadt Annaberg ein weiblicher Ritter Georg, denn sie berühmt sich nämlich bei ihrer Vernehmung durch den Stadtrichter folgendermaßen: „Da sie den Drachen öfters ziehen gesehen, hätte sie sich vorgenommen, ihm, wenn er öfters käme, einen Schnabernack zu tun, daß er nicht fortkönnte. Das habe sie nun endlich getan und den Drachen in der Wolkensteiner Gasse aufgehalten, daß er nicht fortkommen können und Korn verzettelt habe und in die Gasse fallen lassen, worauf sie wieder davon gegangen sei.“ — Ebenso schrecklich als das Hausen des grimmigen Drachens auf offener Straße sind die Spuk- und Gespenstergeschichten, die sich inhalts der nämlichen Akten im Innern verschiedener Bürgerhäuser zutrugen. Natürlich wurden auch diese Vorgänge von der Obrigkeit sehr ernst genommen und der peinlichsten Untersuchung unterzogen, wie z. B. aus einer Ratsregistratur vom 12. Februar anno 1700 hervorgeht, welche lautet: „Heute ist denen anwesenden Viertelsmeistern und Ausschußpersonen nebst der in ziemlicher Anzahl erschienenen Bürgerschaft von demjenigen, was einige Tage hero wegen vermutender Hexerey in unterschiedlichen Häusern und sonderlich bei Joh. Chr. Schwarzbach, hiesigen Barbierern, neulichst mit ungewöhnlichem Tumultuieren und vorgenommenen seltzamen Händeln sich begeben, umständlich Eröffnung gethan, ihnen die daraus besorgende Gefahr des Mehreren vorgestellt und darneben daß ein jeder dießfalls auf guter Hand stehen und, dafern einiger Verdacht vorhanden, solchen Verdacht

insgeheim und mit gehöriger Behutsamkeit schleunigst anzeigen sollten, angedeutet, endlich aber nach der anwesenden Bürgerschaft hierauf gethanen Erklärung, nach welcher sich dieselbe wechselsweise zu wachen erboten, förderlichst eine gewisse Wache durch die gesamten Bürger und Hausgenossen anzuordnen, auch sonsten alle obrigkeitliche Fürsorge hierunter zu üben beschlossen.“ Was waren nun aber für schreckliche Dinge vorgefallen, die diese außerordentlichen Maßregeln nötig machten? Zur Beantwortung dieser Frage sei der Kürze wegen nur das angeführt, was sich bei dem genannten Barbier Schwarzbach, bei dem es zweifellos am meisten gespukt hat, zugetragen hat. Schw. hat dieses alles selbst in einer Eingabe an den Stadtrat vom 9. Februar 1700 niedergelegt. Darin berichtet er: „Auf eines Edlen, Hoch- und Wohlweisen Rats Begehren, was sich in meinem Hause zugetragen hat. Erstens: hat's unterschiedliche male die Betten aus der Kammer auf den Boden getragen und aufgebettet, hernachmalen ein Bett verstecket, daß man's hat nicht finden können und erst in langer Weile unter dem Bette wiedergefunden. Ferner: in die Betten Steine gelegt, einsmals auch ein großes Stück Holz. Am Neuenjahre Heiligenabend hat's die Haustür aufgerissen mit ganzer Gewalt und da der Lehrjunge fragt, ob jemand was wollte, er aber kein Licht hatte, hat's ihm eine Maulschelle gegeben. Einsmals hat es den Jungen auch die Treppe hinuntergestoßen, er es auch gefühlet hat, als wenn man ihn mit einer Menschenhand in den Rücken stöße, hat also auch die Treppe hinunter gemußt; etliche Tage darauf hat's ihm abends wieder eine Maulschelle gegeben. Ferner: hat's die große Waage auf'm Boden aufgehangen und in eine Waagschale einen gepolsterten Stuhl, in die andere einen großen Stein, und auf jeder Seiten einen Leinwandstrumpf gehangen. Ferner: hat's in der Oberstube einen Polsterstuhl auf den Tisch gesetzt und eine zinnerne Schüssel mit einer schwarzen Hauben, welche von der Wand heruntergenommen und hineingelegt und auf den Stuhl gesetzt. Hat auch zwei Paar Strümpfe in den Ofentopf gesteckt und eine Schlafmütze auch. Den 6. Februar hat es die Stühle in der Oberstube um den Tisch gesetzt und zwei Bund Garn und eine zinnerne Schüssel, in welcher ein Hut gelegen, auf den Tisch gesetzet, wie auch den Borstwisch neben die Schüssel gesetzet. Nach diesem ein altes Camisol aus der Kammer genommen und auf den Oberboden getragen, hat ein Holz durch den Ärmel gestecket und ein starkes Stämmlein Holz an eine Säule gelehnt, das alte Camisol so ausgesperret, als wenn es gehenket wäre. Den 7. Oktober früh morgens als die Leute in die Kirche gehen, hat's ein langes Bret zum Fenster hinausgestecket, daß die Leute stehen blieben. Und Abends da der Junge will den Krug ausspülen in dem Röhrbottige und hat kein Licht, so kommt es als ein Mensch gegangen und greift ihn unter das Gesicht, daß man alle Finger gesehen hat und nimmt ihm die Sprache, daß er nicht reden kann, hernachmals auch krank darauf wurde von Erschröckniß.“ Indes nicht bloß aus „Erschröckniß“ über das Treiben der bösen Geister wurden Krankheiten verursacht, vielmehr gingen die Hexen und Zauberer mitunter direkt darauf aus,

harmlose Leute, insbesondere aber Kinder, krank zu hexen. Das lehrt uns der letzte Annaberger Hexenprozeß, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts spielte. Dieser setzte 10 Jahre lang nicht nur die Stadt, sondern auch das Land in Aufregung und endigte damit, daß die Hauptheldin desselben, die ledige Elisabeth Hennig, nachdem sie über das betrügerische Gebaren ihrer „Annaberger Krankheit" vor der kurfürstlichen Kommission in Dresden ein umfassendes Geständnis abgelegt hatte, 1721 im Landesarmenhause zu Waldheim untergebracht wurde, um weiteren Unfug zu verhüten. Sie hatte es verstanden, „durch allerhand Manipulationen sowohl die Menge als auch Ärzte, Juristen und Theologen zu täuschen, so daß man sie für eine dem Teufel ergebene erklärte", bildete doch die Grundlage der Hexenverfolgungen der Teufelsglaube, der im 13. Jahrhundert zu hoher Blüte gelangte.

VII. Das Jahr und seine Feste.

1. Die Weihnachtszeit. (Vgl. hierzu Mo.[1] 292 ff. M. 246 ff.)

Das Weihnachtsfest, das sich erst in der Neuzeit zu einem spezifischen Familienfeste ausgebildet hat, war im germanischen Altertume eine heidnische Neujahrsfeier[1]) verbunden mit Totenkultus und Seelenspeisung, die sich im Mittelalter zu einer rein kirchlichen Feier mit Spuren seines heidnischen Ursprungs gestaltete. Nach der Vorstellung des germanischen Altertums verließen zur Wintersonnenwendezeit, wo der Wintersturm brausend durch den Wald fuhr, wo gespenstisch die Wolken am nachtdunklen Himmel dahinjagten, die Götter ihre Burgen, um auf die Erde hinabzusteigen. Die Geister, die Seelen der Abgeschiedenen, fuhren im Sturm durch die Lüfte, bald allein, bald angeführt von Wuotan, dem Wind- und Totengotte, auf weißem Rosse, das Haupt bedeckt mit einem breitkrempigen Hute und den Leib gehüllt in einen weiten, dunkelfarbigen Mantel, wodurch Sonne, Wolken und Himmelsgewölbe symbolisiert wurden, bald von Perchta oder Holla, der bleichen Totengöttin. Zu Ehren dieser fahrenden Geister legte man an gewissen Stellen während einer gewissen Zeit Opfergarben, Früchte des Ackers und saftige Stücke der Herdentiere aus. An diese den Seelen der Abgeschiedenen dargebrachten Entsagungsopfer schlossen sich große,

---

[1]) Burg, Zeitschrift für Wortforschung, Bd. V. S. 290: „Die zahlreichen und lange festgehaltenen eigenartigen Gebräuche der Weihnachtszeit, die nicht aus dem religiösen Inhalte des Christfestes fließen, sind nicht Überreste eines einstigen germanischen Julfestes, sondern fast alles Neujahrsgebräuche und zwar überwiegend antiken Ursprungs, anderes ist darnach im Mittelalter neu geschaffen worden; denn die im ganzen römischen Reiche begangene Feier der Kalendae Januariae ist niemals untergegangen, sondern unaufhaltsam ins Christentum eingedrungen und zwar mit Übertragung auf die Weihnachtszeit, nachdem die christliche Festzeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar ausgedehnt war, — ist mit dem Christentum weiter verbreitet und um so mehr festgehalten worden, weil der Weihnachtstag jahrhundertelang im Mittelalter zugleich Anfang des bürgerlichen Jahres war."

wochenlange Schmausereien an, und in den heiligen Hainen wurden Opferschmäuse begangen, an denen die Geister und ihre Führer selbst mit teilnahmen. Weil nun auch die Seelen der Abgeschiedenen in die Zukunft schauen und dem Menschen das dunkle Kommende enthüllen konnten, so waren diese Tage die Zeit der Weissagung und des Zaubers, wo Geisterbanner und Wahrsager besonders ihr Wesen trieben.

Zu diesem altgermanischen Glauben und Kult finden sich noch heute in den Sitten und Gebräuchen, im Aberglauben zur Weihnachtszeit mannigfache Beziehungen. Denn als das Christentum sich der heidnischen Religion bemächtigte, ließ es nicht nur dem Volke die meisten Bräuche und Kulthandlungen, soweit sie der christlichen Religion nicht feindlich gegenübertraten, sondern es nahm sie sogar in sich auf, nur schob es ihnen einen andern Sinn unter und veränderte das, wovon sich der germanische Geist nur schwer trennen konnte, in der Weise, daß der Bekehrte mit den gewohnten Sitten und Symbolen allmählich einen andern Sinn verband, „so daß durch diese Perversion der heidnischen Formen die neue Lehre zu geräuschlosem Siege einzog." Und eine reizvolle Aufgabe ist es für den Forscher, Vergleiche anzustellen zwischen den alten heidnischen Vorstellungen und den späteren christlichen Auslegungen, verwandten Zügen nachzuspüren, die beide miteinander verbinden. Freilich darf man dabei nicht außer acht lassen, daß auch viele der Bräuche und Sitten erst die Einführung des Christentums mit sich gebracht hat, erst in späthistorischer Zeit oder in Anlehnung an andere Festgebräuche geschaffen worden sind.

Die Adventszeit.

Mit dem Beginn der Adventszeit zieht schon der volle Zauber der Weihnachtszeit ins Herz des Erzgebirgers ein; denn der größte Reiz des Festes liegt für ihn in der Zubereitung aller der Dinge, die nach altem Brauche am h. Abende nicht fehlen dürfen. Schon Wochen zuvor „bästelt" deshalb der Vater mit den Seinen an all den Dingen, die lediglich zur Ausschmückung des Festes und des Festraumes dienen, der gewissermaßen allen gemeinsam ist und an dem sich alle erfreuen sollen. Und dazu sind ja die stillen lichtlosen Wochen vor dem Feste wie geschaffen.

Über der weltlichen Vorbereitung aber übersieht man die Bereitung des Herzens nicht. Außerordentlich gern werden die Adventsgottesdienste besucht. In Ehr. blasen Musikanten während der Adventszeit und zwar wöchentlich dreimal vom Kirchturm aus „das Feldgeschrei" in die stille Winternacht hinaus. In den 60er Jahren wurde der Turm illuminiert und daselbst die „Mette", ein Transparent, aufgestellt mit der Inschrift: Gott segne unsre Stadt. Wenn auch nur noch ganz vereinzelt, stellt man am 1. Advent ein brennendes Licht, am 2. zwei, am 3. drei, am 4. vier in der Hausflur oder im Vorsaal auf und legt zu der Meistzahl der Lichter Speisen hinzu zum Zeichen, daß alle bereit sind auf den Einzug des Herrn (Gey.).

Andreas (30. November).

Mit dem Andreasabend beginnt die Zeit der allgemeinen Prophetie in der Weihnachtszeit. Deshalb gehört die Andreasnacht (ebenso wie die Thomas-, Christ- und Silvesternacht) zu den sogen. Losnächten, in denen man durch mancherlei Beginnen das dunkle Kommende zu enthüllen versucht, ein Zug, der tief im deutschen Volkstume wurzelt und vor allem dem weiblichen Geschlechte eigen ist. Insbesondere werden in der Andreasnacht Fragen gestellt, ob das Mädchen sein Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahr erreichen werde, und was für ein Mann ihm bestimmt sei.

Allgemein verbreitet ist das Bleigießen (vgl. W. 346), das auch am H. Abende geübt wird.

„Heit is dr heilge O'md! Ihr Mâd,
Kummt rei, mr gießen Blei. —“

Aus den wunderlichen Figuren, die durch den Erbschlüssel gegossenes Blei bildet, sucht das Mädchen Stand und Beschäftigung ihres Zukünftigen zu erfahren. Das „Heiling O'mdlied“ läßt das Mädchen sagen:

„Do gieß iech mei Blei — Durch dann Arbschlissel nei, — Will sah, was menn Maa — Fier e Handwark ward sei!“

„Iech gieß sei erscht! Wann krieg iech dä?
Satt hâr! — — en Zwackenschmied!
De Kaarlin lacht: die denkt gewieß,
Iech meen ihr'n Richter-Fried!“

Doch geben die verschiedenen Figuren des Bleis wie auch die, die ein ausgeschlagenes Ei im Wasser bildet, nicht bloß Aufschluß über den zukünftigen Ehegatten; denn ähnelt das Gebilde z. B. einem Sarg, so stirbt der wißbegierige Mensch das kommende Jahr (v.).

Nächst dem Bleigießen übt man fleißig das Schuhwerfen. Mit dem Rücken gegen die Tür gewendet oder in der Mitte der Stube liegend, wirft die Heiratslustige ihren Pantoffel hinter sich mit den Worten:

„Schukel aus, Schukel ei,
Wo werd' ich ibers Gahr sei?“ (v.)

Liegt er mit seiner Spitze nach der Stube zu, so kommt im nächsten Jahr der Erwartete (332*). Zugleich weist die Spitze des Schuhes auf die Gegend, woher er kommt, wo man nächstens sein wird (v.). Vgl. W. 332.

Kranz- und Straußwerfen. Bleibt der auf einen Baum unter dem Sieben- oder Zwölfuhrläuten geworfene Strohkranz, Strohwisch oder Holzspan beim ersten Wurfe hängen, so heiratet die Werferin im selbigen Jahr, sie bleibt aber noch so viele Jahre ledig, so oft das Geworfene herunterfällt (J., A., Schl., M., Ob. 332). Die vom Strohwisch heruntergefallenen Halme geben die Zahl der Kinder an (Mtt.).

Lichtchen setzen. Nähern sich von drei ins Wasser gesetzten Nußschalen mit darein gesetzten Lichtchen diejenigen zwei, die die Harrende und ihr Ideal bedeuten, — das dritte stellt immer den Geistlichen vor —

so kommt ein Bund mit dem Herzallerliebsten zustande; entfernen sie sich aber, so löst sich ein geknüpftes Verhältnis (A., Wo., Cr. 336*). Die Stelle der Nußschalen vertreten auch Korkstückchen. Man schneidet zwei Papierpfennige auseinander und legt sie ins Wasser. Kommen zwei Hälften zusammen, so steht eine Bekanntschaft oder Verlobung in Aussicht (Bä.).

Äpfel abschälen. Ohne abzusetzen schält das Mädchen einen Apfel und wirft die Schale hinter sich. Die sich ergebende Verschlingung wird als Monogramm des Zukünftigen gedeutet (allg. 347). Dieses Orakel befragt man zu jeder Zeit.

Baumschütteln. Nachts zwölf Uhr schüttelt man ein bestimmtes Bäumchen im Garten oder auf einem Kreuzwege und spricht dabei:

„Liebes Bäumlein, ich schüttle dich,
Sende den, der liebet mich.
Und will er sich nicht stellen,
So mag doch nur sein Hündlein bellen" (Kl., A.).

„Liebes Bäumlein, ich schüttle dich,
Feins Liebchen, melde dich.
Willst du aber dich nicht melden,
So laß dein Hündlein „bellten"" (Schl. 365).

Die Gegend, wo Hundegebell ertönt, gibt den Wohnort des zukünftigen Schatzes oder den Ort des einstigen Hausstandes an. Nach jenem fragt auch das Verschen:

„Liebes Bäumlein, ich schüttle dich.
Wo mein Schatz geht aus und ein,
Melde sich ein Hündelein" (A.).

„Bäumchen, ich rüttle dich,
Bäumchen, ich schüttle dich,
Schatz, wo du bist,
So meldst du dich!" (Mau.)

Ist das Hundegebell sehr nahe, so wohnt der Zukünftige im Orte (Ne.). Bellt kein Hund, so bleibt der Freiersmann noch ein Jahr lang aus (Ne.). Man wirft ein Stück gestohlenes Holz über den Baum. So oft darauf ein Hund bellt, so viele Jahre sind es noch bis zur Hochzeit (Ehr.). Wie der Baum, so wird auch der Erbzaun, die Wäschestange, der Kreuzweg eine Orakelstätte.

„Erbzaun, ich rüttle dich,
Feins Liebchen, ich bitte dich,
Du wollst lassen e Windel wehn,
E Hahnel krehn,
E Hihnel beiln,
Wo mein Herzliebster mag weil'n" (A.).

„Rüttle, rüttle, Zäunelein,
Wo wird bellen ein Hündelein,
Da wird gehen mein Schatz aus und ein" (Bä). Vgl. W. 367.

Das Mädchen mißt mit der Breite seiner Schürze den Zaun: so viel Latten übrig bleiben, um so viele Jahre verzögert sich die Hochzeit (Schl.).

Die Wäschestange muß hören:

„Wäschstang', ich schüttle dich,
Wäschstang', ich rüttle dich,
Damit er zeige sich,
Der bald heimführet mich" (Kl.). Vgl. hierzu W. 365.

Wer nachts 12 Uhr über einen Kreuzweg geht, heiratet in die Verwandtschaft der ihm zuerst begegnenden Person (A.).

Tierorakel. Unter einem Obstbaume knieend oder hinter dem Astloche einer Bretterwand horcht das Mädchen, bis Hundegebell ertönt. Von dort, wo der Hund bellt, ist der Liebste zu erwarten (A., Ehr. 367*). Im Stall ruft es den Namen des Auserkorenen einer Kuh zu. Blökt das Tier, so ist die Liebschaft besiegelt (Kl.). Um Mitternacht klopft das Mädchen dreimal an den Hühnerstall; meldet sich zuerst der Hahn, so steht ihm baldige Hochzeit bevor, eine Henne, so ist keine Aussicht zu einer Verheiratung vorhanden.

Gackert dr Hah, so krieg ich enn Maa,
Gackert de Henn, so krieg ich kenn (Gey., M., Fr. 341).

Oder: Kreht dr Hah, kriegste en Maa,
Gickert de Henn, kriegste kenn;
Gickert weder Henn noch Hah,
Kimmste of de Tutenbahr (Ne.).

Dieser Brauch wird auch am h. Abende geübt. Dabei fragt das Mädchen: „Werde ich dies Jahr freien oder krieg ich keinen?" Kräht der Hahn kurze Zeit darauf, so steht eine Hochzeit in Aussicht (Kl.).

Zettel schreiben. Auf 24 Blättchen werden die Buchstaben des Alphabets geschrieben, die das Mädchen in einem Strumpfe unters Kopfkissen legt. Der früh nach dem Erwachen gezogene Zettel zeigt den Anfangsbuchstaben vom Namen des Ersehnten (A., B., Gey. 333*). Schneller wird die Wißbegierde befriedigt, wenn die Buchstaben auf Löschpapier geschrieben werden. Der im Wasser zuerst zu Boden gesunkene sagt den Namen (A.). Das Mädchen schreibt auf zwölf Zettel die Namen begehrenswerter Freier und wirft sie unter dem Zwölfuhrlauten zum Fenster hinaus bis auf einen, der unters Kopfkissen gelegt wird; am Morgen weiß die Neugierige ihren Zukünftigen (Mtt.). Die Zettel steckt man auch in Brotwalgen; die zuerst aufgehende enthält die Lösung der Frage (O., A. 336*).

Namen löschen. Man schreibt das Alphabet mit Kreide an die Stubentür und wischt mit verbundenen Augen einen Buchstaben aus. Mit diesem fängt der Name des Zukünftigen an (A., Wo. 333). Will das Mädchen die Gesinnung ihres Zukünftigen erfahren und ob ihr mit ihm eine baldige Hochzeit bevorstehe, so schreibt es den Namen des Freiers und den ihrigen auf einen Zettel, streicht die Buchstaben, die mehr als einmal vorkommen aus, und sagt zu jedem der übriggebliebenen folgende Worte: Freundschaft, Liebe, Hochzeit Haß, Freundschaft, Liebe u. s. w. Das Wort, das den letzten Buchstaben trifft, ist entscheidend. Dieses Spiel übt man auch zu jeder anderen Zeit (A.).

Scheitezíehen. Das Mädchen zieht aus einem Holzstoß, am besten aus einem fremden, ein Stück heraus, ist es glatt und gerade, so erhält es einen schlanken und schönen Mann, ist es krumm und ästig, so wird dieser schlecht gewachsen, häßlich oder gar bucklig sein und der Vater vieler Kinder werden (Ch. 338*). Oder es trägt tagsüber mehrere Holzscheite in den Keller. Um Mitternacht geht das Mädchen hinunter und ergreift eine Anzahl derselben. „Paaren" sich die Scheite, so steht baldige Hochzeit bevor, im andern Falle aber ist keine Aussicht dazu vorhanden (Schl. 336). Gleiche Bedeutung haben im Finstern auf dem Oberboden zusammengeraffte Holzscheite (Gey.). Die Zahl der Scheite entspricht der der Kinder (Schl. 336*). Andere wieder verbrennen ein Stück gestohlenes Holz. Die während des Verbrennens in die Stube tretende Person oder ein Glied aus ihrer Verwandtschaft wird der zukünftige Mann (Chr. 364*).

Zweige eintragen. Die am Andreasabende um 6, 9 oder 12 Uhr eingetragenen Zweige, „Ritteln", von „sieben- oder neunerlei Bäumen" und Sträuchern und zwar des Apfel-, Kirsch-, Birn- nud Pflaumbaumes, der Kastanie, des Hollunders, des Stachel-, Himbeer- und Johannisbeerstrauches werden ins Wasser gestellt und auf dem Ofen oder im Keller aufbewahrt. Blühen die Zweige zu Weihnachten, so kommt ein Bund mit dem Herzallerliebsten zustande (Ne., Kl., A., Gey. 347*). Beim Eintragen der „Ritteln" muß man „verstohlens" machen (Br.).

Heringessen. Man ißt um 12 Uhr einen grünen Hering und geht hierauf zu Bett. Im Traume erscheint dann der Geliebte (Zw. Gegend 360*).

Scherzreime. (Vgl. W. 360). Beim Schlafengehen steigen die Mädchen rückwärts ins Bett und sprechen vor dem Einschlafen:

Reas, Beas, heiliger St. Andreas,
Laß mir erscheinen den Herzallerliebsten meinen
In seiner Gestalt, in seinem Hubit (= habit),
Wie er alle Tage auf die Arbeit giht. (St. — ähnlich in Mau.)

Oder: So, wie er sonn- und wochentags giht (B.).

Oder: Wie er mit mir vors Altar kniet (A.).

Soll ich mit ihm glücklich sein,
Laß ihn erscheinen bei Bier und Wein.
Soll ich leiden Not,
Laß ihn erscheinen bei Wasser und Brot (Ob.).
Soll ich mit ihm ziehen über Land,
Laß ihn erscheinen mit dem Stab in der Hand (Schl.).
Ist er reich, kommt er geritten,
Ist er arm, so kommt er geschritten.
Hat er Vieh, so treibt er,
Hat er Esel oder Schwein', so kommt er vors Bett allein (A.).

Oder: Ich lege mich nieder zur Andreasnacht,
Der heilge Engel, der über mir wacht,
So wahr Maria den Heiland gebar,

Laß sehen in der Nacht mein' zukünftgen Gemahl.
Soll ich mit ihm leiden Not,
Laß — — — — — — — Hand (wie oben) (A., Kö.).

Eeas, Deas, Meas,
Heiliger St. Andreas,
Ich bitte dich durch Gott,
Laß mich sein dein Verbot.
Laß mir erscheinen den Herzallerliebsten meinen
In seiner Gestalt, er sei jung oder alt,
In seinen Gebärden, wie er geht auf Erden.
Soll ich mit ihm leiden Not,
So — — — — — — — Hand (wie oben) (A.).

Oder: Ach lieber Herr Andreas mein,
Laß mir erscheinen den Herzallerliebsten meinen.
Laß ihn erscheinen ohne Lachen und Weinen.
Soll ich leben mit ihm im Notstand,
So zeig ihn mir mit einem Glas Wasser in der Hand.
Soll ich mit ihm leben im Mittelstand,
So zeig ihn mir mit einem Glas Bier in der Hand.
Soll ich mit ihm leben im Wohlstand,
So zeig ihn mir mit einem Glas Wein in der Hand (W.).

All die Worte müssen andächtig gesprochen werden, jedes Versprechen dabei trägt eine Ohrfeige von unsichtbarer Hand ein. Auch muß das vielleicht sonst gebräuchliche Abendgebet wegfallen (360).

Ferner zeigen bestimmte Brunnen auf ihrem Spiegel das Bild des Ersehnten (M., Schl. 356*), walten doch im Wasser nach der Auffassung des Deutschen geheimnisvolle Geister. Vgl. Seite 49.

Geht das junge Mädchen rückwärts durch die Schlafstubentür, so träumt es von „Ihm" (Or.), stellt es sich nackt vor den Spiegel, so erscheint sein Bild darin (Har.).

Wenn nun auch die jungen Mädchen sich in der Erforschung zukünftiger Heiratsfälle am fleißigsten zeigen, so befragt doch auch das männliche Geschlecht viele der angeführten Liebesorakel, steht doch mancherorten der Erbzaun nur den jungen Burschen Rede und Antwort, die die Vornamen ihrer Väter tragen (Wo., Zw.). Hinter all den kindlichen Scherzen steckt der naive Wunsch, hinter den Schleier der Zukunft zu blicken. Natürlich benutzen junge Burschen und Mädchen auch eigentliche Losbücher, die mit ihren willkürlich nach einem praktischen Zweck erfundenen Fragen und Antworten sichere Auskunft geben (Vgl. W. 354).

St. Nikolaus (6. Dezember).

Als vorbereitende Weihnachtsboten erscheinen der St. Niklas, Knecht Ruprecht[1]) und das Bornkinnel, dieses in Gestalt eines weiß-

[1]) Für die Gestalt des Knechtes Ruprecht hat die Forschung mehrere Erklärungen. Hruodperaht, d. h. Ruhmesprächt war ein Beiname Wodans, der, wenn er als solcher erschien, von seinem sturmschnellen Rosse herabgestiegen war und statt des flatternden Wolkenmantels einen Zottelpelz trug, statt des gewaltigen Speers eine

gekleideten Mädchens. An seinem Kalendertage hält St. Niklas, „der Bruder des Knechtes Ruprecht“ und ihm auch gleich gekleidet, als milder gabenspendender Kinderfreund seinen Umzug durch Stadt und Land. Deshalb stellen die Kinder am Abend ihre Schuhe vors Bett oder auf den Fensterstock oder hängen an die Außenseite der Tür die Strümpfe, worin die artigen am Morgen Äpfel, Nüsse, Niklaszöpfe und andere Gaben finden (A., B., Zw.). Ganz vereinzelt noch erscheint St. Niklas den Kindern selbst (A., B.). Den Rang hat ihm der weißbärtige Knecht Ruprecht streitig gemacht, der entweder allein kommt (allg.) oder als strafender und tadelnder Popanz das freundliche Bornkinnel[1]) begleitet (Ri., J.), — ein Bild, das in der Kunst seltsamerweise noch kaum eine Darstellung gefunden hat. Doch auch allein zieht das Bornkinnel über den nächtlichen Winterschnee und bringt den Kindern die lang schon ersehnten Geschenke (Ri., Schw., M., Ö., Th., Br., Ob.). Sein Erscheinen wie auch das des langbärtigen Wundermannes, der unsichtbar kommt und verschwindet, sind an keinen bestimmten Tag gebunden. Wer dächte aber von uns nicht beim Nennen dieser zauberumgebenen Gestalt zurück an seine Jugendzeit, wo er noch daheim war als glückliches Kind im Elternhause unter dem Christbaume mit dem in seine Äste hineingeschmückten ganzen goldenen Sternenhimmel? Freilich kam mit dem Christkinde auch der Knecht Ruprecht! Wie lauschten wir deshalb voller Erwartung, wenn in der Weihnachtszeit plötzlich ein lautes Pochen und Poltern ertönte und er endlich hereintrat in seinem phantastisch aufgeputzten Kleide! Solche Erinnerungen haften für das ganze Leben, und ich kann nicht verstehen, wie man in unserer Zeit diese Gestalten dem Kinde nehmen will.

Überaus zahlreich sind die Reime, in denen Knecht Ruprecht im Kindermunde lebt.

Rupprich, Rupprich, guter Maa,
Sah mich nich so finster a.
Stecke deine Rute ein,
Will ein frommes Kindlein sein. (Ge)

Ruprecht, Ruprecht, guter Mann,
Schau mich nicht so finster an.
Hau mich nicht mit deinem Besen,
Denn ich bin stets brav gewesen. (A.)

Rute schwang. Andere Forscher wollen in Ruprecht den altgermanischen Feuergott Donar erkennen, während von diesen St. Nikolaus als Wodan bezeichnet wird. (Vgl. Wissensch. Beil. d. Leipz. Zeitg. 1905, Nr. 151.) Wieder andere sehen sein mythologisches Vorbild in der Figur des getreuen Eckhart. Sicher aber ist, daß Ruprecht an die Stelle eines heidnischen Vorbildes getreten uud sein Wirken erst unter christlichem Einflusse moralisch gewertet worden ist.

[1]) Nach Göpfert Born = Bahren, d. i. Krippe in erzgebirgischer dunkler Aussprache. Bornkinnel ist demnach das Bahrenkindlein, das Christkind in der Krippe. Höchstwahrscheinlich ist das Bornkinnel eine der Personen alter Christspiele, in denen vor Weihnachten die Engelschar von Haus zu Haus zog und nach dem Feste durch die Königschar abgelöst wurde (s. unter Weihnachtsspiele). Mit dem Worte bezeichnet der Erzgebirger außer dem Weihnachtsgeschenke auch das Fest selbst, ja er sagt: „Das Bornkinnel hat mir's beschert.“

Du liewer, heil'ger, frommer Christ,
Wos warschte mir bescher'n?
'n grußen, 'n grußen Butterstulln?
Dann war ich schu verzehr'n. (Th.)

Du liewer, heil'ger, frommer Christ,
Komm zu mir bei Mondenschein,
Bring mir Äppel und Nüsse 'rein
Und einen großen Butterstollen,
Den wir alle gerne wollen. (Nd.)

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der du so hold den Kindern bist,
Komm und verdopple deine Schritte,
Bring uns schöne Sachen „mitte":
Äpfel, Nüsse so en Sack,
Pfefferkuchen so en Pack,
Neue Schuhe, neuen Rock
Und en langen Butterzopp. (A.)

Rupprich, Rupprich, frommer Gast,
Wenn du was im Sacke hast,
Kimmste rei un setzst dich nieder,
Hoste nischt, do gihste wieder. (A., Ge.)

Liewer, guter, heil'ger Christ,
Iech wass net, wu mei Masser is,
Iech mecht mr e Stickel Ku'ng abschneiden,
D'rweil'n muß iech Hunger leiden. (W.)
Oder: Un damit in Kaffee reiten. (Gro.)

Rupprich, Rupprich, heil'ger Christ,
Kumm när net wenn 's finster is.
Kumm liewer bei Mondenschei,
Warf mr e paar Niss' un Äppel rei (A.)
Und ein Sack voll Mandelkern,
Ei, die eß ich gar zu gern. (Zw.)

Rupprich, Rupprich, Basenstiel,
De gibbst uns oder doch ze viel.
Halt ei, 's is soot,
Mei schiener Pot,
Kumm anner Gohr ner wieder. (Cr.)

Rupprich, Rupprich, bieser Bub,
Steck mich nei in Ufentup,
Zieh mich wieder raus,
Sah 'ch wie ne Wassermaus. (He.)

Rupprich, Rupprich, bieser Bub,
Steck miech nei in Ufentup.
Steck miech net ze weit hinein,
's möcht a bissel ze heeß sein. (Kl.)

Rupprich, Rupprich, beser Bube,
Kumm när net in meine Stube,
Such mr net das Schennste raus,
Sist kumm 'ch mit dr Peitsch hinaus. (W.)

Rupprich, Rupprich, därrer Basen,
Biste in de Stadt gewasen?
Haste mr wos mietgebracht?
Nee, an dich ho 'ch nich gedacht. (Schön.)

Rupprich, Rupprich,
Tu mr nischt,
Möcht garn baten,
Ka oder nischt. (Ge.)

Rupprich, Rupprich, bieser Maa,
Sieh mich net so finster a.
Hau mich net mit dein' Basen,
Bie a gutes Kind gewasen. (Zwö., A.)

Rupprich, Rupprich, Luderbeen,
Kimmst de ganze Nacht nich hem.
Hast zerriss'ne Husen a,
Strimp und kene Socken dra.
Will dr ne Schalle Kaffee kochen,
Hast mr d'rweil'n 'n Topp zerbrochen,
Ka 'ch dr â kenn Kaffee kochen. (B.)

Du liewer, heil'ger, frommer Christ,
Daß de mich sei net vergißt.
Iech will dr â en guten Wâg a'roten,
Doß de kaast racht viel uffloden:
Äppel un â Butterstoll'n,
Doß de Niss' in Sack rimroll'n.
Meine Schuh, die sei zerrissen,
Mei Hemm hoom de Gäns' zerbissen.
In men Strimpen is e Loch,
Un â e Poor Handsching fahl'n mr noch. (El.)

Du liewer, heil'ger, frommer Christ,
Doß de miech sei â net vergißt.
Du kimmst vun Nochber Lötsch doriewer.
Dä wie hiniewer, fehrt sich's riewer.

Will dr â mol so'ng,
Wos men Mo'ng ka vertro'ng:
Äppel, Karpen, Butterstull'n
Un Niss', die in Sack rimrull'n.
Meine Strimp sei â zerrissen,
Un de Stiefeln hoom de Meis' zerbissen.
An de Husen fahlt's mr noch,
Un in Hemm ho iech a gruß' Loch. (Kl.)

Gottlieb, Gottlob, Gottfladerwisch!
Do krieng de Kinner unnern Tisch.
Jech war miech in de Stub' neimachen
Un war dann Kinnern vertreim dos Lachen. (J.)

Ruprecht:
Guten O'md, Bruder Alaxo. Wie kalt!
Kimmt dr Winter miet Gewalt.
Jech dacht, iech mißt de Nos' d'rfriern,
Jech dacht, iech mißt de Schuh verliern.
Mr missen in de Stadt neilafen,
Un missen uns brave Budelmitzen kafen.

Hausvater:
Jo, jo, 's kaft siech im Gall,
Jech brauch a e nei Husenfall;
Wenn Kieselstä Taler wär'n
Un Neigrosch' in dr Mistpfitz lä'ng.

Ruprecht:
Wenn de willst klo'ng,
Wos soll do net iech armer Teifel so'ng.
Jech ho weder Butter, noch Kâs', noch Quork,
Un iech ho ne alle Fraa, die is e su stork korg.
Die will ihr'n Vurrat net rauslange.
Wos soll iech armer Teifel nu o'fange? (Nd.)
(Das ist zweifellos ein Bruchstück eines alten Weihnachtsspieles.)

Mit dem St. Nikolaustage beginnt in A. der Weihnachtsmarkt. Als spezifisches Weihnachtgebäck werden in A. bis zum h. Abend die Niklaszöpfe gebacken, die sich von den das ganze Jahr über genossenen Zöpfen aus Wasserteig in länglich ovaler Form dadurch unterscheiden, daß sie aus vier Teigsträhnen gebacken werden und eine mehr keilförmige, an beiden Enden abgerundete Gestalt haben. Die Zopfform hängt zweifellos mit dem Totenkult zusammen (S. 127). Nach Rochholz versinnbildlicht das in Zopfform gebackene Brot die Fortsetzung jenes Liebesdienstes, unter welchem man einst die Verstorbenen ins Grab legte, das Kämmen und Flechten des Haupthaares. Nach Wuttke hat die Zopfform Beziehungen zur Holle, die in den Zwölf Nächten in die Häuser kommt

und nachsieht, ob die Mädchen ihre Zöpfe ordentlich geflochten haben, widrigenfalls sie ihnen einen „Hollenzopf" zaust. Bis Mitte der achtziger Jahre beschenkten in A. die einzelnen Klassen ihre Klassenlehrer mit Niklaszöpfen, die sie am Morgen auf das Pult legten oder am Abend in der Wohnung des Lehrers überreichten, wobei auch die Kinder des letzteren mit bedacht wurden. Die Kosten trug jede Klasse gemeinsam. Dafür erzählte der Lehrer den Kindern einige Geschichten, spielte mit ihnen, oder wie später, die Lehrer gaben Kaffee und Kuchen oder fanden sich sonst in irgend einer Weise ab.

Thomas (21. Dezember).

Wie der Andreasabend ist auch die Thomasnacht eine Losnacht, vor allem geeignet zur Erforschung zukünftiger Heiratsfälle. Vor dem Schlafengehen wirft das Mädchen drei Körnchen Hafer unters Bett und spricht dabei: „Ich streue Samen — In Thomas Namen. — In Thomas Garten — Wird mich mein Schatz erwarten." Hierauf soll der Geliebte im Traume erscheinen (352*). Erscheint niemand, so kommt das folgende Jahr kein Freier (Ri., W.). Die heiratslustige Person stellt auf einen Kreuzweg eine Schüssel Suppe, legt Messer, Gabel, Löffel, Brot und ein Stückchen Butter dazu. Um 12 Uhr kommt der zukünftige Bräutigam (W.).

2. Die Zwölf Nächte. (Vgl. hierzu W. 74. Mo.[1] 293.)

All die eingangs erwähnten Züge altgermanischen Glaubens und Kultes kann man besonders in der Zeit der Zwölf Nächte oder Internächte beobachten. Diese Zwölf Nächte (der Germane zählte die Zeit nach Nächten und nicht nach Tagen) sind zweifellos unter christlichem Einflusse auf die Tage vom 24. Dezember bis zum 6. Januar festgesetzt worden, während die „Heiligen Winternächte" der Germanen, die ja in unserm Weihnachtsfest fortbestehen, sich anscheinend vom Beginn des Dezembers bis in den Januar hinein erstrecken. Wie einst in alter Zeit, so sind diese Tage auch heute die Zeit der Weissagung und des Zaubers, auch heute noch sucht man die Geister durch allerart Zauber zu bannen, damit sie Antwort geben. Natürlich sind es nicht mehr die Seelen der Abgeschiedenen, die die Zukunft enthüllen; man hält eben den Kern des alten Glaubens fest. Wie nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker, so haben auch alle abergläubischen Gebräuche und Ansichten veränderte Beziehungen und Deutungen erhalten.

Allgemein verbreitet ist der Glaube, daß alle Träume[1)] in den

---

[1)] Der Mensch hat zu allen Zeiten dem Glauben gehuldigt, daß er im Traume Aufschluß über Vergangenheit und Zukunft, d. h. über Dinge, die ihm im Wachzustande verborgen sind, erlangen kann. Im allgemeinen wurde solcher Aufschluß wohl als eine Offenbarung der Götter oder anderer höherer Wesen angesehen. Wie oft hört man nur von Leuten, die infolge eines „schienen Träms" nach Böhmen fahren und im Lotto setzen. Über „Schlaf und Traum", s. die interessanten Ausführungen in Lehmann, Aberglaube und Zauberei v. d. ä. Zeiten a. d. i. d. Gegenwart, S. 466 ff.

Zwölf Nächten zweifellos in Erfüllung gehen, und zwar gehen die Nächte mit ihren Träumen den zwölf Monaten parallel (N., He., A. 174). Träumt man vor Mitternacht, so geht der Traum zu Anfang des Monats, wenn nach Mitternacht, so am Ende des Monats in Erfüllung (Ne., W.). Die Witterung jedes einzelnen Tages ist bedeutungsvoll für jeden einzelnen der kommenden zwölf Monate; die Zwölf Nächte spiegeln gleichsam das Miniaturbild des künftigen Jahres (v.). „Wie sich das Wetter vom Christtag bis h. Dreikönig erhält, so ist das ganze Jahr bestellt" (He.). In Bauernhäusern sah man einst über allen Türen den sogenannten „Wetterkalender", zwölf Kreise, worin durch verschiedene Schraffierung mit Kreide die Witterung der Zwölf Nächte gekennzeichnet wurde. Besondere Bedeutung hat der Sonnenschein an diesen zwölf Lostagen. Sonnenschein am 1. Lostag bedeutet ein gutes Jahr, am 2. Teuerung, am 3. Uneinigkeit und Zank unter den Völkern, am 4. Kinderkrankheiten, am 5. eine reiche Obsternte, am 6. Überfluß an Baumfrüchten, am 7. Überschwemmung und gute Viehweide, am 8. Seuchen, viel Fische und wilde Vögel, am 9. den Kaufleuten gute Geschäfte, am 10. schwere und zahlreiche Gewitter, am 11. Nebel und Krankheiten, am 12. Krieg und Blutvergießen (A.). Sturm in den Internächten weist auf Krieg und Feuer hin (Ar.), Regen vermehrt den Milchertrag der Kühe (Cr.). Eisblumen an den Fenstern verkünden ein fruchtbares Jahr (Ho.). Je länger die Eiszapfen, desto länger der Flachs (M.). Soviel Knöpfe während der Zwölf Nächte an einem Kleidungsstück fehlen, soviel Geldstücke werden einem in der Folgezeit gestohlen (Schw.).

Wie einst die Tage eine heilige Zeit waren, so verrichtet man auch heute noch während der Zwölften vielfach nur die allernotwendigste Arbeit. Im Grunde will man mit der Einstellung aller nicht unbedingt erforderlichen Arbeit die Festruhe geheiligt wissen. Krankheit und Mangel ziehen ein, wenn innerhalb der Zwölf Nächte gewaschen und gebacken (74), vor allem aber Dünger gefahren wird (v.). Im Freien getrocknete Wäsche, besonders Bettwäsche, bringt Siechtum oder schnellen Tod (A., Schl., Gey.). Man klöppelt nicht, weil die Spitzen schmutzig werden (Br. 74*). Abends wird weithin überhaupt nicht gearbeitet (Schl.). Schmiert der Landmann seine Stiefel, so kommt ein Sterben unter sein Vieh (Ne. 74*). Wer während dieser Zeit frühmorgens pfeift, hat Unglück zu erwarten (B.). In dieser Zeit verschnittene Fingernägel bewirken böse Finger (He., Ge., Th., Di.), verschnittene Haare Kopfschmerzen (He., Th., Ge.). Wer sich in den Internächten auf den Tisch setzt, bekommt Schwären (Or.).

Während der Zwölf Nächte, aber auch zu jeder anderen Zeit, wenn es dunkelt und in der Luft hoch oben pfeift und singt, zieht das wilde Heer einher und zerreißt den, der sich bei seinem Nahen nicht schnell zur Erde wirft (Ri.). Die durch ganz Deutschland bezeugten, freilich immer mehr und mehr verschwindenden Sagen vom wilden Heer oder wilden Jäger sind nicht Überreste alter Wodansmythen (vgl. Wuttke, 16 ff.). „Nicht die W u r z e l unserer Sagen vom wilden Jäger sind die alten Wodansmythen, sondern es sind nur Parallelmythen: aus gleicher Wurzel, nämlich aus dem Glauben an das Fortleben der

Seelen im Winde und ihren dämonischen Führer, sind einerseits die Mythen vom altgermanischen Windgott entsprossen, andrerseits die vielgestaltigen Volkssagen mit ihrem ethischen und pädagogischen Beiwerk" (Mo.², 307).

Der heilige Abend.

Am h. Abend ruht die Arbeit ganz. Mit dem 23. Dezember muß alles blank und gescheuert sein; tut es die Hausfrau später, so träte Aschenputtel auf ein Jahr in ihr Recht (A., Br.). Mangel an Speise und Trank ziehen ein, wenn bis um 11 Uhr vormittags, am Christabend Eimer und Kannen, der Ofen, die Lampen u. a. nicht gefüllt worden sind (A., Ob., Br., Gey., B. 451*). Wer Wäsche mangelt, dem mangelt der Segen im ganzen Jahr (B. 74). Die Scheunentenne muß bis zum h. Abend gesäubert sein (Br.). Einst sollte sie den umherziehenden Geistern als Tanzplatz dienen, jetzt soll die Reinigung gutes Getreide bewirken (Schl.). Werden die Türen zugeworfen, so fährt der Blitz ins Haus (Th. 74*). Die Bäuerin verkauft — auch an den beiden anderen h. Abenden — keine Milch, sonst wird das Vieh behext (N.). Wer etwas verborgt, verliert die Macht über seinen Hausstand (Schl., B.); ist es ein Stallgerät, so kommt Krankheit unter die Tiere (M.). Wer erhaltenes Geld zählt, wird habgierig (Ma.). Wer näht, muß in kommender Zeit viel weinen (A.).

Selbstverständlich ist der erste h. Abend auch eine Losnacht, in der alle Zauber aufgetan sind und sich das geheimnisvolle Dunkel der Zukunft entschleiern läßt. Ihm gleich an Bedeutung in dieser Beziehung ist der Silvesterabend, so daß viele Orakel entweder an dem einen oder am anderen Abende aufgestellt werden. Der am Christabend geworfene und mit seiner Spitze nach der Tür (A., Po., Mtt., Kl.) oder dem Friedhofe (Ar.) zeigende Schuh kündet dem Werfer Tod, läßt ihn das Elternhaus verlassen (Gey.), oder der Familie steht Wohnungswechsel bevor (v.). Ein an den drei h. Abenden aufgeschlagenes Sterbelied im Gesangbuch läßt den Wißbegierigen sterben (Br.). (Über das Stechen und Aufschlagen von Büchern vgl. W. 349.). Hört der am Christabend (Silvester) an einem Fensterladen Horchende von innen ein Ja, so geht ein von ihm gehegter Wunsch in Erfüllung (Th., Ehr. 341). Wem es in der Christnacht gelingt, dreimal unbemerkt in den Hühnerstall hinein- und herauszukommen, dem ist ein glückliches Jahr bestimmt (G.). Ein Wunsch geht in Erfüllung, wenn man auf dem finstern Holzboden beim ersten Glockenschlag der Mitternachtsstunde ein Stück Holz „ergreift" (Wo.). Die Zahl der ergriffenen Scheite kündet die Zahl der Kinder (A.). Junge Mädchen üben das „Näppelgreifen". (Vgl. W. 333.) Zu diesem Zwecke setzen sie neun Tassen auf den Tisch. In acht davon bringen sie helles Wasser und trübes, Brot, Geld, Kohle oder schwarzes Band, ein Kränzchen, ein Stück Holz und einen Span. Die neunte Tasse bleibt leer. Das um seine Zukunft besorgte Mädchen umgeht hierauf mit verbundenen Augen dreimal den Tisch und greift einmal oder dreimal in eine der Tassen. Was es ergreift, das bringt die Zukunft. Die acht Dinge

bedeuten Glück und Freude, Verdruß und Krankheit, günstigen Hausstand, Reichtum, Trauer, einen Gevatterbrief, einen Mann, ein Kind. Greift die Wißbegierige in die leere Tasse, so ist das ein Zeichen, daß ihr im kommenden Jahre nichts von irgendwelcher Bedeutung bevorsteht (B., A., Th., Chr., Gey., Ge., Mau.). Andere benutzen dazu helles und trübes Wasser, eine Porzellanpuppe und einen Schlüssel mit der Bedeutung: Glück, Unglück und Tränen, ein Kind, Ehestand (A.). Noch andere legen auf den Tisch unter umgestürzte Näpfchen Salz, Brot und Geld. Die um ihre Zukunft besorgte Person stellt sich an die Stubentür, mit dem Gesicht nach ihr gewendet, und hebt, nachdem man die Näpfchen vertauscht hat, eins davon auf. Das Geld bringt Reichtum, das Brot gute Nahrung für die nächste Zeit, das Salz Widerwärtigkeiten im kommenden Jahr (A). Auf vier Äpfel schreibt die Verliebte die Namen begehrenswerter Freier; die im Finstern ergriffene Frucht bezeichnet den Zukünftigen (Mau.). So oft der an einem Haar der Fragerin befestigte und in ein Glas Wasser gehaltene Erbring anschlägt (v. 368*), der befragte Erbtisch sich neigt (A., Chr.), die Erbbibel, die mit einem Erbbande kreuzförmig verschnürt am Erbschlüssel hängt, sich dreht, so viele Jahre bleibt das Mädchen ledig (v.). Das Mädchen bindet einen Brautkranz, einen Leichenkranz und ein Gevatttersträußchen und wirft damit auf einen Baum. Das Hängenbleibende enthüllt ihr Geschick im kommenden Jahr (Gey.). Oder sie legt die drei Gewinde in eine Schüssel und greift darnach (A.).

Um zu erfahren, ob eine reiche Ernte bevorstehe, wird der Ofentopf oder ein anderes Gefäß bis zu einem bestimmten Strich mit Wasser gefüllt, das über Nacht stehen bleibt. Ist das Wasser am ersten Feiertagsmorgen über den Strich gestiegen, so tritt das Gewünschte ein, ist es gefallen, so steht Mißwachs bevor (M. 329). Man schüttet verschiedene Getreidearten in je eine Schüssel mit Wasser. Die Schüssel, die am Morgen die meisten Bläschen zeigt, gibt für die in ihr liegende Getreideart den reichsten Ertrag an (A., Kl. 329). Oder man legt in eine Schüssel zwei Stäbchen kreuzweis übereinander und schüttet in die vier Viertel verschiedenen Samen. Der am meisten gequollen, wird am besten gedeihen (A. 329*). Vermehrt sich das auf den Tisch geschüttete Getreide bis zum Morgen, so kommt ein reiches Jahr, wenn nicht, ein geringes (H. 329). Auf die vier Ecken des Tisches werden Salzhäufchen gesetzt, entsprechend den vier Jahrzeiten. Ist das erste früh eingefallen, so kommt ein schlimmes Frühjahr, wenn das zweite, ein nasser Sommer, das dritte, ein kalter Herbst, das vierte, ein strenger Winter (Kö. 329). Entsprechend den zwölf Monaten zerschneidet man eine Zwiebel in zwölf Teile, streut Salz darauf und läßt sie über Nacht liegen. Je nach der angezogenen Feuchtigkeit wird der einzelne Monat mehr oder weniger feucht werden (Kö., Kl., Mau., Gey. 329).

Sturm in der Christnacht ist eine gute Vorbedeutung für flotten Geschäftsgang (Ma.). „Ist zu Weihnachten viel Wind, im kommenden Jahr voll Obst die Bäume sind“ (A. 265*). Das verkündet auch starker Schneefall (Ge.). Ein sternenreicher Christnachthimmel (v.), große

Unruhe der an diesem Abend eingesperrten Tauben (St.) verheißen reichen Körnerertrag. Die Einnahme kleiner Geldsorten am h. Abend kündet Reichtum (W.). Wer etwas Wertvolles findet, bekommt eine Liebe (Schw.). Wer ein fremdes Mädchen küßt, hat Vaterfreuden zu erwarten (Gey.). Der bei jemandem am h. Abende Anklopfende ruft den Tod in die Familie desselben (Gey.) oder Unglück (Th.). Bleibt eine Wäscheleine die Nacht hindurch in einem Garten hängen, so erhängt sich jemand (Gey.). Werden die Vorhänge zugezogen, so geschieht ein Unglück (A.). Bekommt ein Kind Schläge, so fehlt's daran im kommenden Jahre nicht (Kl.). Finger- und Fußnägel verschneidet man sich kreuzweis, d. h. erst die linke Hand, dann den rechten Fuß, darauf die rechte Hand und den linken Fuß (Ehr. 87). Gelingt es einem, an jedem der drei h. Abende etwas zu entwenden, so kann er das ganze Jahr hindurch ungestört Holz und Gras aus dem Walde holen, der Förster betrifft ihn nie (Ri. 75*). Rinder und Pferde unterhalten sich weissagend miteinander um Mitternacht, doch künden sie dem Horcher nur Unglück und Tod an (M. 75). Springt eine Glocke beim Christlauten, so kommt Krieg und teure Zeit (H.).

Soll der Segen im Hause wohnen bleiben, so darf am h. Abende nichts verborgt werden (He., Zwö., Schl. 74), vor allem kein Licht (J.). Der Borgende bringt sich selbst Unglück (Schw.). Und doch, wer an der Wirtschaft eines anderen teil haben will, borgt sich von diesem irgend etwas (Schw., B.) oder sucht ein Licht an einem fremden anzuzünden (B., Th. 625*). Doch kommt er bei solchen Versuchen bei denen, die den Brauch kennen, schief an. Auch bringt er sich in den Geruch, ein Bündnis mit dem Teufel zu haben oder eine Hexe zu sein wie der, der am h. Abend Geld wechseln kommt. Ist man gezwungen gewesen, dem Willen eines solchen zu willfahren, so legt man das gewechselte Geld in ein Glas und bedeckt dieses mit einem Gesangbuch, sonst gehen die Münzen zurück (Ar., Ehr. Seite 135). Der an den drei h. Abenden zuerst Aufstehende macht an alle Türen drei Kreuze, um den Leuten, die dem Teufel verbündet sind, die Macht über den Hausstand zu nehmen (Ar., Ehr.). Gegen Einbruch schützen drei am h. Abende auf die Dielen des Oberbodens gezeichnete Kreuze (Th.). Geht am h. Abend das Feuer im Stubenofen aus, so tritt Geldmangel ein (A., Ra., Ehr.), der aber ausbleibt, wenn am Morgen die Holzstücke noch glimmen (78). Unter dem Heiligabendläuten werden die Schlösser geschmiert, welches Beginnen Reichtum bringen soll (Kl.).

Eine Reihe weiterer Gebräuche zur Beförderung des Hausstandes umranken die von bedeutungsvollem Zauber umgebene *Abendmahlzeit*, die in der Volksanschauung eine wichtige Stellung einnimmt und vielerorten dem h. Abende erst die rechte Weihe gibt. Zu Weihnachten wird mehr als an jedem anderen Feste gegessen, ein deutlicher Hinweis auf die alten Opferschmäuse, die endlosen Gelage, die sich an die Seelenspeisungen anschlossen. Bis 6 Uhr muß das Essen auf dem Tische sein, denn mit dem ersten Glockenschlag beginnt das Heiligabendgebet (v.). Dabei reichen sich die Familienglieder gegenseitig die Hände mit dem Gedanken an eine

gleiche Vereinigung am nächsten Fest. Verliest der Hausvater das Gebet, so steht er außerhalb der Kette (Gey., Joh.). Wer sich im Gebet verspricht, muß in kurzer Zeit sterben (v. 315*). Die Mahlzeit selbst besteht nach weithin geübtem, fast allgemeinem Brauche aus sieben- oder neunerlei Speisen (78). Im Heiling O'mdlied heißt es: „Mr hoom a Neinerlee gekocht, — A Worscht un Sauerkraut, — Mei Mutter hoot sich o'geplogt, — Die ale gute Haut!" Und ein anderer Dichter singt:

Dr Sauerkraut un Weihraachduft
Dorchzieht dos ganze Haus,
Dos is de rachte Weihnachtsluft
Ben Heiling O'mdschmaus.
Fei Marzepa gibt's bei uns net
Un anneres Gelack.
De Ku'ng un Stoll'n sei aa net fett
Un machen kane Flack.
Dos Neinerlâ hoot su geschmeckt,
Ka Rast in Schisseln stiht.
Eh nu dr Tisch ward ogedeckt
Sing mr e Weihnachtslied.

Die Auswahl der Speisen ist nicht überall gleich. Am meisten wiederholen sich Linsen oder Erbsen, Sauerkraut mit Bratwurst oder Schweinebraten, Klöße, Salat von Kartoffeln, Kohlrüben oder roten Rüben, Hering mit Apfelsalat, Hirse oder Grützebrei und gebackene Pflaumen, bei Bessergestellten Karpfen. Jede ist bedeutungsvoll. Linsen, Erbsen und Hirse bringen Geld (allg. 126). „Hat zum h. Abend der Hirsen geschmeckt, das ganze Jahr Geld im Beutel steckt" (Frk.). Je mehr man davon ißt, desto reicher wird man (Ri.). Soviel Körnchen, soviel Mark (Joh.). Man ißt deshalb Hirse oder Linsen (632) neben Semmelmilch (= „h. O'mdstruh") auch an den beiden anderen h. Abenden (Th., Zwö., B.). Die Linsen dürfen nicht sauer sein, sonst wird einem das Leben sauer (A.). Klöße bedeuten Taler (v.). Ißt man einen Schuppenfisch, so mangelt es ebenso nie an Geld 622). Die Schuppen legt man in die Geldbörse (Ho.). In Zi. ißt man auch Erbsen, Linsen und Hirse nacheinander, denn sie bringen Gold-, Silber- und Kupfergeld. Buttermilch vertreibt Kopfschmerzen (Kl., P. 78), bewirkt Schönheit (Nd.), läßt die Spitzen weiß bleiben (R.). Rote Rüben verleihen rote Backen (A. 78). Saure Speisen, mancherorten auch das Sauerkraut, lassen den Esser das kommende Jahr sterben (Po., Mau., N.). Andere wieder essen drei Tage zuvor an jedem Abend Sauerkraut, damit kein hartes Jahr komme (A.). Gemieden werden, wenn auch nicht übereinstimmend, Suppe; denn diese läßt die Nase tropfen (Ehr.), ganze Kartoffeln und Erbsen, beide Speisen erzeugen Ausschlag und Beulen (So., A. 74*). Schwarzbeeren bringen Trauer (Mau.). Neue Messer und Gabeln dürfen nicht auf den Tisch kommen (Br.). Kommt ein aufgeschnittenes Brot oder ein angeschnittenes Stückchen Butter (A., Th.) oder das letzte (Br., Gey. 293) auf den Tisch, so zieht Nahrungsmangel ein. Weil das in der Weihnachtswoche gebackene Brot Zauberkräfte

birgt, so werden die Aufschnitte — an jedem der drei h. Abende schneidet die Hausfrau zur Beförderung ihres Hausstandes ein Brot an (Elt., Schö., B. 451) — gegen Kopfschmerz (Mtt.) oder Mangel an Brot (W.) jahrelang aufbewahrt. Ebenso hebt man den Aufschnitt des ersten Stollens auf (Mtt.), der am 1. Feiertage aufgeschnitten wird, „um sich das kommende Jahr welchen leisten zu können" (Gey.). Zuvor darf der Stollen nicht aufgeschnitten werden, weil, wie man sagt, Christus noch nicht geboren war (Th.). Die Schnittfläche des Brotes muß nach der Hauptschüssel zu liegen, sonst schwindet der Segen des Hauses (Br., A.). Alle Speisen kommen reichlich auf den Tisch, damit von jeder etwas übrig bleibt, um Nahrungssorgen im kommenden Jahr fernzuhalten (Gey.), niemand hungrig aufstehe. Geschähe es, so hätte die Person immer Hunger zu leiden (B. 461). Ißt sich die Hausfrau nicht satt (A.), wird sie am Abend zweimal begrüßt (Gey.), so legen ihre Hühner weg. Nichts darf übrig bleiben (A., N. 461*), wenn, so werden die Speisen in der Mitte des Tisches zusammengeschoben und mit dem Tischtuche bedeckt (Mtt.). Nur der Hausherr darf auf seinem Teller etwas liegen lassen (Mtt.). Schüsseln und Teller werden nach dem Essen sofort gereinigt (Br., Chr., W., Schl.). Weil aber die Familie so viele Tränen weinen muß, als Wasser am h. Abend nach 6 Uhr weggegossen wird, so bleibt das Aufwaschwasser bis zum Morgen stehen (Schl.).

„Soviel Wasser aus dem Haus,
Soviel Tränen weinst du aus!" (A.)

Bevor nicht die Stubentür geschlossen wird, darf niemand vom Tische aufstehen (A.). Wer während des Essens aufsteht, stirbt im kommenden Jahr (Mtt.). Vor allem darf die Hausfrau nicht ihren Platz verlassen, „weil Maria auch nicht aufstehen konnte" (L.), ihre Hühner alsdann die Eier verlegen (A.). Wer am längsten ißt, lebt am längsten (v.), wer dabei vom Stuhle fällt, stirbt das Jahr darauf (Th.). Wer beim Abendessen fehlt, stirbt ebenfalls im kommenden Jahr (Or.). Während des Essens liegt das Säetuch auf dem Tische (Ho. 652). Unter die Teller werden Geldmünzen gelegt, damit man immer Geld habe (Schl., Br., A., Schw.). In der Mitte des Tisches aber brennt das h. Abendlicht, eine buntbemalte Stearinkerze (v.), die auf kurze Zeit zu eines jeden Teller gesetzt wird (Mtt.). Im „A annersch Weihnachtslied" heißt es davon:

„Satt dos h. O'mdlicht a! — Sei fei rute Bliemle dra — Un a kläns Gesprichle. Ho zwee Grosch' d'rfier bezohlt, — Salberscht su schie a'gemolt — Wie a Taffettichchle." Das Licht, das erst beim Beginn des Essens angezündet werden darf, weil sonst Unglück kommt (Kl.), muß für alle drei h. Abende ausreichen, am dritten aber niederbrennen (Br.). Es bleibt brennen, wenn die Familie in den Metten ist (Gey.). Wer es wegnimmt oder auslöscht, muß rasch sterben (M., Br. 454*). Das gilt auch vom h. Abendlicht beim Silvesteressen (A.). „Ich hab's noch nie ausgelöscht, das muß immer mein Mann tun", so sagte mir eine Frau in A. Deshalb schneiden manche den Docht ab (Br., A.). Sein

Rest gilt als heilsamer Balsam für kranke Hände und Füße (Zö., Ehr., Ra., Th., Kl. 78*) und bewahrt das Haus vor Blitzschlag (Nd., Kö.). Die Nacht über bleibt es auf dem Tisch stehen und zwar neben dem ins Tischtuch eingeschlagenen Brote und dem Salze, worunter mitunter noch Geld oder das Gesangbuch zu liegen kommt. Dieser vielfach geübte Brauch soll Not und Geldmangel fernhalten (A., B., Ne., Gey., Wa., Schl., Ma., Ehr., Cr., Th., B. 78*). Wird das Salz dabei verschüttet, so kommt eine Trauerkunde ins Haus (A.). Mit dem zweiten Abendlichte besucht das älteste Familienglied die Metten (Gey.). Das Fehlen des h. Abendlichtes bringt Zwietracht in die Familie (H.). An die Seelenspeisungen unserer heidnischen Vorfahren erinnert der Brauch, Speisereste „für die Engel" auf den Fensterstock oder ins Tischtuch eingeschlagen in den Garten zu legen. Bleibt alles unversehrt, „so haben die Engel keinen Hunger gehabt" (Kü.). Das in ein weißes Tuch eingeschlagene Brot ist „für Christum" bestimmt (A.). Nach der Mahlzeit singt man in vielen Häusern ein geistlich Lied. Man trinkt drei Schlucke Branntwein, um gesund zu bleiben (A.). Hierauf ergeht man sich im Freien oder besucht, wie auch schon vor dem Abendessen, Verwandte und Bekannte, um sich mitzufreuen an dem, was der einzelne ersonnen, gebästelt und aufgebaut hat.

Als besonderes Christgebäck werden Christstollen[1]) gegessen, die ebenso unverweigerlich zum Christfest gehören wie der Tannenbaum mit seinen Lichtern und seinem trauten Duft. Die letzte Stolle hebt man bis zur Lichtmeß auf, um Nahrungssorgen fernzuhalten (Ne.).

Der Höhepunkt des Festes ist die Bescherung, die nach alterzgebirgischem Brauche früh, jetzt auch abends stattfindet. Mit tausend Fäden muß es den in der Ferne weilenden Erzgebirger zu Weihnachten in seine Heimat zurückziehen, wird doch gerade bei ihm daheim wie nirgends anderswo dieses Fest im alten schönen Glanze poetischer Weihe gefeiert. Wohl in keiner Gegend unseres sächsischen Vaterlandes findet man zur Weihnachtszeit eine so große Reihe alter Sitten und Gebräuche wie im oberen Erzgebirge. Zum Teil aus ferner Zeit stammend, sind sie die Poesie in dem arbeitsreichen, mühseligen Leben des schlichten Mannes, zugleich eine heilige Pflicht gegen die Vorfahren. Mit Recht hebt die alte Wiesentaler Engelschar an: „Nun ist das schönste Fest auf Erden,

---

[1]) Im Gebiete des heutigen Königreiches Sachsen bezeugt 1571 Pfarrer Thomas Winzer in Wolkenstein zuerst das Vorkommen des Stollens bei Christbescherungen. Dieses Gebäck hat viele Deutungen erfahren. Die einen fassen es als eine Nachbildung des Ebers auf, andere wieder als eine symbolische Darstellung des in Windeln gewickelten Christkindes. Mogk schreibt: „Was die Veranlassung zu der Form dieses Gebäcks gegeben hat, das ja in den verschiedenen Festzeiten und Gegenden meist verschieden ist, das ist schwer zu entscheiden. Gerade diese Frage ist eines der schwierigsten Probleme der geschichtlichen Volkskunde. Ob wir im Stollen eine symbolische Darstellung des Christkindes haben, was ja recht gut möglich ist, oder ob das Gebäck ins Heidentum zurückgeht, wage ich nicht zu entscheiden. An ein altgermanisches Opfer, wovon so oft gefabelt wird, ist natürlich nicht zu denken. — Nach Höfer (Wissenschaftl. Beil. der Leipz. Zeitg. 1906, Nr. 101) ist der Stollen die Kombination zweier Fruchtbarkeitssymbole.

das heilige Christfest wieder da.“ Viel ist schon darüber gesagt und gesungen worden. Von alledem aber reicht nichts an das „Heiling O'mdlied“ heran, das Pater das Palladiallied des Erzgebirgers genannt hat; denn ob alt oder jung, groß oder klein, jeder kennt und singt es, wenn ihn die Weihnachtspoesie umfangen hält. Ich lasse es hier folgen ohne die zahlreichen Varianten, deren immer neue entstehen und entstanden sind.

Heit is dr heil'ge O'md, ihr Mad,
Kummt rei, mr gießen Blei,
Hult när de Hannechriste rei,
Die muß beizeiten rei.

Mr hoom ne Lächchter agebrannt!
Satt hâr, ihr Mad, die Pracht!
Do driem bei eich is â racht fei:
Ihr hatt e Sau geschlacht't.

Iech ho mr â e Licht gekaft
For zweeunzwanzig Pfeng.
Gih, Hanne, hul e Tippel rei;
Mei Läcbchter is ze eng.

Kaar, zind' e Weihrâchkerzel a,
Daß 's nooch Weihnachten riecht,
Un stell' s när of das Scharwel hie,
Das unnern Ufen liegt.

Lot, dort'n of dr Hihnersteig,
Do leit men Lob sei Blei.
Na, rafel när net su dort rim,
Sist ward dr Krienerts schei.

Denn 's Mannsvulk hoot sei Frâd an wos,
Sei 's â an was när will:
Mei Voter hoots an Vugelstell'n,
Dar Kaar, dar hoot 's an Spiel.

Iech gieß sei ersch! — Wann krieg iech dä?
Satt hâr! en Zwackenschmied.
De Kaarlin lacht — die denkt gewieß,
Iech meen ihr'n Richter-Fried.

Mr hoom â sachz'n Butterstoll'n
Su lank wie de Ufenbank.
Ihr Mad, do ward gefrassen war'n,
Mr war'n noch alle krank.

Mr hoom ä Neinerlä gekocht,
A Worscht un Sauerkraut.
Mei Mutter hoot sich o'geplogt,
Die ale gute Haut.

Riek! bruck de Sammelmillich ei!
Nasch oder net d'rvu!
Ihr Gunge, werft kenn Raspel ro
Ins Heilig-O'md-Struh.

War giht dä iewern Schwammetupp?
Nu, Henner, ruhste net?
Nu wart när, wenn dr Voter kimmt,
Mußt wahrlich glei ze Bett.

Nä, horcht när mol in Ufentopp
Dos Rumpeln un dos Gei'ng!
Na, weil's när net winseln tut, —
Denn sist bedätt's noch Lei'ng.[1]

Ne Heiling O'md im Mitternacht,
Do läfft statt Wasser Wei.
Wenn iech mich när net färchten tät,
Jech hult en Topp vull rei.

Do driem an Nachber'sch Wassertrug,
Do stiht e grußer Maa,
Un war net rachte Tatzen hoot,
Dann läßt 'r gor net na.

Lob, hul d'rweil ben Hanne-Lieb
Ne Voter e Kannel Bier,
Un wenn de kimmst, do singe mr:
Jech freie mich in dir.

Ihr Kinner, gitt ins Bett nu 'nauf,
Dr Säger zeigt schu eens.
Ebb mr Weihnachten wieder d'rläm? —
Wie Gott will, su geschah's!

Wohl in keinem alterzgebirgischen Hause fehlen neben dem mit Lichtern, Zuckerwerk, Glassachen, Äpfeln, Nüssen und Flittergold verzierten Christbaume,[2] den zuweilen auch ein Kronleuchter aus Glasperlen

[1]) Vgl. Seite 11. [2]) Die älteste Nachricht von dem Tannenbaume auf dem Weihnachtstische ist in einem 1604 zu Straßburg gedruckten Buche enthalten: Memorabilia quaedam Argentorati observata. Herausgeg. von Tille, Straßburg 1890. Sie lautet: „Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hencket man roßen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel,

oder ein Leuchter in Form einer Spinne, die „Spinne“, ersetzt, die „Ecke“ oder der „Berg“, eine möglichst figurenreiche geschnitzte Darstellung des Lebens Jesu, und die Weihnachtspyramide mit dem Tierparadies, die wie die Ecke bei armen Leuten oft den einzigen Schmuck des Stübchens bildet. Die oft durch viele Generationen vererbte „Ecke“ ist der Stolz der Familie. Weil ihr Hauptbestandteil die Christgeburt ist, wird sie auch schlechthin die Christgeburt oder das Bethlehem genannt.

Die Weihnachtspyramiden, im Volksdialekt Perametten, Pergemiden genannt, zeigen eine außerordentlich große Mannigfaltigkeit. Eine solche besteht in der Regel aus mehreren Stockwerken („Platten“), die an einem in der Mitte stehenden Stab befestigt sind, an dessen oberem Ende ein Flügelrad angebracht ist, das durch die aufsteigende Wärme der auf die eigentliche Pyramide gesteckten Lichter in Bewegung gesetzt wird und die Platten dreht. Die auf den Platten stehenden Figuren stellen gewöhnlich die Entwicklung der christlichen Kirche von Christus bis auf die Gegenwart dar. Neben solchen kunstvoll hergestellten gibt es auch ganz einfache Pyramiden aus vier mit buntem Papier überzogenen Stäben, die unten durch vier Querleisten zusammengehalten werden und oben eine Spitze bilden. Das so gebildete Gestell wird mit allerhand Schmuck behängt und mit Lichtern besteckt. Die Pyramiden werden mit Vorliebe ans Fenster gestellt, damit sie auch der Vorübergehende bewundern kann und ihr Lichtschein hinausfalle.

Die Christgeburt befindet sich meist inmitten eines Paradiesgartens oder in der Höhle eines Berges oder ist als besonderes Schaustück als „Ecke“ in einem Winkel des Zimmers aufgestellt, oft so groß, daß sie diesen ganz einnimmt. In dem zuerst erwähnten Falle ist sie ein mit einem Zaun umgebenes und mit Moos bedecktes Brett. Seitwärts darauf steht der Stall, zu dem ein mit Sand bestreuter Weg führt. Vor dem Stalle stehen die h. drei Könige, Gaben bringend dem in der Krippe liegenden Christkindlein, auf das Maria und Joseph mit stiller Freude blicken. Die Kunde von der gnadenreichen Geburt unseres Herrn bringt ein mit Draht an einem Baume befestigter Engel den an der anderen Seite des Brettes aufgestellten Hirten. Bis in die 60er Jahre wurden die Figuren für die Christgeburten und Pyramiden auch aus einem mit Schwarzmehl zubereiteten Teig geformt und vorherrschend grün, rot und

Oblaten, Zischgold, Zucker.“ Nach Mogk, Sächs. Volkskunde, S. 280, wird der Christbaum als Mittelpunkt der Bescherung in unserem Sachsen zum ersten Male 1737 in Zittau erwähnt. Vergl. auch Ortwein, Deutsche Weihnachten, Gotha. Über den Ursprung des Weihnachtsbaumes schreibt Dr. Eick: „Der Weihnachtsbaum ist nichts anderes als das Wiederaufleben von der Vorstellung des „Lebensbaumes“, die allen heidnischen Völkern gemeinsam ist. Wir meinen damit nicht so sehr die lokale Verehrung einzelner Bäume, als das Bild eines in der metaphysischen Welt aufragenden Baumes, der — als Urbild und Vollendung des Baumkultus — der heidnischen Vision zum Symbol des zeugenden Lebens wurde. Mögen wir heute auch jegliches Verhältnis zu der „Wirklichkeit“ solcher Symbolik verloren haben, so müssen wir es doch als Tatsache hinnehmen, daß der heidnischen Seele dieser Baum ein religiöses Erlebnis war, das er in seinen Kultvorstellungen wie in seinen Kosmologien widerspiegelte“.

schwarz angestrichen. Das Stück, durchschnittlich 10 cm hoch, kostete 2—3 ₰, größer ausgeführte bis zu 30 cm Höhe wurden nur vereinzelt gekauft.

Als besonderer Aufbau in einer Ecke des Zimmers erhebt sich das Ganze terrassenförmig oder bergan bis zur Höhe der Stadt Bethlehem. Mit der Geburt Christi im Stalle beginnend, werden auf den Terrassen, bez. auf der Berglehne Ereignisse aus dem Leben Jesu, oft auch messianische Weissagungen dargestellt. Ein auf Pappe gemalter Hintergrund schließt den Aufbau von der Wand ab, ein Sternenhimmel bildet den Abschluß nach oben oder größere und kleinere Engel schweben als die Menge der „himmlischen Heerscharen" darüber. Die Engel, die zuweilen Lichter tragen, sind entweder an Gummischnuren befestigt, so daß sie auf- und niederschweben, oder sie hängen an einem Reifen, der durch die aufsteigende Wärme gedreht wird (Wo., B., W., Ma., Grü.). Wie die Pyramiden, so zeigen auch die „Berge" eine große Mannigfaltigkeit und Ausführung, vom Kunstwerke herab bis zur einfachsten Aufstellung, die sich mit einigen an die Wand genagelten Tannenzweigen begnügt, in die hinein Figuren aus Papier gestellt werden. Und wenn irgend möglich, werden die einzelnen Figuren durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt. Dabei fragt der Erzgebirger nicht, ob das Personal des Aufbaues historisch zueinander paßt. Daher kommt es auch, daß „ausgestellte"[1] Christgeburten oft mit einem Bergwerksbetrieb verbunden sind, der ja so gut in den phantastischen Wunderbau und in die bewegliche Mannigfaltigkeit paßt. Ein hervorragendes mechanisches Kunstwerk kommt alljährlich in Annaberg, Logenstraße 6 zur Aufstellung, an dem der Verfertiger nahezu zwanzig Jahre gearbeitet hat und das sich vor vielen ähnlichen Erzeugnissen dadurch auszeichnet, daß es in dreißig verschiedenen Abteilungen nur biblische Szenen zur Darstellung bringt. Das Ganze nimmt mit seiner umfänglichen durch ein Uhrwerk getriebenen Transmissionsmaschinerie den größten Teil eines geräumigen Zimmers ein, in dem es in Form einer terrassenartigen Bühne aufsteigt von

[1]) Die öffentliche Schaustellung von Christgeburten ist alter Brauch. In Nr. 51 des Annaberger Wochenblattes von 1843 lauten zwei Anzeigen:

„Bei Unterzeichnetem ist von Weihnachten an die Geburt Christi in fein geschnitzten Figuren vorgestellt zu sehen. Entree à 6 Pf., Kinder die Hälfte. Carl Gottlob Escher in Buchholz."

„Der schätzbare Beifall, dessen sich die seit einigen Jahren von mir aufgestellten bildlichen Darstellungen aus der bibl. Geschichte zu erfreuen gehabt haben, hat mich veranlaßt, nach erlangter Genehmigung des hiesigen Stadtraths, auch dieses Jahr dergleichen Darstellungen zu gefälliger Ansicht des verehrl. Publikums zu geben. Dießmal stelle ich die Stadt Jerusalem in dreißig Abteilungen vor, wie sie in dem Zeitraum gewesen sein soll, wo Jesus in seinem ein- und zweiunddreißigsten menschl. Lebensjahre stand. Die Figuren sind beweglich, das Ganze aber zweckmäßig beleuchtet und mit solchem Fleiße gearbeitet, daß auch dießmal schwerlich irgend Jemand diese Darstellung unbefriedigt verlassen wird, welche vom 24. d. Mts. an, jeden Tag von Nachm. 5 Uhr bis Abend 10 Uhr geöffnet sein wird. Die Lokalität ist in dem auf der kl. Kirchgasse befindlichen mit Nr. 72 bezeichneten Hause; der Eintrittspreis ist für jede einzelne Person nur ein Neugroschen, bei gefälligem Besuch ganzer Familien bleibt die Vergütung deren Belieben überlassen. Annaberg, den 20. Dez. 1843. Chr. Friedr. Süß."

einem von Schafen beweideten Wiesenplan mit Hirten und Hunden zu der Höhe Golgathas, wo sich die Kreuzigung erhebt. Dazwischen liegen Tempel, Gänge und Plateaus, wo sich in spannenhohen beweglichen Figuren die Geburts- und Leidensgeschichte unseres Herrn abspielt. Die buntbemalten Figuren, weit über 200, lassen ihren Schöpfer als feinen Beobachter des Menschen erkennen. Äußerst lebendig und wahr sind u. a. der Kindermord, die Verhöhnung Christi und der Meeressturm. Die aufgestellten zahlreichen Tiere, Hunde und Schafe, Kamele, Pferde und Esel aber sind nicht minder fein empfunden geschnitzt. Ein schönes mechanisches Kunstwerk besitzt auch Otto Escher in Sehma. Weithin bekannt ist die in Form eines panoramaartigen Aufbaues gehaltene Oberwiesenthaler Weihnachtskrippe, die wegen landschaftlicher und architektonischer Treue einen besonderen Wert hat; denn sie soll nach photographischen Aufnahmen aus dem heiligen Lande komponiert und aufgebaut sein. Nach dem Geschmacke des naiven Erzgebirgers fehlt dieser Krippe ein eigenartiger Reiz, die Bewegung. Nach Wiesentaler Mustern sind auch die sehenswerten Krippen gehalten, die in A. Kl. Kirchgasse 47, 14 und Zickzackpromenade 1 alljährlich zur Aufstellung gelangen.

Doch zurück zur Weihnachtsstube. Hoch über dem Ganzen schwebt an der Decke der holzgeschnitzte Weihnachtsengel mit Spruchband, vergoldeter Schärpe und goldenen Flügeln, der ringsum mit Dillen tragenden Drähten umgeben ist oder auch nur zwei Lichter in den Händen trägt. Zur Erhöhung des Lichterglanzes werden Engel mit Lichtern an die Fenster gestellt (Grü., Ob., B., A.), auf die Schränke Lichterhäuschen, auf die Fensterstöcke Lichter tragende Figuren oder auch nur Lichter, die mit ihrem Schein das nächtliche Dunkel erhellen und so dem ganzen Dörfchen ein festliches Gepräge geben. Die kleinen aus Papier gefertigten Lichterhäuschen, deren Fensteröffnungen mit buntem Seidenpapier verklebt sind, hängt man auch an die Decke und erfreut sich dann abends an den verschiedenen Licht- und Schattenwirkungen, die die um sich selbst drehenden und im Innern erleuchteten Gebilde geben. Diese Freude an dem Lichte scheint ein Erbteil der Bergmannsbewohner zu sein, erinnern doch auch die am Christfeste noch in vielen Stuben und auch Schankwirtschaften (in Schn. fast allgemein, Zscho., Neu., A.) aufgestellten Lichter tragenden Bergmänner an jene Zeit, wo allein der Bergbau die Existenz mancher Gegend und ihrer Bewohner bedingte. Als eigenartiger Schmuck sind noch die Reitschulen zu erwähnen, die den bei Jahrmärkten aufgestellten nachgebildet sind und zuweilen durch ein Uhrwerk mit Musik in Bewegung gesetzt werden. Räucherkerzchen würzen schon Tage zuvor die Luft. Hausflur und Stuben, sogar die Laube im Garten werden mit Stroh belegt, worauf man auch gleich schläft, teils aus Bequemlichkeit, teils, um nicht die Metten am ersten Feiertage zu verschlafen. Wer in den Frühmetten recht munter ist, dem ist im kommenden Jahr eitel Glück beschert (J.).

So ausgestattet zeigt sich im allgemeinen eine erzgebirgische Weihnachtsstube. Es ist ein ganz eigenartiger Zauber, der uns beim Eintritt in eine solche umfängt, wir glauben uns in eine ganz andere Welt

versetzt. Der Erzgebirger sucht seine ganze Weihnachtsfreude nicht in materiellen Genüssen, auch drängt sich diese nicht auf die paar Festtage zusammen. Der größte Zauber liegt für ihn, wie schon erwähnt, in der Zubereitung aller der Dinge, die nach altem Brauche am h. Abend nicht fehlen dürfen. Daraus erklärt sich auch der Brauch, daß Bekannte und Verwandte am h. Abend sich gegenseitig besuchen, um nachzusehen, was der andere oft mit außerordentlichem Geschick in sinniger Weise dargestellt und aufgebaut hat.

Die Angebinde sind beim Volke von denkbar bescheidenster Art; das Nötigste, was gebraucht wird an Kleidung oder dergleichen, wird auf den Weihnachtstisch gelegt und höchstens noch für die kleinen Kinder ein billiges Spielzeug.

In der allgemeinen Freude vergißt man auch die nicht, die im Laufe des Jahres von hinnen gegangen sind und nicht mehr mit eigenen Augen all die Herrlichkeit bewundern können. Verbreitet ist die schöne und rührende Sitte, auf die Hügel verstorbener Kinder und auch von Erwachsenen (Ge., H., Ne., Th.) mit Papierrosen, Glasketten, Lichtchen u. a. geschmückte Christbäumchen zu stellen. Nur selten noch (Grünh.) werden die Lichter, deren Anzahl das Alter des verstorbenen Kindes angibt (A., Gey.), angezündet. Unter das Bäumchen kommen des Kindes liebste Spielsachen zu liegen, die manche auch in den Hügel eingraben (Di., Grünh., Ge., Th.).

Auch der stillen Bewohner des Stalles gedenkt man. Sie erhalten nicht nur reichlicheres Futter als sonst, sondern auch von allem, was auf den Tisch kommt und der Futterraum birgt (v.). Kein Tier darf das ihm vorgelegte Futter auffressen, sonst wird es das ganze Jahr nicht satt (Dr.). Leiden die Tiere am h. Abend Hunger, so kommt teure Zeit (Ma., Er.). Pferde und Kühe bekommen an jedem der drei h. Abende Wachholderbeeren, Hering, Äpfel oder Räucherkerzchenasche unters Futter (Br., Nd., M.) oder Brotschnitte mit Nußkernen und Salz[1] (A., H., U., Ob., Ham., Mau., Wa.), mit Sauerkraut und Viehpulver (Kö.), mit Knoblauch oder Heringskopf (Mau.) oder mit Salz und Zwiebel (Gey.). Dazu bekommen die Pferde noch volle Hafergarben aufgesteckt (Kö.). All diese Gaben schützen vor Krankheit und machen die Milch der Kühe süß und dick. Damit die Tiere des Segens der Weihnachtszeit teilhaftig werden, erhalten sie während der Christnacht im Freien gelegene Garben (Kl. 339*) oder während dieser Zeit auf dem Dünger gelegenes Heu (Zw. Gegend 339*). In W. steckt ein Bauer jedem Tier ein h. Abendlicht auf den Rechen. Betritt man am h. Abend den Stall, so sollen alle Tiere liegen (Mau.).

Wie der Tiere, so gedenkt man auch der Bäume im Garten. Damit sie reiche Frucht tragen und gut gedeihen, begießt man sie unter dem Christlauten mit Milch (B., Schl.) mit darin aufgeweichter Semmel (Ma., M., Kö.), umbindet sie mit Strohbändern (A., W., H. 74), die an jedem der drei h. Abende erneuert werden (S.), und schenkt ihnen Geld,

---

[1]) Salz spielt besonders bei Zauberkuren ein bedeutende Rolle, es schützt auch gegen Behexung und ist Gegenstand achtender Behandlung (W. 118).

das in die Erde gegraben, in das Strohband gesteckt oder in den Stamm geschlagen wird (H., Mau., Ra., Schl., Kl. 75). Dabei sagt man: „Gott segne deine Frucht, wachse immer fort!“ oder: „Hier, Baum, hast du 'was, gib mir wieder 'was!“ Vor dem Beschenken oder an Stelle desselben werden die Bäume auch nur geschüttelt mit den Worten: „Bäumlein, ich rüttle dich, Bäumlein, ich schüttle dich, bring mir viel Obst“ (Ehr.). Wer keine Bäume hat, beschenkt die Blumenstöcke im Zimmer mit einem Pfennig oder einer Nadel (A).

In all dieser Fürsorge steckt noch ein Rest altgermanischen Glaubens an die Baumseelen. Gleich allen anderen Geschöpfen waren auch die Pflanzen unseren heidnischen Vorfahren fühlende Lebewesen. Der Gedanke einer Beseelung der Pflanzenwelt hängt ja eng mit der Beobachtung ihres äußeren Wachstums zusammen.

Damit der Wasserstand im Brunnen nicht sinke, wirft man Geld hinein (Gd.). Alles Wasser verwandelt sich in der Mitternachtsstunde der Christnacht in Wein.

„Zun Heiling O'md im Mitternacht,
Do läft statt Wasser Wei.
Wenn iech mich när net färchten tät,
Ich hult en Tupp vull rei!“ (Seite 158).

Unter Beobachtung tiefsten Schweigens holt man während dieser Zeit davon; wer aber beim Schöpfen auf die Worte des Geistes: „Das Wasser ist mein und du bist mein!“ antwortet, ist innerhalb des nächsten Jahres tot (Gey.).

Der erste Weihnachtsfeiertag.

In den ersten Frühstunden dieses Tages (H., Cr., Schl., Br., Gey., J., Lö., Bä., Zwö., Ob., Th.) oder auch am Abend vorher (W., Ehr., O., A., Zö.) finden die Christmetten statt, ohne deren Besuch der echte Erzgebirger das Christfest sich nicht denken kann, mag das Gehöft noch so fern liegen, das Wetter noch so kalt und stürmisch sein. Im allgemeinen nehmen die Metten folgenden Verlauf. Nachdem die Glocken um fünf oder sechs die erwartungsvollen Herzen zusammengerufen haben, der Jubelgesang der Orgel verklungen ist und die Gemeinde einen Weihnachtschoral gesungen hat, verliest der Geistliche das Weihnachtsevangelium, das an geeigneten Stellen durch den Gesang eines Weihnachtsliedes oder -chorales unterbrochen wird und auch mit einem solchen schließt. An die nun folgende Ansprache des Geistlichen schließen sich mancherorten die Weissagungen an, die aber ebenso oft auch vorangehen, und mit Segen, Gebet und dem Gesange eines Weihnachtschorales oder -liedes — in Schn. gern mit der Schlußstrophe von „Stille Nacht, heilige Nacht“ — schließt die Feier. Die Weissagungen werden gewöhnlich von einem Knaben oder einem Mädchen oder auch von mehreren Knaben und Mädchen gesungen, die sich in manchen Orten dazu festlich schmücken. So tragen in Br. die Knaben übergezogene weiße Hemden mit roten Schärpen um den Leib und von der linken Schulter zur rechten Seite nebst roten Schleifen auf den Achseln. Den

Kopfschmuck bilden „Kronen“, 40—50 cm hohe, mit Goldpapier überzogene, am oberen Rande ausgezackte und mit Silberpapier umränderte Pappröhren, deren unterer Rand mit flimmernden Erzstückchen beklebt ist, über denen sich außer einer Reihe kleiner Spiegel noch mehrere Reihen bogenförmig gehängter Glasketten herumziehen. Die Vorderseiten der Kronen zeigen, da sie durch ein im Innern befestigtes Licht erleuchtet werden, entweder eine mit buntem Seidenpapier verklebte ausgeschnittene Inschrift, z. B. „Ehre sei Gott in der Höhe!“ oder einen Stern, einen Engel u. ä. Wie die Knaben, — es sind die Chorknaben, meist zehn — so tragen auch die Mädchen, in der Regel in gleicher Anzahl, auf ihren weißen Kleidern rote Schärpen, nur etwas schmäler und von der rechten Schulter zur linken Seite. Ihre Kronen ähneln den richtigen Kronen. Sie sind ungefähr 25—30 cm hoch, mit Goldpapier beklebt und mit Glasketten reich behängt. Den Abschluß nach oben bildet der Reichsapfel oder ein Szepter. Kurz vor sechs Uhr holen der Geistliche und der Kantor die Kinder aus dem nahe der Kirche gelegenen Gasthofe, wo sie mit Punsch und Stollen bewirtet wurden, ab und ziehen paarweise in die Kirche. Vor dem Eintritt in dieselbe werden die Lichter in den Kronen angezündet, sowie all die zahlreichen Lichtchen, die die Dorfjugend auf blankgeputzten Leuchtern mit in die Metten bringt. Die Feier eröffnet der Choral: „Jauchzet, ihr Himmel —“. Hierauf verliest der Geistliche das Weihnachtsevangelium, das, wie schon erwähnt wurde, an geeigneten Stellen durch passende Lieder und Choräle unterbrochen wird. Auf die Vorlesung folgt die Weissagung (Jes. 9, 1 ff.), die ein Knabe durch den Gesang der Worte: „Höret an von Christo die Weissagung des Jesaias im 9. Kapitel!“ einleitet. Die Weissagungen selbst singen Knaben und Mädchen gemeinsam, bez. wechselsweise vom Chore aus. Nun folgen einige Gesänge, darunter immer „Den die Hirten lobten sehre“, und nach einer kurzen Ansprache des Pfarrers schließt die Feier mit dem Gesange der 10. Strophe des Liedes „Dies ist der Tag —“ „Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt —“.

In Grü., wo die Christmetten um 5 Uhr früh beginnen, folgt dem Eingangsliede der Gesang des Quem pastores, das versweise von vier Kinderchören, von denen je einer auf dem Chore, zu beiden Seiten des Altars, auf den beiden Emporen steht, gesungen wird. Hierauf stimmt die Gemeinde nach der Predigt einen zweiten Choral an, und unterdes finden sich die Chöre auf dem Altarplatze ein, wo ein Knabe und ein Mädchen, die beide vortreten, in Frage und Antwort das Weihnachtsevangelium vortragen. Dazwischen erklingen Lieder und Choräle, die teils alle, teils einzelne Kinder singen. Dann schließt der Gottesdienst in der allgemein üblichen Weise.

Vor 20—25 Jahren begannen die Christmetten in Lauter früh 5 Uhr mit dem Einzuge von ungefähr 20 festlich gekleideten Kindern, Knaben und Mädchen, und zwar unter Glockenklang und dem Gesang: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her —“. Während die Knaben nur in ihren Sonntagskleidern gingen, trugen die Mädchen weiße Kleider mit Blatt- oder Rosenranken und bunten Schärpen und Kränze auf den

Köpfen, die, je nach dem Inhalte des Gedichtes, das das einzelne Kind zu deklamieren hatte, aus Rosen, Buchsbaum, Myrten oder anderen Blumen bestanden. Die Gedichte wurden auf einer kleineren geschmückten Erhöhung vorgetragen, die sich neben dem in der Mitte des Altarplatzes stehenden Christbaume befand, um den herum sich die Kinder auf den aufgestellten Bänken niederließen. Großer Wert wurde auf die Gesten des deklamierenden Kindes gelegt. — Jetzt werden die Metten abends um 8 Uhr abgehalten. Den Anfang bildet die Deklamation des Liedes: „Vom Himmel hoch —“ durch ein Mädchen. Hierauf betreten die übrigen Kinder, gekleidet wie ehedem, mit brennenden Wachsstöcken und mit dem Gesange des Liedes: „Vom Himmel hoch —“ die Kirche. Nach der Deklamation eines zweiten Gedichtes spricht der Geistliche einzelnes aus den Responsorien und Intonationen, begrüßt die Gemeinde und verliest, nachdem die Gemeinde ein Weihnachtslied gesungen hat, die Geburtsgeschichte des Herrn, die an geeigneten Stellen durch den Gesang eines passenden Liedes oder die Deklamation eines Gedichtes unterbrochen wird. Solche sind: „Dir, kleines Bethlehem, erklang des heil'gen Sängers Lobgesang —“, „Hosianna, Davids Sohn, kommt in Zion eingezogen —“, „Ehre in der Höhe hoch —“, „Fest aller heiligen Feste —“, „Es ist ein Ros' entsprungen —“, „Alle Jahre wieder —“, „Stille Nacht —“, „O du fröhliche —“ u. a. Dazwischen singen zwei oder drei Knaben vom Chore aus die Weissagung (Jes. 9, 1 ff.) und mit dem Gesange eines Weihnachtschorales schließt die Mette, die gewöhnlich bis ½10 Uhr dauert.

Ein dramatisches Gepräge haben die um 5 Uhr früh beginnenden Christmetten in Satzung. Während es noch läutet, kommen aus der Sakristei Engel, Hirten, Maria und Joseph im feierlichen Schritt gezogen und nehmen auf den um den Altarplatz herum aufgestellten Bänken Platz. Die Engel tragen weiße Kleider, Perlenkronen und Schärpen, der Verkündigungsengel außerdem noch goldene Flügel. Die Hirten sind angetan mit Hose und Hemd, auf dem die rotgestrickten Hosenträger kreuzförmig aufliegen. Ihre Köpfe sind mit grünen, ungefähr 40 cm hohen Papphüten in Zylinderform bedeckt, deren oberer Rand gezackt ist. In den Händen haben die drei Hirten als Geschenke für das Christuskind einen Hirtenstab, ein Schäfchen und eine Schalmei. Joseph trägt einen langen Mantel und eine Laterne, Maria ein weißes Kleid. — Nach dem Eingangsliede, gewöhnlich: „Ich freue mich in dir“ — (s. Gesgb. No. 43) verliest der Geistliche das Weihnachtsevangelium, das alsdann dramatisch dargestellt wird. Die drei Hirten treten auf die Altarstufen, der rechte und linke legen sich zum Schlafe nieder, der mittlere wacht. Mit den Worten: „Auf, Simon, Elieser! Was ist das für ein Stern voll Pracht, der über Bethlehem dort steht!“ unterbricht er den Schlaf der beiden, wobei er nach einem an der Orgel angebrachten Sterne weist, der in eine 1½ m hohe Holztafel geschnitten, mit gelbem Papier verklebt und durch Lichter erleuchtet ist. Hierauf unterhalten sich die Hirten über die Zustände im Reiche Juda, bis ihnen der Engel der Verkündigung erscheint. Die Hirten eilen zur Krippe

und überreichen dem Kinde, einer auf Stroh liegenden Puppe, die schon genannten Geschenke. Nun kommen auch die Engel herbei und singen mit den Hirten gemeinsam „Stille Nacht, heilige Nacht —". Eingestreut in die Handlung ist die Weissagung, die von den Hirten, den Engeln und Maria Magdalena, die noch mit einer Freundin zugegen ist, gesungen wird. Nachdem der Pfarrer noch eine kurze Ansprache gehalten und den Segen erteilt hat, endigt der Gesang eines Chorales die Feier, die in der Regel reichlich eine Stunde dauert. Die Proben zu dem Spiel werden ohne Beisein des Lehrers einmal bei jedem Teilnehmer daran abgehalten. Schon Tage zuvor gehen die Mädchen mit eingedrehten Haaren, schöne Locken sind unbedingt nötig für einen Engel.

Ähnliche Mettenspiele werden meines Wissens noch in Neudorf, Sehma, Crottendorf und Steinbach abgehalten. Das in letzterem Orte übliche wird mit geringen Abweichungen auch in den beiden zuerst genannten Dörfern gespielt. Eine Schilderung desselben erübrigt sich, da es in den „Mitt. d. V. f. s. V." Bd. III, S. 6 ff. und im „Glück auf!" Jahrg. 20, S. 2 ff. ausführlich enthalten ist. In S. ist der Gang des Christmetten-Gottesdienstes folgender:

1. Gemeindegesang: Lied 36, 1. 2. 2. Geistlicher: Der Herr sei mit euch! Gemeinde: Und mit deinem Geiste! Geistl.: Freue dich sehr, du Tochter Zion, Halleluja! Gem.: Und du Tochter Jerusalem, jauchze, Halleluja! Geistl.: Siehe, dein König kommt zu dir, Halleluja! Gem.: Ein Gerechter und Helfer, Halleluja! Geistl.: Kollekte. Gem.: Amen. Geistl.: Vorlesung: Jes. 40, 1—5. Gem.: Halleluja! 3. Gemeindegesang: Lied 36, 3. 4. 4. Festbegrüßung.[1] 5. Weissagung: Jes.: 9, 2. 6. und 7. 6. Gemeindegesang: Lied 36, 5. 6. 7. Evangelium. 8. Gemeindegesang: Lied 36, 7. 8. 9. Hirtengespräch I. 10. Gemeindegesang: Lied 36, 9. 10. 11. Hirtengespräch II. 12. Kirchenmusik. 13. Gesang der Hirten. 14. Gemeindegesang: Lied 36, 11. 15. Geistl.: Gelobet sei unser Herr, Jesus Christus! Gem.: Hochgelobet in Ewigkeit! Geistl.: Kollekte. Gem.: Amen. Geistl.: Segen. Gem.: Amen. 16. Gemeindegesang: Den die Hirten lobten sehre —. Das Crottendorfer Spiel hat folgenden Verlauf: Ein als Engel verkleidetes junges Mädchen kommt hinterm Altar vor und verkündigt vier auf dem Altarplatze schlafenden Hirten die gnadenreiche Geburt unseres Herrn. Die Hirten erwachen; unterhalten sich hierauf kurze Zeit und fassen den Entschluß, nach Bethlehem zu gehen, wobei sie die Kirche verlassen. Engel und Hirten sind gekleidet wie die in Br. An die Weissagungen schließt sich ein dreimaliger Umgang der Engel um den Altar an, wobei sie drei Strophen des Liedes: „Nun singt und seid froh!" singen und, zurückgekehrt auf den alten Platz, anstimmen: „Eia, wär'n wir da, eia, wär'n wir da."

Wie in Breitenbrunn, so gehen auch in Bä. die Kinder, die die Weissagung singen, verkleidet. Daran sind beteiligt 14 Engel und 2—3 Männer. Von jenen stehen 12 auf dem Altarplatze, je einer auf den beiden Seitenemporen, diese aber in der Sakristei, früher auf dem

[1]) Zu Nr. 4, 5, 9, 11, 16, vgl. „Mitteil. d. V. f. s. V." Bd. III, S. 6 ff.

Friedhofe. Vor ihrem Auftreten werden die Engel, in der Regel 7 Knaben und 7 Mädchen, in der Pfarre bewirtet und ziehen hierauf mit dem Geistlichen an der Spitze in die Kirche. In H. versammeln sich die Konfirmanden und Konfirmandinnen vor der Schule und gehen von hier unter dem Gesange der 11.—15. Strophe des Liedes „Zions Tochter, sei erfreut" (Zw. Gef. No. 30) in die Metten. In Schl., Ob. singt ein Mädchen die Weissagung vom Chore aus, in Schn. an gleichem Orte gewöhnlich ein Chorknabe, dem dazu ein großes Weihnachtslicht leuchtet. Sein Gesang beginnt mit der Ankündigung: „Höret an von Christo die Weissagung!", worauf die Textworte Jes. 9: „Das Volk so im Finstern wandelt —" folgen. Damit hat die Feier ihren Höhepunkt erreicht. Von mehreren Chören werden die Weissagungen auch in Gey., Sch. und Grünhain gesungen. In Nw. singt sie immer die älteste Konfirmandin vom Altarplatze aus, in J. stellen sich die Kinder dazu hinter dem Altar auf.

Weithin üblich ist, daß die Mettenbesucher mit Lichtern oft auf blankgeputzten Leuchtern in die Kirche ziehen. Das Mettenlicht darf nur daheim angezündet und ausgelöscht werden. Verlischt es auf dem Hinwege, so wird es in der Wohnung noch einmal angebrannt (B.). Das Verlöschen kündet seinem Träger den Tod im kommenden Jahr (H.). In Schl., Ob., Gey., Bä., Ne. bringen die Kirchgänger auch die auf Seite 161 erwähnten Lichterhäuschen mit. Bis zur Renovierung der Schneeberger Kirche in den Jahren 1896—1898 erschienen die Bergleute daselbst mit ihren Blenden und den in Form und Einrichtung schon im Altertum vorhanden gewesenen Grubenlichtern, die einen entsetzlichen Geruch und Qualm verbreiteten und deshalb auch fortab verboten wurden. In J. versammeln sich die Mitglieder der Berg-, Knapp- und Brüderschaft — 1895 waren es 29, von denen nur 2 noch angefahren waren — vor dem Hause des „Ladenvaters" und ziehen in Bergmannskleidung mit brennenden Grubenlichtern unter den Klängen des Bergmannsmarsches bis zur Pfarre, um den Geistlichen in die Metten abzuholen. Nachdem dieser von den beiden, die links und rechts neben ihm an der Spitze des Zuges marschierten, mit brennenden Grubenlichtern um den Altar herumgeführt worden ist, treten alle ohne Lichter ein, worauf der Gottesdienst beginnt, nach dessen Beendigung die Teilnehmer in gleicher Ordnung den Pfarrer wieder heim begleiten und sich dann zerstreuen, um einige Tage später wieder zu einem Essen zusammenzukommen.

Um nicht die Metten zu verschlafen, bleibt man die Nacht hindurch auf, ergeht sich im Freien oder legt sich auf das noch in so mancher Stube liegende heilige Abendstroh. Wer jedoch die Metten zu früh betritt, stört den Gottesdienst der Verstorbenen, den diese vor den Metten abhalten. Damit ihm nun kein Unglück deshalb widerfahre, muß er die Kirche unter Zurücklassung eines Kleidungstückes sofort wieder verlassen (H.). Hierzu erzählt man mir aus Th.: Eine der Kirche gegenüberwohnende Frau hatte sich, um zu rechter Zeit in den Metten zu sein, gleich aufs Sofa schlafen gelegt. Um 12 wacht sie

auf und sieht, daß die Kirche hell erleuchtet ist, wie auch Orgelklang zu ihr herübertönt. In der Meinung, daß die Metten schon begonnen haben, eilt sie zur Kirche. Zu ihrem Schrecken sieht sie darin all die Verstorbenen der letzten Jahre. Schnell will sie davoneilen, wird aber von einer Toten aufgehalten, die ihr den Rat gibt, den Mantel zurückzulassen, damit sie lebendig die Kirche verlassen könne. Die Frau wirft das geforderte Kleidungsstück von sich und eilt heim. Am Morgen lag ein Stück davon auf jedem Grabe, die Toten hatten den Mantel geteilt. Auf Grund dieses Vorkommnisses sollen in Th. die Christmetten lange Zeit in Wegfall gekommen sein. Seitdem hat sich bis heute die Meinung erhalten, daß um Mitternacht die Verstorbenen zu einem Mettengottesdienste in der betreffenden Kirche versammelt seien.

Daß durch die Anhäufung einer großen Volksmenge — werden doch auch kleine Kinder mitgebracht — die Andacht in den Mettengottesdiensten oft gestört werden mag, ist wohl selbstverständlich. Das, mehr aber noch der bei den Mettenspielen zuweilen verübte Unfug ließ schon früh dagegen eifern. In dem 3. Stück des gemeinnützigen Erzgebirgischen Anzeigers vom 14. Januar 1815 schreibt ein anonymer Verfasser u. a.: Im Jahre 1812[1]) erging die weise Verordnung von E. Königl. Sächs. Hochpreißlichen Kirchenrathe, daß bei der Christmettenfeier künftig alles wegfallen sollte, was einer vernünftigen Gottesverehrung zuwider ist und daß diese Feier erst um 6 Uhr früh beginnen solle. Man hätte nun glauben sollen, daß der zeitherige Mettenunfug, die Farcen mit den als Engel und Hirten verkleideten Kindern wie durch einen Zauberschlag vernichtet sein würden. Aber nein! Dieser Unfug dauert in vielen Ortschaften des Erzgebirges und Vogtlandes noch immer fort. Engel im weißen gebänderten Gewande, mit Sonnen und Welten tragenden Kronen, das flammende Schwert in der Rechten haltend und Hirten mit Tasche und Stab machen ihre mystischen Herumzüge in der Kirche, singen von der Kanzel und Altar ihre Lieder, leiern ihre Weihnachtssprüche ab und machen ihre englischen Tänze um den Altar herum. Bald erblickt man sie auf der obersten Emporkirche, bald

---

[1]) Schon 1805 hatten die Stände von Ritterschaft und Städten beantragt, „die Christmetten wegen des dabei gewöhnlichen Unfugs durch ein Landesgesetz abzustellen." Der König trug jedoch laut Reskript vom 6. September 1810 Bedenken, die angetragene Abänderung sofort anzuordnen, befahl aber, daß bei fernerer Beibehaltung der Christmetten aller Unfug auf wirksame Weise gesteuert werden möge. Auf Grund der Unterlagen, die die Regierung daraufhin durch eingeforderte Berichte erhalten hatte, schrieb das Konsistorium zu Leipzig am 27. Nov. 1811 an den König, „daß die Christmetten weniger als eine religiöse Feier und Vorbereituug auf das Weihnachtsfest anzusehen seien, vielmehr nur als eine Art Volksbelustigung, weshalb die Christmetten ohne allen Nachteil abgeschafft werden können." Aus den 23 Berichten, die dem Leipziger Konsistorium von den ihm unterstellten Superintendenturen zugingen, greifen wir nur den der Diözese Zwickau, der allein für unsere Arbeit in Betracht kommt, heraus. Er lautet: „An mehreren Orten sei den Unordnungen in den Christmetten bereits gesteuert worden, an anderen solle ihnen durch strengere Polizeiaufsicht und dadurch, daß der Anfang derselben erst um 5 Uhr festgesetzt worden, kräftigst gesteuert werden. Die Verlegung in die Abendstunden aber habe in dieser Ephorie nirgends Beifall gefunden und lasse die Fortdauer der Unruhen befürchten." (Vgl. Mitt. d. V. f. s. V., Bd. II, S. 268 ff.).

an den Stufen des Altars. Auch sogar ein Wiegenlied wird gesungen. Die dem Volke so gefälligen Schulmeister halten die Kirchenuhren zurück, damit die Feier durch die Finsternis der Nacht begünstigt wird. Alles dieses und die volle Erleuchtung der Kirche verbreitet einen so mystischen und magischen Zauber, daß das tollsinnliche Volk ganz entzückt wird. Zwei Stunden läuft es in der Nacht, um nur die lieben Engelchen zu sehen und zu hören. Man trägt die Säuglinge auf den Armen in die Kirche. Jede Familie kommt mit ihren Kinderchen gezogen. Auf die Predigt hört niemand. Das Getöse der großen Volksmenge, das durch das Aufschreien der vielen Kinderchen noch vermehrt wird, läßt auch davon nichts vernehmen. So saugen schon kleine Kinder durch die Anschauung die grobkörperlichsten Vorstellungen vom Geisterreiche ein, die bei dem gemeinen Manne das ganze Leben hindurch nicht wieder zu vertilgen sind. Anonym war auch dem Kirchenrate zu Dresden von all den Vorkommnissen im Erzgebirge und Vogtlande Mitteilung gemacht worden, woraufhin dieser an die Superintendenturen zu Zwickau, Annaberg, Plauen und Ölsnitz am 25. Januar den Befehl erläßt, „zuverlässige Erkundigung einzuziehen, ob solches in Wahrheit und wie es auf diesen Fall um die stattgefundene Ceremonie mit Engeln und Hirten überhaupt bewandt gewesen sei, auch inwiefern die Geistlichen und Schullehrer sich dabei etwas zu schulden gebracht haben." Aus den Berichten, die der Annaberger und Zwickauer Superintendent über die eingezogenen Erkundigungen erstatten, greifen wir nur einige heraus, die der Arbeit Bergmanns „Beiträge zur Geschichte der Christmetten in Sachsen" (Mitt. d. V. f. s. V.", Bd. II, S. 268 ff.) entnommen sind. Die Christmette in Breitenbrunn hat um 5 Uhr frühi hren Anfang genommen, und ein Knabe mit dem gewöhnlichen Chorhemde bekleidet, hat dann nach dem zweiten Liede die Jesaianische Weissagung gesungen. Anderweitige Verkleidungen haben dabei nicht stattgefunden. — Und heute!? In Beyerfeld begannen die Christmetten früh 6 Uhr in nachstehender Ordnung: 1. Ein Weihnachtslied mit Pauken und Trompeten. 2. Das Quem pastores laudavere mit abwechselnden Chören von den Kindern allein gesungen mit Begleitung blasender Instrumente. 3. Die Weissagung des Jesaias unter musikalischer Begleitung durch einen Knaben von der Kanzel gesungen. 4. Weihnachtslied. 5. Predigt. 6. Musik. 7. Die Unterhaltung der Kinder am Altar oder der sogenannte Auftritt, d. i. Gespräche der Kinder mit Gesängen über die Geburt Jesu nach Anleitung der H. Schrift. 8. Dankgebet, von 4 Knaben knieend nach der Reihe verrichtet. 9. Kollekte, Gebet und Schlußgesang. In der Unterhaltung der Kinder ist ebenfalls nichts Lächerliches und Unanständiges vorgekommen. Allerdings haben allegorische Verkleidungen der Kinder stattgefunden. Die Knaben der bemittelten Eltern haben grüne oder blaue Jacken, weiße Beinkleider, Schuhe und Strümpfe und grüne Hüte oder Kappen auf dem Kopfe und Stäbe in den Händen gehabt, die Mädchen sind weiß gekleidet gewesen mit grünen Kränzen auf dem Kopfe und Stäben in den Händen. Der Knabe, der die Weissagung gesungen, habe hergebrachter Gewohnheit nach ein weißes Gewand mit

einem Bande umbunden und eine Krone oder Kranz auf dem Kopfe gehabt, aber diese Kleidung auch sogleich nach Beendigung seines Gesanges abgelegt. Vor dem Altare ist dann noch ein sogenanntes Theater, eine kleine Erhöhung mit Schranken von Stangen, errichtet worden, weil der Platz am Altar zu eng sei und damit die Kinder vor jedem Gedränge in Sicherheit wären und das Volk die Kinder besser sehen könnten. Der P. Mag. Hähnel zu Lauter glaubt, daß er bei der Beibehaltung jener Ceremonien nichts getan habe, was dem allerhöchsten Befehl vom 21. August 1812 entgegen sei. Wie diese Ceremonie bei ihm beschaffen sei, habe er sie als religiöse Feierlichkeit und keineswegs zu Gespött und Aberglauben veranlassend, ansehen dürfen. Etwa 14 Knaben halten am Altar ein Gespräch in weißen Kleidern über die Ankunft Jesu und nur eine kronenähnliche Hauptbedeckung könne ihnen den Namen Engel geben. Der Schullehrer Colditz bemerkt noch, daß ein Knabe die Weissagung Jes. 9 von der Kanzel sänge. Zum Schlusse des Berichtes aus noch acht anderen Gemeinden fügt der Zwickauer Superintendent in Übereinstimmung mit mehreren an ihn ergangenen Berichten an: „Ich muß selbst bezeugen, daß die Gemeinden an den Ceremonien des Engels in den Christmetten noch sehr hängen und die Pastores, die eine Änderung machen wollen, bei mir hart verklagen.“ Daraufhin ergeht am 16. Juni 1815 an ihn der königliche Befehl:

Friedrich August rc.

Wie es nun bei der unterm 21. August 1812 ergangenen Verordnung, nach welcher die Feier der Christmetten, wo dergleichen noch gewöhnlich sind, auf eine dem Geiste des Christentums und dem Zwecke religiöser Erbauung angemessenen Weise eingerichtet und mit einer Predigt oder Betstunde begangen, Ceremonien und Gebräuche aber, welche mit der Absicht einer religiösen Feierlichkeit sich nicht vereinbaren lassen oder zu Gespötte und Aberglauben Veranlassung geben, dabei schlechterdings nicht gestattet werden sollen, bewendet, als ergeht hiermit an euch unter Zurücksendung des beigefügten Aktenstückes Unser gnädigster Befehl, Ihr wollet zukünftig Vorkehrung treffen, daß die Christmetten, wo sie noch stattfinden, nur in dem vorgeschriebenen Maße gehalten werden und daher die Geistlichen und Schullehrer an obgedachten Orten wegen der von ihnen nachgesehenen Ceremonien nicht nur rektificiren, sondern auch dieselben anweisen, daß sie künftig weder den Anfang der Christmetten vor 6 Uhr des Morgens zulassen, noch den Knaben, denen zwar zweckmäßigere Gesänge zu singen nachgelassen bleibt, eine besonders sich auszeichnende Kleidung oder Kronen sich zu bedienen, Engel und Hirten vorzustellen und dergleichen Figuren dabei zu gebrauchen oder wohl gar die Kanzeln zu betreten, verstatten.

Datum Dresden, den 16. Juni 1815.

Diesem königl. Befehle folgte noch im selbigen Jahr am 15. Dezember an den Zwickauer Superintendenten der kurze Entscheid:

Friedrich August rc.

„Uns ist geziemend vorgetragen worden, in welcher Weise Carl Friedrich Epperlein und Consorten zu Lauter auf Abänderung des wegen

der Christmette unter dem 16. Juni d. J. an euch ergangen. Wir lassen es jedoch bei dem obenerwähnten Reskripte bewenden." Veranlaßt durch die in diesem Entscheid erwähnte Beschwerdeschrift, sowie durch die Erregung der Gemüter über das Reskript vom 16. Juni 1815 hatte der Empfänger des Entscheids am 11. Dezember 1815 an den König berichtet: „Die Gemeinden beruhigen sich schwer bei den Abänderungen, die ihren Metten eine andere Gestalt geben sollen und die Pastores müssen schon in hohem Ansehen stehen, wenn die Vorstellungen, die sie dagegen machen, noch gemäßigt und bescheiden sind."

Vor den Metten ist vielerorten (N., T., Th., Wo., Bä., Schl.) das „Turmsingen" üblich. Schon um 4 Uhr ertönen in Schn. von der Durchsicht des auf dem Gipfel des Schneebergs gelegenen mächtig hohen Kirchturmes Weihnachtsgesänge herab, wobei die Reihenfolge und Auswahl der Stücke jedes Jahr ein und dieselbe ist.

a. Herr, wir singen dir zur Ehre —. Mel.: Wachet auf! ruft —.
b. Ehre sei Gott in der Höhe, — ein achtstimmiger Chor, wahrscheinlich von Schuster komponiert. Der Eingeborene nennt diesen Chor „das Ehre."
c. Das Glückauf!, ein uraltes Bergmannslied von dem Stadtältesten Biel komponiert mit folgendem Wortlaute:

Glückauf!
Der Bergfürst ist erschienen,
Das große Licht der Welt!
Er heißet Rat, Kraft, Held!
Rat, Kraft, Held!
Auf! eilt ihn zu bedienen.
:|: Auf, Knappschaft, komm zu Hauf! :|:

Glückauf!
Die Wolken sind zerrissen,
Es hat das Heil der Welt
Sich endlich eingestellt,
Eingestellt,
Läßt sich im Fleische küssen,
:|: O, höchsterwünschter Kauf. :|:

Glückauf!
Er wend' von unsern Zechen
Bruch, Unglück und Gefahr!
Und laß in diesem Jahr,
Diesem Jahr,
Reichhalt'ge Erze brechen,
:|: Vermehr' der Gänge Lauf! :|:

Besonders originell ist dabei die musikalische Figuration des Bergmannsgrußes „Glückauf!"[1] und textlich interessant ist die eigentümliche Verquickung mystischer und bergmännischer Ausdrucksweise.

[1]) Für Männerchor bearbeitet in Dost, Erzgeb. Berglieder. Schneeberg 1905.

d. Laut verkündet die Trompete und die Pauke rollt es dir —, vierstimmiger Chor. **Komponist** unbekannt.

e. Preiset ihn durch Jubellieder — (2. Str. von „Herr, wir singen dir zur Ehre —“).

All die Gesänge sind mit schmetternder Trompetenbegleitung gesetzt und hinterlassen einen erhebend feierlichen Eindruck. Die Ausführenden sind außer den Chorknaben freiwillige Sänger aus der Stadt und die Stadtkapelle, im ganzen immer einige neunzig Mann. Beim Verlassen des Turmes und der Abgabe der Stimmen an einem vor der Türmerwohnung aufgestellten Tische wird jeder Teilnehmer in das Kantoreibuch eingeschrieben; denn wer 50 mal ununterbrochen teilgenommen hat, erhält eine Pelzmütze und eine Laterne, was letztmalig in den 90er Jahren der Fall war. Wesentlich einfacher gestaltet sich das Turmsingen in anderen Orten, es beschränkt sich in der Hauptsache auf einige bekannte Weihnachtslieder und -choräle. In Zwö. wird um drei vom Turm geblasen, um 4 Uhr singen die Chorknaben, worauf die Metten beginnen. In Gey. singen die Chorknaben mit Begleitung der Stadtkapelle unter Leitung des Kantors um drei Uhr vom Wachturm aus.

Neben den Christmetten werden noch Berg- und Schulmetten gefeiert. Die ehemals wohl weitverbreiteten „Bergmetten“ haben sich nur auf einzelnen Schneeberger Gruben erhalten. An einem der Festtage kommen die Bergleute mit Lichtern in der „Hutstube,“ wo sich sonst die Leute vor der Einfahrt zum Gebet versammeln, zusammen und überreichen nach einem Gebete dem Obersteiger ein Geschenk. Am 23. Dez. 1907 feierte die Belegschaft (ungef. 45 Bergleute) des Zinnbergwerkes „Gewerkschaft Alberthütte“ in Ehrenfriedersdorf seit etwa 25 Jahren wieder zum ersten Male (so lange hat der Bergbau geruht) ihre altherkömmliche Mettenschicht. Von 5 Uhr früh bis zum hellen Tageslicht erglänzte das auf der Höhe des Sauberges stehende Triebgebäude sowie die daneben befindliche Werkschmiede in hellem Lichterglanz. Die Feier dieser Mettenschicht wurde in der Betstube des Werkes durch Gebet und Gesang abgehalten.

Die an den beiden letzten Schultagen vor dem h. Abend, an denen der Unterricht ausfällt, abgehaltenen Schulmetten in Buchholz nehmen folgenden Verlauf. Jede Klasse hält ihre Mette für sich. Die Feier, die gewöhnlich eine Stunde dauert, nimmt ihren Anfang in den oberen Klassen früh um sechs Uhr, in den unteren um fünf und sechs. Freudestrahlend und meist in neuen Kleidern finden sich die kleineren Kinder in ihren Schulzimmern ein, während die größeren in der Aula zusammenkommen. In jedem Zimmer stehen zu beiden Seiten des Katheders reich geschmückte und im Lichterglanz strahlende Christbäume. Der Glanz der Kerzen wird aber noch erhöht durch die vielen Lichtchen, die die Kinder auf blankgeputzten Leuchtern mitbringen. Eltern und Verwandte der Kinder wohnen der Feier bei, die mit einem gemeinsam gesungenen Weihnachtschoral beginnt. Hierauf spricht der erste Schüler oder die erste Schülerin ein Gebet, und nach dem Gesange eines Weihnachtsliedes wird die Weihnachtsgeschichte abschnittweise von den Schülern vorgetragen, die mit den Worten: „Ehre

sei Gott in der Höhe — Wohlgefallen! und dem Gesange des Chorals: „Ehre sei Gott —“ schließt. Den Mittelpunkt der Feier bildet die Ansprache des Lehrers, worin er meist über Wesen, Gestalt und Bedeutung des Weihnachtsfestes spricht. Den kleineren Kindern wird ein Weihnachtsmärchen erzählt. Auf die Ansprache folgt abwechselnd der Gesang eines Weihnachtsliedes und der Vortrag eines Gedichtes. Oft bringen die älteren Schüler und Schülerinnen auch ein Weihnachtsspiel zur Aufführung. Die ganze Feier schließt mit Gebet und Gesang. Die am h. Abend um 7 Uhr beginnenden Schulmetten in Unterbärenstein haben folgende Ordnung. Dem Gesange eines Weihnachtsliedes und der Deklamation einiger Gedichte folgt die Aufführung eines durch den Lehrer eingeübten Weinachtsspieles durch die Oberklasse. Hierauf hält der Lehrer eine Ansprache, nach deren Beendigung er von beiden Klassen je ein Geschenk erhält. Der Gesang des Liedes „Dies ist der Tag, den Gott gemacht —“ schließt die Feier, die in dem mit einem Christbaume geschmückten Schulzimmer abgehalten wird. In gleicher Weise werden auch die Schulmetten in Wiesa gefeiert. Auch in Jöhstadt sind sie wieder eingeführt worden. Hier verteilt zuletzt ein als Ruprecht verkleideter Knabe den Behang des Christbaumes. In Kl. werden die Schulmetten am letzten Schultage abends 6 Uhr abgehalten, ähnlich denen in Unt.

Einen Quell inniger Erbauung erschließen dem Volke die wieder in neuerer Zeit zur Aufführung gelangenden alten Weihnachtsspiele,[1] in denen sich der fromme Glaube einer vergangenen Zeit widerspiegelt, weshalb man sie auch mit vollem Rechte „ein wichtiges Stück alten deutschen Volkstums“ genannt hat, „aus dem man deutsche Art in Gedanken und Worten erkennen kann.“ Die Spiele werden sehr gern und zahlreich besucht, entspringt doch ihr Besuch wie auch der irgend einer Krippe demselben Verlangen nach sinnlicher Anschauung der hohen Begebenheiten, das sich in der Ausschmückung der Weihnachtsstube kundgibt.

Soweit die Nachrichten über Volksleben und Volksgewohnheiten des Erzgebirges zurückgehen, so weit reicht auch die Kunde von den Weihnachtsspielen. Die älteste Form des Weihnachtsspieles waren einfache Hirtenspiele, die die Verkündigung der Geburt Christi auf dem Felde und die Anbetung des Christkindes durch die Hirten behandelten. Hierzu kamen dann die „Heiligen Christfahrten“ und die „Drei Königsspiele“. Aus der Verbindung der „Heiligen Christfahrt“[2] mit dem altüblichen Hirtenspiele ging die „Engelschar“, aus der Verbindung des „Drei Königsspiels“ mit demselben die „Königsschar“ hervor. Bis in

[1]) Hierzu: „Weihnachtsspiele im Erzgebirge“. Von E. Weinhold. Glückauf! 1895, S. 2 ff. — Ein erzgebirgisches Weihnachtsspiel (aus Karlsfeld), mitgeteilt von Dr. Köhler. Glückauf! 1889, S. 107. Weihnachtskrippen und Weihnachtsspiele im Obererzgebirge. Von Böhme. Glückauf! 1906, S. 177 ff. „Weihnachts-Komödie“. Glückauf! 1907, S. 7 ff. G. Mosens Weihnachtsfestspiel Christi Geburt. Von Dr. A. Müller. Glückauf! 1903, S. 114 ff.

[2]) Eine solche findet sich verzeichnet im Glückauf! 1890, S. 128: „Eine Komödia, welche am h. Weihnachtsabend die Lengefelder Jugend aufführt.“

das erste Drittel des vorigen Jahrhunderts herein wurden die Christspiele noch häufig im Erzgebirge aufgeführt. Von dieser Zeit ab aber wurden sie wie auch anderwärts in Sachsen vielfach polizeilich verboten,[1] weil sie mitunter zum Deckmantel für Müßiggang und Bettelei dienten und viel grober Unfug dabei getrieben wurde.[2] Deshalb verschwanden an vielen Orten die Spiele entweder ganz oder längere Zeit und nur an wenigen wurden sie im geheimen fortgesetzt. So lag die Gefahr nahe, daß die Spiele nicht nur außer Gebrauch kamen, sondern auch, da sie sich fast nur von Mund zu Mund fortpflanzten und selten niedergeschrieben wurden, ganz verloren gingen. Das wäre ein großer schmerzlicher Verlust für die Literatur gewesen, wenn jene naiven Dichtungen nicht nur dem Volke, sondern überhaupt jeder Öffentlichkeit entschwunden wären. Um so dankbarer muß jeder Freund literarhistorischer Überlieferung dafür sein, daß im Jahre 1861 Mosen auf Veranlassung des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften in Zwickau in einem interessanten Werke „Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge" unter gleichzeitigem Nachweis ihres Bestehens in 32 Ortschaften (Ernstthal, Gersdorf, Zsch., A., B., Fr., W., H., Kö., S., Erz., R., Mtt., Pö., Grünh., Cr., Aue, Pfa., Ri., J., Cu., Sch., Gey., Schl., Bo., Gru., Bä., M., N., Neugeschrei, Schmiedeberg und Breitenbach) von den Spielen fesselnde Schilderungen entworfen hat. Mosen unterscheidet,

[1]) Ein interessanter Beitrag hierzu ist im Glückauf! 1907, S. 7 ff. enthalten, der unter gleichzeitiger Mitteilung des verbotenen Stückes eine Klagsache behandelt, die beim Gericht gegen Strumpfwirker und Bergleute aus Thalheim und anderen Orten anhängig wurde, weil sie ein erzgebirgisches Weihnachtsfestspiel aufgeführt hatten, das gegen Religion und gute Sitte verstoßen sollte. Die Bergleute bekamen je zwei Tage Gefängnis, welches Urteil auch vom Kurfürsten Friedrich August bestätigt wurde. Die Verhandlung fand 1806 ihren Abschluß. — In Cu. kam es einst zwischen der abziehenden Engelschar und der einziehenden Königsschar zu Schlägereien.

[2]) Ueber die Weihnachtsspiele schreibt Wild in seinem 1809 in Freiberg erschienenen Buche „Interessante Wanderungen durch das Sächsische Obererzgebirge": „Sonst war auch das sogenannte heilige Christspiel gebräuchlich, wo Bergleute und andere gemeine Leute in schön gereimten, burlesken Versen die Geburt Jesu als ein Lustspiel aufführten nnd so von Haus zu Haus zogen. Dabei war immer eine lustige Person, welche allerhand Possen trieb, z. B. dem König Herodes, welcher frisiert, mit goldenem Zepter und Reichsapfel auf einem hölzernen Stuhle saß, Schnupftabak unter die Nase rieb, daß er niesen mußte. Joseph wurde als hektisch vorgestellt und hatte eine Säge in der Hand, Maria sprach oft im schönsten Kontrabaß; denn Frauenzimmer waren bei dieser Truppe nicht; die Engel gingen in langen Hemden, mit vielen Bändern geschmückt und gepudert, und hielten mit einem seidenen Tuche große Husarensäbel in der Hand; die Hirten hatten hohe, spitzige Hüte von Zuckerpapier auf und knallten entsetzlich mit den Peitschen, auch bliesen sie auf Nachtwächterhörnern; der Stern war von Pappe und ölgetränktem Papier an einer Stange aufgesteckt und konnte gedreht werden; manchmal brannte er, denn inwendig stak ein brennendes Licht, auch an; das Christkind endlich war nicht himmlischer Abkunft, es sah erbärmlich aus und ward oft sehr übel behandelt. Uebrigens war immer ein Knecht Ruprecht dabei, welchen man im Gebirge Rupperich nennt, mit einer Klingel und einer Ofengabel versehen und mußte die nachlaufenden Kinder abschrecken. — Am sog. h. Dreikönigsfeste erschienen dabei gar diese drei Majestäten, wobei eine schwarz war. Doch seit mehreren Jahren hat dieser Unfug aufgehört, welcher eigentlich noch ein Ueberbleibsel des in Sachsen ehedem herrschenden Aberglaubens war!"

wie schon oben angedeutet, die sogenannte „Engelschar“ und die „Königsschar,“ Namen, die augenscheinlich von den Gesellschaften entnommen sind, die sie darstellten. Die erstere, die sich meist aus zwei Engeln, dem in Mannesgestalt auftretenden h. Christ, dem Bischof Martin und h. Nikolaus (oder Petrus), Joseph und Maria, dem Wirt der Herberge, zwei Hirten und dem Knecht Ruprecht zusammensetzte, hielt ihre Umzüge von Haus zu Haus vom ersten Advent bis zum Neujahr oder Hohenneujahr, behandelte die Verkündigung der Geburt des Heilandes, die Geburt selbst und die Anbetung der Hirten. Der h. Christ fragte nach dem Verhalten der Kinder und beschenkte die folgsamen, Knecht Ruprecht aber schreckte die unfolgsamen durch seine Drohungen. Die Königsschar, die mit Hohenneujahr bis zur Lichtmeß zur Aufführung kam, spielte gewöhnlich in einem größeren Zimmer oder Saale und stellte den Besuch der Weisen bei Herodes, die Anbetung der h. drei Könige an der Krippe und den Kindermord zu Bethlehem dar. Die Mitglieder dieser Gesellschaft sind nach Mosen Joseph und Maria, zwei Engel, zwei oder drei Hirten, die drei Weisen aus dem Morgenlande, Herodes, ein Diener desselben und ein Schriftgelehrter. Solche Engel- und Königsscharen gab es oft zusammen in einem Orte, so in Fr., W., S., Kö., Crz., Eu.; nur Engelscharen in N., Bä., H., Sch., Schl., B., M., Gru., Ob.; Königsscharen hingegen nur in Cr., Grünh., Gey., Mr., Ri., R. Die Darsteller, die vielfach sich auch besonders kleideten, waren gewöhnliche Leute aus dem Volke, hauptsächlich Bergleute und nur vereinzelt traten später Kinder an deren Stelle. Leute aus dem Volke mögen die Spiele auch verfaßt haben, die im Laufe der Zeit die mannigfachsten Gestaltungen erfuhren, da, wie schon erwähnt, die Stücke selten niedergeschrieben wurden. Aber auch Sinnlosigkeiten und Derbheiten schlichen sich in die Textworte ein, so daß schon aus diesem Grunde in manchen Orten die Polizei einschritt, um einer Profanierung des Heiligen vorzubeugen. Mag manches auch zu Tadel Anlaß gegeben haben, der Kern der Sache war jedenfalls gut. „Aus dem Geiste der Frömmigkeit wurden die Stücke geboren, in denen auch der Humor nicht fehlte, Einfachheit und Frömmigkeit, sowie die liebevolle Beschäftigung des einfachen Mannes mit den heiligen Dingen kennzeichnete das schlicht fromme Spiel.“

In neuerer Zeit sind eine Reihe Weihnachtsspiele[1] entstanden, die zwar im Geiste der älteren und in volkstümlichem Tone abgefaßt sind,

---

[1]) Ebenso wie das von Mosen gedichtete lehnen sich mehr oder weniger an die alten erzgebirgischen Spiele an: Das „Lößnitzer Christspiel“ von dem früheren Oberpfarrer Steininger daselbst, „Christkinds-Geburt, ein Hirten- und Königsspiel auf Weihnachten“ vom Oberpfarrer L. Seidel in Lichtenstein, das die Engel- und Königsschar erneuert und mit einem Chor von 12 Jungfrauen verbindet, der die Handlung durch Wort und Sang begleitet. Freier sind gestaltet: „Christnacht„ von Herrig, „Die heilige Nacht“ von Dr. Lehmann, „Die Weisen vom Morgenlande“ von Ed. Müller, „Christ ist erstanden“, „Friede auf Erden“, „Ehre sei Gott“ und „Der Stern des Heils“ von H. Bauer. Fast all die genannten Christspiele sind seit 1895 vom Krippenverein Oberwiesenthal teils erstmalig, teils wiederholt aufgeführt worden.

sich von ihnen aber durch einen geschlosseneren Aufbau und durch eine wirklich dramatische Entwickelung unterscheiden. Ebenso ist das von Mosen gedichtete Weihnachtsspiel[1] in zweiter Auflage erschienen und durch Einführung der Enkelin des Herodes, Phädra, die in ihrer Unschuld zu ihrem grausamen Vater einen wirksamen Kontrast bildet, bereichert worden.

Es folge nun ein Christspiel, wie es die Kinder noch jetzt in Ol. aufführen, das freilich nur ein Bruchstück eines älteren Stückes sein mag. Interessant dabei ist die Kleidung der fünf Spieler, die einen Engel, Petrum, den Knecht Ruprecht und zwei Hirten darstellen. Die letzteren tragen kurze schwarze Hosen, weiße Hemden und Strümpfe, rote Hosenträger, lange Bärte, grüne Hüte, Hirtentasche und Hirtenstab. Knecht Ruprecht ist angetan mit langem Pelz, weißem Hemd, hohen Stulpenstiefeln und einem hohen kegelartigen Hute, der mit Wattestückchen beklebt ist. Ein langer weißer Bart wallt über seine Brust herab, und seinen Rücken beugt ein großer Sack mit Nüssen, Äpfeln, Pfefferkuchen und allerhand Spielzeug. Das weiße Hemd des Petrus ist mit Goldsternen besetzt, an seinem Gürtel hängt ein großer Schlüssel und sein Gesicht umrahmt ein langer Backenbart. Der Engel trägt eine Krone, seine Hüften umzieht ein goldener Gürtel, der das über und über mit Goldsternen benähte weiße Gewand zusammenhält. Halbschuhe, weiße Strümpfe, eine blaue Schürze, zwei goldbesternte Flügel und ein vom Kopfe bis zu den Füßen reichender Schleier, der ebenfalls mit Sternen besetzt ist, ergänzen das Kleid. Auf langem Stab trägt der Engel einen viereckigen Kasten, der auf seiner Vorder- und Rückseite einen mit rotem und grünem Seidenpapier verklebten Stern zeigt und innen erleuchtet wird. Nachdem sich die Kinder im Hause aufgestellt und das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht —“ gesungen haben, spricht der Engel:

Von Gottes lieber Vaterhand
Bin ich zu euch herabgesandt
Aus Himmelshöhen, licht und weit,
Zur frohen heil'gen Weihnachtszeit.
Ich habe auch für diese Nacht
Euch reiche Gaben mitgebracht.
Hier seht, was euch zuerst beschieden.
Der engelreine Himmelsfrieden.

Lied: Vom Himmel kam der Engel Schar —

Der Engel spricht weiter, die Hirten knieen nieder:

Seid mir gegrüßt, ihr Hirten,
Auf Bethlehems Gefild,
Vom Himmel stieg soeben
Der Heiland rein und mild.
Ihr braucht nicht zu erschrecken
Vor meinem Himmelslicht;

[1]) G. Mosen, Christi Geburt. Herausgegeben von Dr. A. Müller, erschienen 1894 bei Graser, Annaberg, der Zentralstelle für alle Erzgebirgsliteratur.

Der Heiland ist geboren!
O fürchtet euch nur nicht!
Zu Bethlehem im Stalle,
Die Krippe ist sein Thron.

Erster Hirt:

Ihr Engel vom Himmel,
Wie fröhlich ertönt
Die Kunde vom Heiland,
Den lang wir ersehnt.
Wie schallet so lieblich,
So fröhlich und rein,
Daß Jesus, ein Kind,
Der Erlöser will sein.
Wir ziehen nun alle
Nach Bethlehem hin
Und suchen den Heiland
Mit fröhlichem Sinn.
In Windeln gewickelt,
Auf Heu und auf Stroh,
Da liegt der Erlöser,
Drum Hirten, seid froh!

Zweiter Hirt (wie der erste gekleidet, aber mit Schärpe):

Sonne und Sterne da droben
Werden bei Tag und bei Nacht
Das Kind in der Krippe hier loben,
Das uns den Frieden gebracht.
Himmel und Erde erschallen laut
Von der Engel Getön.
Wir haben im niedrigen Stalle
Christum, den Retter, gesehn.
Friede und Freude sei von der Höh'
Groß und klein gebracht,
Wir haben das Christkind gesehen
In dieser hochheiligen Nacht.
Heil, Heil! ich hab's gefunden,
Den Stall, die Krippe und das Christkindlein.
Heil, Heil! sei durch die Nacht gedrungen,
Ein ewiges Heil bricht nun herein.
Preis und Lob mit tausend Zungen
Haben durch die Nacht geklungen.

Die beiden Hirten zusammen:

Am Himmel droben ist aufgegangen
Ein Stern so schön und wunderbar,
Den unsere Väter froh besangen,
Den ihr ersehnt so manches Jahr.
Es deutet eine alte Sage

Hin auf ein Königskindelein,
Das wird nach langer, langer Klage
Der Menschen Freud und Wonne sein.

Ruprecht:

Ich bin der Ruprecht zu erkennen,
Ich muß mich auch mit daruntermengen,
Wie der weiße Dreck im Pfeffer.
Ich bin der Mann, der sagen kann,
Wie sich's verhält bei jedermann,
In seiner Summ' von bösen Kindern um und um.
Mein Sack muß erst gefüllet werden
Mit bösen Kindern auf der Erden.
Immer rein, immer rein in meinen Sack,
Du loses Pack!

Oder:

Als im großen Pelz ich ging,
Kauft' viel schöne Sachen,
Daß die guten Kinderchen
Mögen wieder lachen.
War der Sack auch manchmal schwer,
Dacht', es muß gelingen,
So erzählt' ich heimlich euch
Von gar schönen Dingen,
Die wir gerne packen aus,
Und ihr nehmt sie mit nach Haus.

Lied: „Dies ist der Tag —"

Petrus:

Petrus bin ich genannt,
Ich hab den Schlüssel in meiner Hand.
Es soll auch keine Müh' verdrießen,
Den Himmel auf- und zuzuschließen.

Lied: Es ist ein Ros' entsprungen.

So die „Engelschar". Am Dreikönigstage zieht die „Königsschar" umher. Zu ihr gehören ebenfalls fünf Kinder, ein Engel, drei Könige und ein Diener. Die Kleidung des Engels ist die schon beschriebene, der Diener trägt einen Sack mit allerhand Kleinigkeiten für die Kinder und eine Büchse zur Aufnahme von Geldspenden, Kappe, schwarze Hosen und Strümpfe, weißes Hemd und eine rote Schärpe. Außer dem Engel haben alle schwarze Gesichter. Die Könige tragen Kronen und lange weiße Bärte, der Diener nur einen Schnurrbart.

Nach dem Gesange des Liedes: „Dies ist der Tag —" spricht der Engel:

Friede soll in jedem Haus
Heut' von neuem leben,
Reine Freude soll mit Lust
Ihn und euch umschweben.
Was auf Erden sei bewährt,
Sei im Glauben euch beschert.

Lied: „Es ist ein Ros' entsprungen —"

Erster König:

Aus fernem Land vom Euphratstrand
Bin weit ich hergekommen,
Weil dieser Stern am Himmel fern
Ist strahlend hell erglommen.
Da fiel mir ein, daß hier zu Land
Ein König her von Gott gesandt
Auf Erden sollte kommen,
Ein König von gar fernem Thron,
Ich glaube, Gottes eigner Sohn,
Zum Heile aller Frommen.

Diener zu Balthasar:

Nimm den Weihrauch des Gebets,
Laß ihn gnädig dir genügen!

Dritter König:

Ich der König Balthasar,
Will den Weihrauch streuen,
Und mit goldnen Schätzen will
Ich dies Kind erfreuen.

Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht —".

Die Kinder ziehen von Haus zu Haus und bitten um Einlaß, der ihnen auch gern gewährt wird. Der Lohn für ihr Spiel besteht meist in Geld.

Bruchstücke aus diesen „Engel- und Königsscharen" haben sich vielfach im Volksmunde erhalten, die man schlechthin als „Weihnachtsliedchen" bezeichnet. So teilte mir eine Frau folgende Zeilen mit:

Joseph: Ihr Hirten, ihr Hirten, seht daher!
Hirten: Nun Alter, was ist denn euer Begehr?
Joseph: Ein Kindelein.
Hirten: Wie heißt das Kind?
Joseph: Imanuel, Trost, Freud der Seel'!
Das ist der rechte Glaube mein,
So singen die lieben Engelein.

Maria: Ach Joseph, hilf mir wiegen mein Kindelein,
Mein zuckersüßes Jesulein.

Ein Hirte: Hier hast du meinen Hirtenstab.
Es ist zwar eine kleine Gab',
Doch wirst du auch mit Wölfen zu kämpfen haben.

Ruprecht: Ei, schönen guten Abend, ihr Kinderlein,
Wie habt ihr euch verhalten?
Habt ihr auch respektieret
Die Lehrer und die Alten?

Die Eltern stets geliebt,
Mit Willen nie betrübt?
Könnt ihr auch beten schön?
So sollt ihr schöne Sachen seh'n. (Bä.)

Fast allgemein ist das „Kuchensingen" in der Weihnachtszeit. Kinder und auch Erwachsene, diese oft mit einer Ziehharmonika ausgerüstet, ziehen von Haus zu Haus, Weihnachtschoräle und -lieder singend oder spielend, wobei sie es auf eine milde Gabe abgesehen haben. Gern gibt man; denn zu keiner Zeit ist dem Mitgefühl für die darbenden Mitmenschen das Herz so geöffnet wie in diesen Wochen. Freilich sind die Umzüge mancherorts verboten worden, da sie in gewerbsmäßige Bettelei ausarteten. In Schneeberg ist das „Singengehen" am h. Abend und nach dem Silvestergottesdienste nur noch dem Bergchor und den Chorknaben gestattet, worauf jedes Jahr das Polizeiamt im Anzeiger aufmerksam macht. Neben alten Bergmannsliedern sind es, wie an allen anderen Orten, vorzugsweise Weihnachtslieder und -choräle, die sie anstimmen. In Annaberg hörte ich umherziehende Knaben singen:

Maria ging vorüber
Und suchte ihren Sohn,
:|: Den sie verloren hatte. :|:

Begegnet ihr St. Petrus,
Er, der starke Fels.
:|: Wohin, Frau Königin? :|:

Hast du ihn nicht gesehen,
Maria ihren Sohn,
:|: Den sie verloren hat? :|:

Ich hab' ihn wohl gesehen
In eines Römers Haus,
:|: Ganz blutig sah er aus. :|:

Was trug er auf dem Haupte?
Von Dornen eine Kron'.
:|: Sein Kreuz, das trug er schon. :|:

Sein Kreuz, das muß er tragen
Bis an die Schädelstätt',
:|: Wo er gekreuzigt wird. :|:

Maria stand am Kreuze
Und weinte bitterlich,
:|: Weint nicht, Frau Königin! :|:

Warum sollt' ich nicht weinen?
Der bittre Tod ist mein,
:|: Das Himmelreich ist sein! :|:

Der Grundstock dieses aus Nordböhmen stammenden Passionsliedes, dem das alte Lied von der wandernden Mutter, die ihren Sohn sucht, zu Grunde liegt, findet sich schon in Koler's Ruesbuechl. Vgl. Erk=Böhme III, 2060. Mittler 342 ff. Köhler=Meier, Nr. 1. Böckel, S. 7. Ditfurth, Nr. 260.

Nicht selten stimmen auch die Gäste in den Schankwirtschaften irgend einen Weihnachtsgesang an (Schn.).

In Wo. zieht am h. Abend der Nachtwächter von Haus zu Haus und singt Weihnachtslieder und =choräle. Erwachsene begleiten ihn, stimmen auch in seinen Gesang mit ein, nehmen dafür aber auch an bestimmten Gaben teil, wie an Grog und Bier, während Geld allein dem Nachtwächter gehört.

In Br. ziehen vom dritten Weihnachtsfeiertage bis zum Silvester Musikanten von Haus zu Haus, Choräle und Tänze spielend.

Liebesorakel. Mit einem Apfel, der seit seiner Reife im Bette des Mädchens lag, stellt sich dieses am 1. Feiertage, wenn die Glocken zur Kirche rufen, unter die Haustür. In die Verwandtschaft des sich zuerst nahenden Mannes heiratet es (A. 364). Der Apfel ist das Sinnbild sinnlicher Liebe. Ein solonisches Gesetz empfahl den Bräuten, bevor sie in das Brautgemach eintraten, einen cydonischen Apfel zu essen; im ganzen Altertume galten nämlich die Äpfel als ein symbolisches Werkzeug Liebe zu erwecken.

Silvester.

Als Gipfelpunkt der Bedeutung der Zwölften gilt die an Wahrsagerei und Zauberwesen reiche Silvester= oder Neujahrsnacht. Bleigießen, Salzhäufchensetzen und Schuhwerfen sind an diesem Abend weithin üblich. Der von der Hausfrau geworfene und mit seiner Spitze nach der Tür zeigende Schuh kündet Wohnungswechsel im neuen Jahre an (A., Cr., Ge.), dem Werfer Tod (Schl.). So viele Särge man in der Ofenpfanne, in der Esse erblickt, so viele Todesfälle stehen in der Familie bevor (Ei., Gey. 358). Verbreitet ist das Horchen auf Kreuzwegen. Hört man Kanonenschüsse und Donner, so kommt Krieg, sieht man einen Erntewagen, so ist eine reiche Ernte zu erwarten, sieht der Betreffende aber einen Leichenzug auf dem Dache seines Hauses, so muß er sterben (Ei. 359*). Der Horcher zieht drei Kreise um sich herum und bleibt eine Stunde lang, ohne zu sprechen und sich zu rühren, im kleinsten stehen. Während dieser Zeit werden ihm kommende Unglücks= und Todesfälle, teure und billige Zeiten kund. Alle Enthüllungen müssen ein Geheimnis bleiben (Nie. — Mtt. d. V. f. s. V. III, S. 319.). Unter dem Zwölfuhrschlagen späht man vom Kirchturme aus nach den vier Himmelsgegenden; die Häuser, hinter denen sich ein rötlicher Schein zeigt, brennen im kommenden Jahre ab. Man gießt drei volle Mäßchen Wasser in eine Schüssel und stellt diese in einen leeren Kasten. Nachts drei Uhr gießt man das Wasser zurück. Ist's weniger geworden, so geht man den Krebsgang; wenn mehr, so ist das Gegenteil der Fall.

Ist sich die Menge gleich geblieben, so bleibt alles beim alten (Frk.). Nachts 12 Uhr legt man drei Streifen an verschiedenen Stellen ins Gesangbuch: der Inhalt der ersten Seite deutet die Zukunft (Ho. 349). Die Witterung des kommenden Jahres offenbart der „Zwiebelkalender". In zwölf Schüsselchen einer halbierten Zwiebel schüttet man Salz. Die nach Ablauf einer Stunde am meisten zusammengeschmolzene Salzmenge gibt den nässesten Monat an (Gey. 329*). Bis zur Silvesternacht muß das Getreide rein sein, wenn eine gute Ernte kommen soll (Ehr.), muß alle Arbeit abgeliefert werden, sonst wird man nie fertig (Di.). Wer in der Silvesternacht im Traume einen Engel sieht, kommt sicherin den Himmel (v.). Junge Mädchen kehren nackt[1] mit nach der Tür gekehrtem Rücken die Stube. Klopft es, so öffnet das Mädchen rücklings, ißt schweigend mit dem Manne, der ohne ein Wort zu sagen die Stube verläßt. Er ist der Zukünftige (Mtt. 360*). Klopft es nicht, so steht eine Heirat für das kommende Jahr nicht bevor (Mtt.). Die Verliebte bindet sich an jeden Fuß ein Korsett, geht darauf auf den Oberboden und sieht zum Fenster hinaus. Der zuerst vorbeigehende Mann wird der zukünftige Gatte (Mtt.). Auch schließen junge Mädchen am Silvester einen Kreis, in dessen Mitte ein Gänserich gestellt wird, dem man die Augen zugebunden hat. Zu welchem Mädchen sich der Vogel wendet, das wird die erste Braut (A. 348), und zwar wird der junge Mann der Zukünftige, der ihr zuerst begegnet, nachdem sie in der Andreasnacht auf einem Kreuzwege eine Semmel gegessen hat (B.). Wird der Silvestergottesdienst durch vieles Husten gestört, so kündet sich ein unruhiges Jahr an (Th.). — Sobald des Jahres letzte Stunde gekommen ist und die Uhr sie verkündet hat, beginnen die Glocken zu läuten (allg.). „Ihnen hat herzinniger deutscher Glaube den tieferen Sinn gegeben, daß ihr Geläute den Teufel verjagt, das Böse aus uns vertreibt und das gute Gewissen weckt". Solange die Glocken klingen, muß das Haus erleuchtet sein (A.). Klingen die Silvesterglocken nicht hell und klar, so ist das kommende Jahr wenig bedeutungsvoll (Schö.). In Ehr. läuten an hohen kirchlichen und vaterländischen Festen die Mitglieder der Turmlautbrüderschaft, ein Verein, der sein Entstehen bis zur Stadtgründung verfolgen kann. Freudenschüsse ertönen und hallen in den Bergen vielfach wider; das neue Jahr wird „angeschossen" (v.). „Dann kämpfen die Geister des alten Jahres mit denen des neuen" (Joh.). Gesangvereine singen auf den Märkten der Städte, Choralstrophen werden von den Türmen geblasen oder auch vom Abhange eines Berges (Bä.). Musikanten marschieren durch die Straßen des

[1] Ueber die Nacktheit als Bedingung eines Zaubers schreibt Wuttke (249): „Der Grund ist ein ähnlicher wie bei der Bevorzugung der Dämmerung; der Mensch muß das Alltägliche, dem natürlich-bürgerlichen Leben angehörige nnd gewissermaßen seine Einzelheit abstreifen und in einem gewissen Sinne opfern, um unbehindert in den allgemeinen Zusammenhang des Allebens einzutreten, muß das für gewöhnlich Verborgene offenbar machen, um das verborgene Walten des Schicksals und der Natur offenbar zu machen; denn mit dem Abstreifen der leiblichen Hüllen fallen auch die Hüllen des Geistes, des Schicksals und des geheimnisvollen Allebens." Vgl. auch Weinhold, Z. Gesch. d. heidn. Ritus, 4.

Ortes (Po.). Alt und jung durchzieht die Straßen und Gassen, oft in ausgelassenster Heiterkeit, unzählige Male „Prost Neujahr!“ rufend (allg.). Vor wenigen Jahren noch fand sich in A. die Jugend, zum Teil verkleidet, auf dem Marktplatze zum „lust'gen Elend“ ein. Auf einem Schlitten, dem ersten besten, den man irgendwo erwischen konnte, wurden Strohpuppen um den Platz herumgefahren, nicht selten unter Musikbegleitung. Alt und jung folgte dem Schlitten in toller Hast auch durch die Straßen der Stadt, wobei sich die Teilnehmer allmählich verliefen. Die Polizei ließ dem Treiben ruhig gewähren, es war ja freie Nacht! —

In den Gasthäusern gibt's um Mitternacht umsonst Punsch oder Grog (v.). Freunde und Bekannte sitzen daheim in traulicher Runde bei einem Glase Punsch beieinander, um sich, wenn die bedeutungsvollen zwölf Glockenschläge von den Türmen erschallen, das „Profit Neujahr!“ als Glückwunsch für den neuen Zeitabschnitt zuzurufen. Wenn man beim Weihnachtsfest bestrebt ist, den Familienkreis möglichst eng zusammenzuschließen, so weitet er sich am Silvester. Der Brauch, sich an diesem Abende ernsten Betrachtungen hinzugeben, schwindet mehr und mehr; nur vereinzelt liest man, wenn die Glocke 12 Uhr verkündet, ein Gesangbuchslied. Unter dem Silvesterlauten werden die Fenster geöffnet, „um das neue Jahr hereinzulassen“ (Joh., Bä.), trinken die Glieder einer Familie alle aus einem Glase und werfen dieses mit dem darin gelassenen Reste zum Fenster hinaus. Dadurch soll alles Unglück vom Hause fernbleiben (A.). Auch trinkt man sich gegenseitig aus den Häusern zu, worauf die Gläser heruntergeworfen werden (A.). S. auch S. 128. In der Silvesternacht werden die Bäume mit Milch bestrichen (Bär.). Von den am Silvesterabend genossenen Linsen wird ein Rest erst nach dem Neujahrstage gegessen, was viel Geld bringen soll (Bär.). Brot und Salz bleiben ins Tischtuch eingewickelt die Nacht hindurch auf dem Tische liegen, Nahrungsmangel fernzuhalten (Ob.).

Neujahr.

Um sich ein in jeder Beziehung glückliches Jahr zu sichern, übt man, wenn das alte Jahr scheidet, den „Glückssprung“. Zu diesem Zwecke stellt man sich, ehe die Uhr anhebt zu schlagen, auf den Tisch oder einen Stuhl und springt mit dem zwölften Schlage mit den Worten herunter:

„Grüß dich Gott! du neues Jahr,
Viel Segen, Fried' und Glück,
Das bringst du doch wohl mit!“

(A., B., Chr. Mau., Zw. u. a. O.).

Die Unterlassung des Glückssprunges ist gleichsam eine Verzichtleistung auf kommendes Glück. Des Glückes wegen werden am Neujahrsmorgen auch die Treppen von unten nach oben gekehrt und der Kehricht aufgehoben (Nd., St.). Der Genuß quellender und runder Speisen läßt das Geld nicht ausgehen (allg.). Süße Speisen bringen Wohlergehen

(Po.). Wer frische Wäsche anzieht, bekommt Schwären (Kö.). Glückbringend ist ein in der Frühe des Neujahrstags um eine milde Gabe ansprechender Mann (A.), das Hellaufbrennen irgend eines Gegenstandes in der Stube (Zw.). Wie das neue Jahr anfängt, so geht das Jahr fort. Wenn man am Neujahr etwas verkehrt anzieht, dann geht es das ganze Jahr verkehrt (allg. 75); zerbricht man etwas, so zerbricht man immer viel (allg. 75), macht viele trübe Erfahrungen (Ch.); gibt man viel Geld aus, so sind immer große Ausgaben zu bestreiten (v. 75*); hat man kein Geld bei sich, so ist immer Mangel daran (A.), verborgt man etwas, so herrscht kein Glück im neuen Jahr (Kl.), man muß immer verborgen (v.); brennt ein Haus ab, so stehen dem Orte viele Brandschäden bevor (Gey.); sieht oder erlebt man an dem Tage etwas Unangenehmes, so hat man immer Unglück (v.). Bricht der Sturm einen Baum vor dem Hause oder im Garten um, reißt er starke Äste herunter, so stirbt jemand in der Familie oder in der Verwandtschaft (Sa. — Seite 115. 116.). Man setzt vier genau abgemessene Salzhäufchen auf den Tisch. Fehlt an einem derselben etwas, so werden in dem entsprechenden Vierteljahre die Lebensmittel teuer (Ob.). Man balanciert ein brennendes Licht auf einer Fingerspitze und zählt, bis es herunterfällt; die letzte Zahl gibt den Rest der Lebensjahre an (Ma., Wo.). Wer Wäsche mangelt, dem mangelts im ganzen Jahr an Geld (M.). Allgemein üblich sind Neujahrswünsche und die Versendung von Neujahrskarten an Verwandte, Freunde und Bekannte. Neben einfachen Visitenkarten mit und ohne aufgeschriebenem oder aufgedrucktem Wunsche werden jetzt in der Hauptsache Ansichtspostkarten verwendet, die ihrer Mehrzahl nach treffend den materiellen Zug unserer Zeit kennzeichnen; denn ungemein sind die Karten beliebt, auf denen eine Hand dem Empfänger eine Fülle von Geld hinstreut, der Geldbriefträger erscheint, ein Schwein als Symbol des Glückes! mit Banknoten und geprägten Münzen geschmückt ist. Abgesehen von zotigen Karten dienen andere wieder dazu, den lieben Nächsten am Neujahrsmorgen zu ärgern, zu foppen, zu verspotten, ihm irgend ein Gefühl des Wehes beizubringen. Kinder gehen gratulieren, um sich einige Pfennige zu verdienen (Ma., W., Ob.). Unerkannt ruft man gern einen Glückwunsch in ein fremdes Haus (B.). Weit verbreitet ist, daß Kinder ihre Eltern am Neujahrsmorgen mit einem Kalender beschenken (Ar., Schw., Joh., Zw.). Stirbt jemand am Neujahrstage, so sterben viele Leute im Orte (Th.). Nach Spieß (588) hielten bis 1834 in A. der Kantor, der Kirchner, der Ratsdiener, der Gerichtsdiener, der Marktmeister, der Beifron, der Bettelvogt, der Röhrmeister, die Wasserleute, der Nachtwächter und der Schornsteinfeger ihren Neujahrsumgang. Länger erhielt sich der Umgang der Schornsteinfegergesellen. In einem Gedichte Grunds heißt es mit Beziehung darauf:

„Da läßt der Herr aus seinem Haus
Die sieben schwarzen Geister 'raus;
Sie kehren nur bei Großen ein,
Weil die noch weiß und reinlich sein.“

Vom 1. Advent bis zum Hohenneujahr tagt in Schn. an jedem Montage der Verein „Glückauf“! zur Pflege erzgebirgischer Sitten und Gebräuche. „Weihnachtsspiel und Weihnachtskrippe, das sind auch die beiden Brennpunkte der Arbeit und des Schaffens für den Krippenverein zu O. geworden, der sich seit seiner Gründung, 28. Februar 1894, die Aufgabe gestellt hat, die im Obererzgebirge heimischen, ehrwürdigen Weihnachtsgebräuche, wie besonders Weihnachtskrippe und Weihnachtsspiel aufrecht zu erhalten und neu zu beleben und durch deren Pflege das Gemütsleben des Volkes in christlichem Sinne zu heben und zu fördern.“ Krippenvereine sind u. a. noch in Aue, Lößnitz, Zwönitz, Niederwürschnitz, Sehma, Schlettau und Annaberg.

Volkspoetische Neujahrswünsche.

Ich wünsch Se aa e neies Gahr,
Das alte is vergange.
Daß besser ward wie 's alte war,
Meh ka mr net verlange (Schl.).

Ich gratulier dr zun nei'n Gahr:
En ganzen Kupp vull graue Haar,
In Rock e warmes Futter
Un ene brave Schwiegermutter (A.).

Ich wünsch dr aa in neien Gahr
Dann Tutengrawer miet dr Bahr (A.).

Beim „Gratulierengehen“ sprechen die Kinder, wobei sie es auf ein Almosen abgesehen haben:

Wir winschen eich in neien Gahr
Viel Glück un Se'ng immerdar,
Gesundheit un e langes Lâm,
Das mag eich Gott vun Himmel gâm.
Mein Sprichlein is zwar klein, doch wahr:
Ihr sollt glücklich sein in diesem neien Gahr (Br.).

Jech bie dr klane Dicke
Un ho net viel Geschicke,
Un wenn S' mr woll'n en Dreier gâm,
Do winsch'ch Se â e lang's Lâm (A.).

Parallelen bei Böhme, D. Kdrl. u. Kdrspl., 1696.

2. Frühlingsfeste und Bräuche.

Wenn der lange Winter mit seiner Kälte und seinem Schneegestöber vorbei ist, wenn die Sonnenstrahlen die Erde zu neuem Leben küssen, wenn in Wald und Flur die ersten Knospen sprießen und frisches zartes Grün das Nahen des Lenzes verkündet, da jubelten unsere Vorfahren dem neu erwachten Sonnenlicht entgegen und begrüßten es mit

allerlei symbolischer Handlung und mit ihm zugleich das neu erwachende Leben. Ihrer Freude gaben sie durch ausgelassene Fröhlichkeit und festliche Gelage Ausdruck. Bruchstücke und letzte Reste des zweiten großen germanischen Jahresfestes, des Frühlingsfestes, haben sich in unseren Frühlingsfesten und Bräuchen erhalten, in denen uns vielfach zersplittert der Grundgedanke von dem mit der Sonne wachsenden Segen der Fluren und der Hauswirtschaft entgegentritt.

Mariä Lichtmeß (2. Februar). Vgl. W. 95.

„Dunkle Lichtmessen bringt reichlich Essen; Lichtmeß helle, bringt Mangel zur Stelle" (Sp. 714). „Wenn an Lichtmeß die Sonne scheint, dauert der Winter noch lang" (Sp. 715). „Wenn es zu Lichtmeß trüb ist, so kann der Schäfer vier Wochen eher austreiben; scheint aber die Sonne, so muß er vier Wochen länger zu Hause bleiben" (Sp. 716). „Der Schäfer sieht zu Lichtmeß lieber den Wolf im Stall als den Sonnenschein". „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoch', so geht er vier Wochen wieder zu Loch." „Lichtmeß im Klee, Ostern im Schnee" (Sp. 717—719). „Lichtmeß hell und klar, ist der Winter weder halb noch gar" (Hein.).

An diesem Tage werden Lichter an die Fenster gestellt (Cr., Ob., Schl.). Das Vieh darf bei Licht nicht gefüttert werden (Nd.). Die abziehenden Dienstboten singen:

„Heit is mei Gahr aus,
Do zohlt mich mei Harr aus,
Do namm ich mei Ränzel
Un mach mer aa e Tänzel" (W.).

Reimspruch:

„Zu Lichtmessen, da können die Herren bei Tage essen, die Bauern, wenn sie Zeit hab'n, die Bettelleute, wenn sie Brot hab'n" (W.).

Fastnacht („Fôs'nd"[1]).

(Vgl. W. 97 ff. M. 255 ff. Mo.[1], S. 297 ff.)

In der Fastnachtszeit herrscht eitel Lust und Freude bei klein und groß, ein Überbleibsel kindlicher Lust aus alter Zeit. Daß die Reste der altdeutschen Frühlingsfeier in eine Zeit fallen, wo bei uns oft noch strenger Winter herrscht, hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß die römische Kirche ein Zusammenfallen der vierzigtägigen Fastenzeit mit jenen Frühlingsfesten vermeiden wollte und diese in eine frühe Jahreszeit zurückrückte. Damit verfolgte die christliche Kirche, wie schon auf Seite 139 erwähnt worden ist, auch hier die alte Praxis, soweit nur möglich, die alten heidnischen Sitten zu schonen.

In A. erscheinen die Kinder in allerhand phantastischen Kleidern auf der Eisbahn, wo nach fröhlichem Laufe die schönsten Masken vom

---

[1]) Fastnacht, abzuleiten von vasen, d. i. suchen, schwärmen, demnach die Nacht des Umherschwärmens. Die Mundart hat sonach das alte Wort gewahrt.

Pächter des Teiches mit Preisen bedacht werden. Andere ziehen als Pagen, Ritter, Soldaten, Tiroler und Tirolerinnen, Bäuerinnen, Würstelmänner, Bäcker, Harlekins, Handwerksburschen mit dem „Berliner“ auf dem Rücken und einem angemalten Schnurrbart, als Rotkäppchen, Schneewittchen u. a. durch die Straßen der Stadt, um sich sehen zu lassen oder wie noch in vielen anderen Orten, „Kräppel“ zu spießen (v.). Dabei halten sie einen „Spieß“, entweder eine einfache Rute oder ein zugespitztes Holzstäbchen durch die wenig geöffnete Tür und bringen ihre Wünsche in folgenden Worten an:

Do reck ich men Spieß ei
Jewern Harrn sen Tisch 'nei.
Steckt 'r mr e Kräppel na,
Is 'r aa e guter Maa;
Steckt er mr ke Kräppel na,
Is er aa ke guter Maa* (Mau.).

*Oder: Hâ ich aa de Tür racht na
Un reiß aus, was'ch lasen ka (Ne., Ehr., He., Th.
[Erz., Er.).

Oder: Is 'r oder e garst'ger Maa,
Steckt 'r mr e Drackel dra.

Oder: Net ze gruß un net za klä,
Wie e halwer Mihlstä.

Oder: Setz'ch mich uf 'n Haustirstâ
Un frâss mei Krappel ganz allâ (A., R.).

De Krapple sei gebacken
Jech hob se hiern knacken,
Jech hob se sahn in Ufen schiem,
Nu muß iech â e Krâppel krieng (W., Gey.).

Dreimal, dreimal im das Haus,
Brengt mr e Stickel Ku'ng raus.
Is dr Ku'ng net geroten,
Brengt mr e Stickel Schweinebroten.
Schweinebroten is schî lang verbei.
Brengt mr e Gläsel Branntewei (Ob.).

Dreimal, dreimal im das Haus,
Bringt mr e Stickel Ku'ng raus.
Dr Ku'ng is lang verbei.
Bringt mr e Gläsl Branntewei.
Branntewei is ausgeloffen.
Sei mr â imsist geloffen (A.).

Dieser Reim wird auch bei Hochzeiten gesungen (M.).

Ich bin dr klene Kenig,
Gâm S' mr nich ze wenig.

Is dr Ku'ng nich geroten,
Gâm S' mr e Stickel Schweinebroten.
Is dr Schweinebroten nich geroten,
Gâm S' mr e Stickel Spack;
Dan hau iech glei in Drack (A., B., Gey., Z., Pf.).

Wir sind die kleinen Geister
Und sind beschmiert mit Kleister.
Wir sind die sieben Zwerge
Und kommen aus dem Berge.
Wir leiden große Not
Und bitten um Wurst und Brot.
Und hab'n Sie noch dazu
Auf unsere große Bitt,
Paar Strümpf' und Paar Schuh,
So nehm 'r die auch mit (A.).

Maus, Maus, Maus,
Fôs'nd is in Haus.
Spack und Ku'ng
Will mei Spieß sich su'ng.
Ku'ng, Spack un Schinken,
Gabbt mr 'wos ze trinken,
Schinken, Ku'ng, Spack,
Läst de Fôs'nd wack (Cr.).

Do reck ich men Spieß ei,
Jewern Harrn sen Tiesch nei,
Steckt 'r mr e Krappl na,
Is 'r â e guter Maa.
Sei de Krapple noch net geroten,
Gam S' mr e Stickel Schweinebroten,
Schweinebroten is gor ze teier,
Gâm S' mr e Stickel Towakfeier.
Towakfeier is gor ze häß,
Gâm S' mr e Finkel alten Käs'.
Alter Käs' dar stinkt esu,
Gâm S' mr bissel Brut drzu (Schl.).

Guten O'md, guten O'md, ihr heiling Leit,
Mr kumme in dieser Fastenzeit.
De Krappele sei gebacken,
Mr ham se hern knacken (A.).

Ich renne dreimal um das Haus.
Ach du gute Frau im Haus,
Lange mr e Krappel raus (B.).

Ich bin ein Zwerglein
Und bitte um ein Scherflein (A., Schl.).

Ich bie dr klane Kenig,
Gabbt mr nich ze wenig,
Laßt mich nich ze lange stihe,
Dä ich muß noch wetter gihe (Ben., Gey., Cr., Erz., J.,
[Schl., B.).

Bitte, bitte, Leinewand,
Gebt mir was in meine Hand.
Gebt mir nicht zu wenig,
Ich bin ein armer König.
Laßt mich nicht zu lange stehn,
Muß e Heisel weiter gehn (A., Gey., Ma., N., Pf.).

Die Fastnacht,
Die Braut lacht,
Die Hihner krähn,
Die Taum lä'n.
Im an Dreier Wurscht,
Im an Dreier Spack.
Morne is de Fastnacht wack (A., Z.).

Verwandt mit diesen Verschen sind die beim Kuchensingen zur Kirmes gesungenen.

Man bereitet sich auch auf die ungeladenen Gäste vor, bäckt Pfannkuchen, Brezeln, Anisplätzchen und steckt sie auf die Spieße. Doch nehmen die Kinder auch mit allem anderen vorlieb, was ihnen eine mildtätige Hand an den „Spieß" steckt, so vielleicht eine Semmel, ein Würstchen, ein Bildchen u. a. Die Polizei läßt auch dem Treiben der kleinen Hüter altüberkommener Sitten freien Lauf, was nur dankbar zu begrüßen ist. Abends schließen sich den Kleinen, unter die noch der gewöhnlich als Hanswurst gekleidete Brezeljunge zu rechnen ist, die Großen an. Dabei gefallen sich junge Mädchen mit Vorliebe in Hosenrollen. Gelegenheit „den Herrn" spielen zu können, gibt ihnen auch der zu Fastnacht in vielen Orten stattfindende Jungferntanz, wobei die jungen Mädchen nicht nur ihre Tänzer küren, sondern diese auch freihalten, sogar mit Zigarren. In Kö. tanzen die Mädchen mit vorgebundenen Schürzen. Sicher ist, daß die Anfänge der Vermummungen in der Fastenzeit, die ein sprechendes Zeugnis für die naive Lebensfreude des Deutschen ablegen, sehr weit zurückgehen, und daß das „Spießeinrecken", dessen eigentlichen Sinn die Zeit hat vergessen lassen, gleicher Wurzel entsprossen wie das „Peitschen" zu Ostern und Pfingsten (s. daselbst). Der „Spieß" ist einst eine Rute gewesen, mit der die Menschen geschlagen wurden; denn einst glaubte man, daß zwischen Natur und Geschöpf der engste Zusammenhang bestehe und daß so die ersten Keime der Natur und des animalen Lebens auch die Fruchtbarkeit der lebenden Wesen bewirken mußten. „Es ist die Baumseele, der Wachstumgeist,

der durch die schlagende Berührung mit dem grünen saftigen Zweige die Gespenster des Mißwachses und der Krankheit vertrieb und Fruchtbarkeit hervorrief" (Mannhart, S. 251).

Nach Spieß (64) ritt in R. und in Pö. zuweilen ein Bursche auf dem andern, der auf allen Vieren ging und in Form eines Tieres ausgestopft war. Als Roß und Reiter zogen beide unter Begleitung der Jugend von Haus zu Haus. Ebenso erwähnt Spieß noch das Fastenbeten. An vielen Orten war es Sitte, daß am Fastnachtsdienstag die Schulkinder der oberen Klassen, sowie die erwachsene Jugend bis zum 18. oder 20. Jahre in der Kirche oder in der Schule sich versammelten, wo der Geistliche eine Katechese hielt und vorher einen Psalm und ein Gesangbuchslied überhörte. Nach dieser Feier, der auch die Eltern der Beteiligten und andere Gemeindeglieder beiwohnten, wurden die Kinder mit Brezeln beschenkt.

Als Fastnachtsspeisen sind weithin üblich Erbsen, Sauerkraut, geräuchertes Fleisch und Kartoffeln; früher gab es sieben- oder neunerlei Gerichte wie am h. Abend. Das typische Gebildbrot der Fastenzeit ist die Brezel, das rohe Abbild der gekreuzten Arme, die ihrer ganzen Form nach an den Totenkult erinnert. Gleich der Ringform vieler unserer Christbaumfiguren ist sie nach den Darlegungen Höflers aufzufassen als Stellvertretung des bronzenen Totenschmuckes, den man dem Toten mit ins Grab legte (Seite 127). In A. werden die Fastenbrezeln aus Wasserteig von Hohenneujahr bis Ostern gebacken, bis 1861 jedes Jahr nur von einem Bäcker, dessen Name im Annaberger Wochenblatte bekannt gegeben wurde. Die Austräger machten mit Brezelschnarren, seit 1859 durch Papagenopfeifen auf ihre Ware aufmerksam. Außer Brezeln sind Pfannkuchen ein beliebtes Fastengebäck, die in A. in der Hauptsache von Michaelis bis Ostern gebacken werden. Man trinkt Warmbier, um kräftig zu bleiben (A. 98*), nach Spieß: sonst sterbe man im selbigen Jahr. Wer viel Butter ißt, den stoßen die Kühe (v. 97).

Verloren haben sich, wie es scheint, die Bräuche, die sich auf die Haustiere erstrecken; denn nicht ein einziger der von Spieß erwähnten (76—79) ist mir während meiner langjährigen Sammelarbeit bekannt geworden. Er schreibt: „Die Kühe, Ochsen, Pferde bekommen abends jedes ein Stück Brot, auf welches sogenanntes Bockauer Gesundheitspulver, mit Salz vermengt, gestreut ist, damit dieselben stark und gesund bleiben (R.). Man führe das Vieh nicht aus dem Stall, weil man sonst keinen glücklichen Kauf tut (A., R.). Vor Sonnenaufgang füttere man die Hühner innerhalb eines Reifens oder flechte aus Stroh ein Hühnernest und stecke es dreimal, indem man sagt: „Bleib beim Haus, wie's Bein beim Leib", durch die Beine, dann verlegen die Hennen die Eier nicht (Fr., Ma.). Nach dem Abendessen oder um Mitternacht verstutzt man den Hühnern Flügel und Schwanz (S., R.)."

Ebenso ist mir keiner der folgenden Bräuche, die in Beziehung zum Flachs und den Obstbäumen stehen, zur Kenntnis gekommen. „Man

beschneide die Obstbäume, dann kommen die Raupen nicht hinauf (A. Sp. 90). Man behänge die Obstbäume mit Strohkränzen, dann tragen sie reichlich (M., J. 81). Vor Sonnenaufgang binde man Strohbänder, dann kommen keine Mäuse ins Getreide (Fr. — Sp. 82). Damit der Flachs gerate, binde man zu den Arbeiten am Tage eine blaue Leinwandschürze um (R., Lau.), verstecke am Abend die Spinnräder und tanze daheim (Zö.). oder gehe zu Tanz in die Schänke, wozu die Hausfrau eine weiße Leinwandschürze umbindet. Dabei springe man recht hoch, d. h. man mache den sogen. „Fosentsprung" (Fastnachtssprung). Oder die Tänzer heben die Tänzerinnen in die Höhe und rufen dabei: „nätt wahr, su lank muß der Flachs wärn" (allg. 657). Fastnacht- oder auch Silvestermitternacht 12 Uhr mit dem ersten Schlag springt die älteste Jungfrau des Hauses in ihrer Kammer auf den Tisch und mit dem letzten Schlage rückwärts herunter; so hoch wächst der Flachs" (A., R., S. 657). Das Verschwinden all der Bräuche, die sich einst an das Wachstum des Flachses anschlossen, dürfte sich aus dem nur noch ganz geringen Anbau desselben erklären lassen. Weiter erwähnt Spieß: Man kehrt den Schmutz aus den vier Ecken der Stube, um von Ungeziefer frei zu bleiben (Ma.). Am Tage vorher (Montag) werden alle Stuben, der Boden und die Hausflur gewaschen, sowie der Stall gereinigt (S. Sp. 68). Die Fenster werden von innen und außen gewaschen, dann werden sie im Sommer nicht so sehr von Fliegen beschmutzt (S., Wp. 69). Zu Fastnacht gewaschene Wäsche wird blendend weiß (A.). Jetzt gilt am Fastnachtstage: Man balge sich Mittag zwischen 12 und 1 Uhr tüchtig, damit man recht fleißig werde (Br.), und tanze viel (v.). Die Frauen kaufen sich gern neue Schürzen (Kö.). Zum Fastnachtstanz soll man ein neues Kleidungsstück, zum mindesten weiße Wäsche tragen (Kö.).

Einst fanden die Feste der Innungen fast durchweg in der Fastenzeit statt. So wurde bis 1821 in A. zu Fastnacht auch das Bergfest gefeiert, (s. daselbst). Aus jener Zeit stammt wahrscheinlich der alte Bergmannswunsch:

„Fôs'nd, halt noch e bissel nôch,
Dauer när noch värz'n Tog!" (Ehr.)

Ein altes, nach dem Dreißigjährigen Kriege abgekommenes Fastnachtsspiel der Bergleute hieß „Quaß". Zwei verkleidete Männer, von denen der eine mit Reisig und Moos, der andere mit Stroh umhüllt war, wurden, nachdem man sie durch die Straßen und Gassen der Stadt umhergeführt hatte, auf dem Markte zum Scheine niedergeschossen. Aus gefüllten Blasen spritzte Blut der Getöteten. Im Wirtshause, wohin die Toten gebracht worden, schloß sich an die Zeremonie ein Gelage an. (Nach Chr. Lehmann.)

Kinderreime.

Heit is Fastnacht,
Hoot mei Vote 'n Ziengbock geschlacht't.
Hoot ne ball ganz tut gebracht,
Hom mr 'n oder ausgelacht (Ven.).

Neie, neie Fasenacht.
Dr Voter hoot a Kalb geschlacht't.
Hoot 'r sich in Finger gehackt,
Hoot 'r sich halb tut gelacht (A.).

Aschermittwoch.

Den unmittelbar auf Fastnacht folgenden Aschermittwoch hat man auch in den Kreis des Aberglaubens gezogen. An diesem Tage ins Haus geworfene Schneeballen halten Unglück fern (Br., N.). Wer seinen Wohnort verläßt, stirbt dasselbe Jahr (Ri., Cr.). Gewaschene Wäsche wird schwarz (Br., A.). Verbreitet ist das Aschetopftragen. Unter dem Schutze der Nacht wirft man einen mit Asche, Scherben und anderem Unrat gefüllten Topf in die Hausflur oder auch in die Stube mit den Worten: „Hier bring' ich einen Aschetopf, wenn ihr mich erwischt, so setzt mich in den Wassertrog!" Hierauf enteilt der Übeltäter so schnell als möglich. Erwischen ihn die Hausbewohner, so ist ihm eine Tracht Prügel sicher, oder man setzt ihn in einen Wassertrog, wenn er sich nicht durch eine „Fahne" Schnaps löst (Gro.). Heimlich setzt man einen mit Wasser gefüllten Topf vor die Stubentür, so daß er beim Öffnen der Tür umfällt (R.). Nach Spieß (597) schickten Bauern und Knechte Kinder, mit Vorliebe den Kühjungen, zu den Nachbarn, um noch einmal „den Spieß einzurücken". Hier aber wurde er mit Wasser beschüttet und unter Spott und Hohn mußte der zum Narren Gehabte abziehen (Di.). Dieser Brauch scheint sich verloren zu haben.

Ostern.

Palmsonntag. (Vgl. M. 257.)

Alles, was sproßt und keimt, wie auch fließendes Wasser, gibt zu Ostern neue Lebenskraft. Drei am Palmsonntage verschluckte Blütenkätzchen schützen das Jahr über vor Fieber und Halsweh (W., A.) und das Haus vor Feuer (Kl., Ehr.).

Gründonnerstag. (Vgl. W. 85. M. 257.)

Weithin üblich ist an diesem Tage der Genuß grüner Kräuter, er verleiht Gesundheit und Kraft fürs ganze Jahr. Am Gr. Donnerstage eingetragene Kräuter gelten als besonders heilkräftig (v. 85). Einst war das Kräutersammeln und -essen an keinen bestimmten Tag gebunden, der Brauch herrschte das ganze Frühjahr hindurch. Nachdem aber der Donnerstag vor Ostern den Namen dies viridium erhalten hatte und diese Bezeichnung um 1200 mit „grüner Donnerstag" verdeutscht worden war, band sich die Sitte an diesen Tag. Ein um Mitternacht nüchtern getrunkenes Gänseei (auch am Karfreitag) verhindert Bruchschaden beim Heben schwerer Lasten (Ge., Kl., A., Th. 85*), schützt vor jedem Übel (Ehr., Sch.). Gesundheit und jugendliches Aussehen sichert ein Trunk fließenden Wassers bei Sonnenaufgang (M.). Dieser Brauch wird auch

am **Karfreitag und am 1. Osterfeiertag geübt.** Hierher gehört auch die **Meinung von der wundertätigen Heilkraft der „Eissalbe“,** in Fett gelegte Eiszäpfchen vom 31. März, die bei Verbrennungen, Fieber und in anderen Krankheiten Verwendung findet (Ehr.). In der Nacht vom Mittwoch zum Gr. Donnerstag kehrt man den Segen ins Haus, d. h. man kehrt die Treppen von unten nach oben und hebt den Kehricht auf; denn dann ist immer viel Geld im Hause (A.). In viele Familien kehrt der Osterhase ein, der den Kindern die Sinnbilder des Lebens und der ewig dauernden Naturkraft bringt, die Ostereier.

Karfreitag. (Vgl. hierzu M. 257.).

Der Todestag des Heilandes ist ein Tag ernster stiller Trauer. An diesem Tage ruht alle nicht unbedingt notwendige Arbeit. Wer ein am Karfreitage gewaschenes oder ausgebessertes Kleidungsstück trägt, fällt ins Wasser (Gey.). Unglücklich ist der, der verreist oder jemanden besucht, wie er in diesem Falle auch unglückbringend ist (Ehr.). Alle Hantierung mit etwas Spitzigem bringt Unglück, „weil die Menschen schuld sind am Tode des Herrn“ (A.). Und nicht nur an diesem Tage, sondern auch während der Karwoche soll man die Arbeit aufs notwendigste beschränken, vor allem soll man nicht kehren (B.). Mit Einstellung aller nicht unbedingt erforderlichen Arbeit will man die Zeit geheiligt wissen. In der Karwoche aufs Feld gefahrener Dünger hat keine Kraft (Frk. 84*). Wessen Bett während dieser Zeit frisch bezogen oder verstellt wird, bleibt krank ein ganzes Jahr (Ma.). Abgeschnittene Haare wachsen nicht wieder (Ar., A.). Ein in der Karwoche gekauftes Kleidungsstück bringt seinem Träger Unglück (A.). Hochbedeutungsvoll ist der Karfreitag für die Vornahme allerhand Kuren. Gegen Reißen badet man sich um Mitternacht (Say.). Eine ärztliche Untersuchung an diesem hochheiligen Tage ist besser als eine zu jeder anderen Zeit. Der Arzt soll die Krankheit sicher erkennen und die zur Heilung führenden Mittel treffen (Nd.). Ebenso ist dem, der eine schwere Schuld auf sich geladen hat oder an einer schweren Krankheit leidet, sicher geholfen, wenn er auf dem Friedhofe ein Gelübde ablegt — vielleicht, daß er seine liebste Beschäftigung, Speise oder ä. meiden will — und dieses bei jeder Wiederkehr des Tages von neuem ablegt. So sieht man in A. alljährlich unter dem auf dem Friedhofe aufgestellten Kruzifix einen bestimmten Blumenstock „als Dank für gehabte Erhörung“. Die auf Fasten und ähnliche Entsagung lautenden Gelübde sind als Opfer aufzufassen; der Mensch verzichtet, um Gott seinen Dank zu beweisen oder Gottes Gunst zu gewinnen, auf einen ihm lieben Genuß, bringt ihn Gott dar. (Vgl. W. 424.) Andauernde Gesundheit ist dem beschieden, der sich in einem Gefäß wäscht, das er am Karfreitag im Freien fand (Wo.), der eine Waschung mit um Mitternacht dieses Tages geschöpftem Wasser vornimmt und dieses nach dem Gebrauche sofort wieder in den Bach gießt (Kl. 87). Ein Bad darin läßt schwächliche Kinder kräftig gedeihen (Schl.). Der Karfreitag gilt als besonders günstig zur Vornahme sympathetischer Kuren (Zw., Ma. 86).

Wenn es dem Herrn ins Grab regnet, kommt ein trockener Sommer (Gro. 87*). Ein in der Karwoche offenes Grab hält Blitzschlag vom Orte fern (Wo. 85* 300). Steht eine Leiche im Hause, so schlägt es in dem Jahre nicht ein (Di.). S. auch S. 62.

Ostersonntag. (Vgl. M. 257.)

Mit dem Ostersonntag bricht die Osterfreude an. Sind die Ostern „grün", so zieht alt und jung hinaus und freut sich der vom warmen Strome des Lebens durchzuckten Natur.

Der Aufgang der Sonne, die an diesem Morgen „vor Freuden tanzt" (83) und in der man den auferstandenen Heiland sehen kann, weshalb man auch eine Wanne mit Wasser in den Hof stellt, worin das springende Osterlamm zu sehen sein soll (A., Br. 83), wird, wenn auch nur vereinzelt, mit Schüssen begrüßt. Wiederholt, so schon 1849 erschienen im Annaberger Wochenblatte Bekanntmachungen, die das Osterschießen mit Geld- oder Gefängnisstrafe bedrohen. In Kü. durchziehen in aller Frühe die Bewohner mit Musik den Ort. Dieses Beginnen ist ein Beweis dafür, daß ein Brauch aus der Höhe tiefernster Religionsspiele zu einer bloßen Belustigung herabgesunken ist. Einst umritt man jedes Jahr, ehe der Landmann seine Arbeit begann oder sie vollendet hatte, in feierlichem Zuge die Saatfelder, um bösen Dämonen den Zugang zu ihnen zu wehren.

Allgemein bekannt ist der Brauch des Osterwassers, das man um Mitternacht vom Ostersonnabend zum Ostersonntag, vielfach auch in der Karfreitagnacht aus fließenden Gewässern oder Quellen schöpft und zwar vor Sonnenaufgang oder beim Blinken des ersten Sonnenstrahles. Auf diesem Gange, der über die Brücke führen muß, über die die letzte Leiche getragen worden ist (Or.), darf man, wie auch auf dem Heimwege, sich nicht umsehen (O.), niemandem begegnen, sich nicht sehen lassen (N.), niemanden grüßen und nicht sprechen, weil es sonst „Plapperwasser" und ohne Heilkraft ist (allg.). Jedes Wort bringt zudem Unglück (Joh.). Vor dem Schöpfen betet man ein Vaterunser (Joh.). Nur das Wasser besitzt Heilkraft, das zuerst aus dem Bache geschöpft wurde (A.). Nach dem Schöpfen trinkt man davon und spuckt es in Kreuzform wieder aus (Gro.). Andere gießen das Wasser nach dem Gebrauche vor Sonnenaufgang wieder in den Bach, aus dem man es geschöpft hatte (O.). Wieder andere spülen sich am Bach nur den Mund aus, um die Zähne gesund zu erhalten (A.). Meist aber wird das Wasser aufgehoben, da seine Haltbarkeit unbegrenzt sein soll (S., Wo., He., Kl. 83). Nach einjährigem Stehen verwandelt es sich in Wein (Nd.). Solange Osterwasser im Hause ist, trocknet der Brunnen nicht aus (Nd., Kl., Gd.). Ein Bad darin oder eine Waschung damit bringt Schönheit und Gesundheit (Gey., Bä., Schl., B. 83). Man wäscht sich deshalb auch gleich am Bach oder an der Quelle vor Sonnenaufgang (Mau). Osterwasserumschläge heilen Wunden (Gey.). Osterwasser in den Brotteig gegossen, bewahrt das Brot vor Schimmel (A.), den Tieren ins Saufen gegeben, läßt diese schnell wachsen und gut

gedeihen (M. 83*). „Die Heiligkeit, die der germanische Natursinn dem Wasser wegen der in ihm wohnenden Geisterwelt verliehen hat, ist es gewesen, die dieses Element heilkräftig macht und die Zukunft künden läßt“ (Mo.[1], 331). Dem Osterwasser an Wirkung gleich sind Ostertau und Maientau. Man breitet die Nacht über weiße Tücher im Freien aus, die am Morgen ausgerungen werden (W. vgl. 88). Weniger ergiebig sind am Morgen befeuchtete Läppchen (Zw., Gey.). Um schön zu werden, vor allem gegen Sommersprossen, wäscht man sich mit Märzenschnee (J. 114). Damit gekehrte Stuben bleiben frei vom Ungeziefer (Br., Pf. 114). Am ersten Osterfeiertage kreuzweis auf den Dünger gelegte Holunderzweige verhüten die Abnahme desselben (M.). Im Stalle aufgehängte Tannenzweige machen die Kühe milchreich, erhalten sie gesund und schützen vor Hexen (Nd.). Spieß erwähnt noch (96 97): die Kühe bekommen vor Sonnenaufgang Bockauer Kräuterpulver, damit sie nicht behext werden (S.). Man fährt vor Sonnenaufgang Asche auf das Feld, dessen Fruchtbarkeit dadurch befördert wird (B.). Doch sind mir diese Bräuche nicht bekannt geworden.

Mit der wiederkehrenden Sonne kamen nach altem Glauben auch die schädigenden und Krankheit bringenden Dämonen ins Land, die der im Frühling beginnenden Arbeit des Landmannes auf allerhand Art und Weise hinderlich sein sollten. Deshalb loderten einst auf den Feldern mächtige Feuer empor, deren Anblick die Dämonen verscheuchen sollte. Ein Nachklang dieses Glaubens hat sich in den Osterfeuern erhalten, die hie und da noch vereinzelt aufleuchten. Die Holzkohle davon gibt mit Fett vermischt eine heilkräftige Salbe (Mau.).

Noch in den sechziger Jahren war es nach Spieß allgemein üblich, daß Knechte, Mägde und Kinder zu Ostern die Langschläfer frühzeitig mit Gerten von Birkenreisern aus den Betten trieben, ein Brauch, der sich noch vereinzelt in St., Gru., J., Br., Ri. u. a. a. O. erhalten hat und zwar mit der Bedeutung, daß die Geschlagenen immer zu rechter Zeit erwachen sollen! So hat sich alter Ritus nur noch als volkstümliche Sitte erhalten und niemand ahnt noch, daß diese einst der Ausdruck von Glaubensvorstellungen gewesen ist. (Vgl. Seite 190.) In Ri. bekommen die Peitschenden zuweilen Kaffee und Kuchen vorgesetzt. Oft schleicht sich am Abend zuvor einer in die Schlafstube ein, um früh die Tür zu öffnen, die man auch vielfach nicht abschließt. Die Gerten, Birkenreiser und Weidenzweige, werden mit roten Seidenbändchen umflochten.

1. April.

„Am ersten April schickt man den Narren, wohin man will“ (v.). Das „in den April schicken“ ist beliebt bei groß und klein. Der Gefoppte heißt der Aprilnarre. „Heit is dr erschte April, do ka mr afihrn, wan mr will“ (A.). Die Kinder sagen zueinander: „Agefihrt, mit Butter beschmiert, Käse geleckt, hat gut geschmeckt“ (A.). „Agefihrt, agefihrt mit Leschpapier, mor'ng kimmt dei Schatz ze dir!“ (allg.) Erwachsene schicken sich Briefe mit den Worten: „Hätt'st du den Brief

nicht aufgemacht, so würd'st du auch nicht ausgelacht! (Cr.) Die Sitte, am 1. April jemanden anzuführen oder zu „veralbern", soll aus der Sitte der römischen Kirche, die Leidensgeschichte Christi öffentlich darzustellen, herrühren und hätte ursprünglich nur das spottvolle Hin- und Herschicken Christi versinnbildlichen sollen. Andere bringen die Sitte mit dem trügerischen Aprilwetter in Verbindung, so W. 100. Dem germanischen Altertum war die Sitte unbekannt, und sie hat bei uns erst im 17. Jahrhundert Eingang gefunden und zwar von Frankreich aus. Noch andere halten die Sitte für den letzten Rest eines zu Anfang des April mit Possen, Späßen und lustigen Schwänken gefeierten Frühlingsfestes. Der erste April ist ein Unglückstag, weil Judas an diesem Tage geboren worden sein soll (v. 100). Ebenso sind nach dem Volksglauben der 1. August und der 1. September sehr unglückliche Tage; an jenem wurde der Satan aus dem Himmel gestoßen, an diesem gingen Sodom und Gomorra unter.

Walpurgisabend (Walperto'md.)

Am Walpurgisabend treiben die Hexen, die noch heute im Volksglauben eine große Rolle spielen, ihr Wesen. Deshalb trifft man allerhand Vorkehrungen, um Haus und Hof, Stall und Vieh vor ihren vermeintlichen bösen und schädigenden Einflüssen zu schützen. Die abergläubische Bauernfrau hält streng darauf, daß vor sechs alle Tiere im Stalle sind (v.), diese noch vor Sonnenaufgang ihr Futter erhalten, um nicht mit Licht in den Stall zu müssen, weil dieses die bösen Geister anlockt (Gey., Ö.). Die Stallöcher werden sorgfältig verstopft (Nd.). An die Stalltüren werden drei Kreuze geschrieben (Ri., H., Ö., Umgeg. v. J., H., Ham. u. v. a. O. 89. 142), davor aber werden ein Stück frischer Rasen, ein alter Besen (Br.) oder die Stallgeräte mit ihren Spitzen und scharfen Kanten nach oben gelegt, woran die Hexen hängen bleiben und Schaden nehmen sollen (M.). Durch Quirlen im Ofentopfe soll den Hexen angst werden (Umgeg. v. J.). Die Tiere selbst bekommen rote Bänder um den Hals (Nd.), neunerlei Kräuter (M.), Bockauer Kräuterpulver (Ne.) oder einen Abguß von Heide unfers Futter (M.). Nach Sonnenuntergang verkauft der Bauer nichts mehr, sonst schwindet der Segen des Hauses und die Milch wird sauer (v. 89*. 705). Tut er es dennoch, so schüttet er Salz in die Milch (Gd. 705*) oder wirft dem Empfänger Salz nach, das alle übeln Folgen verhindern soll (W.). Ehe die Bauernfrau an diesem Tage buttert, schlägt sie drei Kreuze übers Butterfaß, dessen Reifen sie von unten nach oben zählt und dann mit einem Tuche umbindet, damit sie niemand nachzählen kann, was dem Behexen gleichkäme (Gd. 707*). Am Walpurgisabend soll der Rahmtopf leer sein; in den vollen kommen die Hexen (Zw. Geg.). Gibt eine Kuh nach diesem Abende keine Milch mehr, so ist sie behext worden, indem eine Hexe trotz aller Zaubermittel drei Strohhalme unter die Stallschwelle legte (Sch.). Hängt ein schwarzer Ziegenbock oder eine Elster im Stalle, so sind die Tiere an diesem Abende wie auch zu

anderer Zeit vor den Hexen geschützt (Zw. Geg.). Dasselbe bewirken am 1. Osterfeiertage darin befestigte Tannenzweige (He.). Ein Tier mit zwei Wirbeln kann nicht behext werden (Br.). Hat aber der Bauer trotz aller angewendeten Mittel Unglück mit seinem Vieh, so trägt er einen Topf voll Dünger des kranken Tieres in den Bach, wobei er nicht sprechen, vor allem kein altes Weib grüßen darf (Nd.). Oder man stellt ein brennendes Licht in den Keller, den Wohnort der Zaubermächte. Ist es verloschen, ohne niedergebrannt zu sein, so hat es der Teufel ausgeblasen und meidet fortab die Stelle; denn grelles Licht ist ihm zuwider (Kl.).

Auch der Düngerhaufen muß vor den Hexen am Walpurgisabend beschützt werden. Man steckt darauf Holunder-, Ahlert- oder Weidenruten (Ne. 145*), legt zwei Besen kreuzweis darauf, damit die Hexen nicht darüber hinwegschreiten können (Sch. 89*), umzieht ihn mit Strohseilen (Nd., M.), damit er nicht abnehme. Nimmt eine alte Frau von einem fremden Düngerhaufen einen Strohhalm, so gilt sie als Hexe (Di., Schl.). In jede Ecke befestigt man ein aus Weichselbaumzweigen zusammengebundenes Kreuz (Spieß 133). Diesen Brauch habe ich nicht mehr als bestehend erkunden können. Auf dem Düngerhaufen dürfen keine Strohhalme liegen (Ne.). In der Scheune werden mit Holzscheiten drei Kreuze gelegt (Br.).

Wie den Stall, so sucht man auch das Haus zu schützen. An die Haustür und die Fensterläden schreibt man drei Kreuze (Nie., Ri., J.), vor die Tür wird der Besen gelegt, denn: „Steht der Besen vor der Tür, — Vertreibt er die Hexen für und für" (W.). In die Stuben werden Ahlertzweige gebracht (Mau.). Nach Spieß (134) steckte man Weidenruten auf die Klöppelsäcke (Grü.). Wer etwas verborgt, wird behext (Schl.). Mächtige Feuer lodern auf den Bergen (v. 89). Kinder und Erwachsene umspringen mit harzgetränkten Besen, Holzscheiten, in deren gespaltenem Ende Harzstücke stecken (Ri.) u. ä., die flammenden Holzhaufen, lassen Raketen steigen (Zw. Geg.) und singen dabei:

Alte Hexen schlecht und schlicht,
Geh mit dir bald ins Gericht.
Alte Hexen groß und klein,
Will nicht dein Genosse sein! (Schl.).

In der Ölsnitzer Gegend werden mächtige Kreuze errichtet, um die man mit brennenden kleineren Kreuzen herumtanzt, nachdem jene angezündet worden sind. Mit brennenden Fackeln geht man über Wiesen und Felder, damit ihr Ertrag nicht verringert werde. Die Bauern schlagen mit Dreschflegeln auf die Feldraine (Bä.). Weithin wird geschossen (89).[1]

[1] Interessant sind die Erzählungen und das Urteil über den Walpurgisglauben des Verfassers der „Chemnitzer Rockenphilosophie". Es heißt darin: „Es wird fast im ganzen Sachsenlande von dem gemeinen Manne geglaubt und dafür gehalten, daß in der Walpurgisnacht die Hexen auf ihren Tanz und Versammlung zögen. Daher an manchen Orten solcher Lande die Gewohnheit eingerissen ist, daß diejenigen, welche Landgüter oder Felder besitzen, am Walpurgisabend mit

Man bläst in lange Hörner, um durch Lärm die bösen Geister abzuschrecken. Besonders gern übt die Jugend das Hexenschießen, indem man lange Bretter auf die staubbedeckte Straße aufplatzen läßt. Im Scherz schreiben sich Kinder gegenseitig Kreuze auf die Kleider.

Hört der in der Walpurgisnacht an einer Tür Horchende seinen Namen, so soll er im Laufe des Jahres sterben (J.).

Der 1. Mai.

Am 1. Mai wurde das Vieh zum ersten Male ausgetrieben, ein Brauch, an dem nur noch sehr vereinzelt festgehalten wird.

Christi Himmelfahrt.

Nach dem Volksglauben soll an diesem Tage immer ein Gewitter kommen, steht doch der Himmelfahrtstag als ein heiliger Donnerstag in Beziehung zu Donar. Bringt ein Kind ein Rotschwänzchen oder blaue Kuckucksblumen mit ins Haus, so bricht Feuer aus (Gey. Seite 27).

Röhren oder Büchsen über die Felder schießen, aus der einfältigen und albernen Meinung, hiermit die Hexen zu scheuchen, daß sie auf ihrer Reiterei und Reise, die sie durch die Luft über solche Felder täten, nicht die Saat beschädigen möchten. Allein, erstlich ist nicht zu glauben, daß, wenn ja wahrhaftig die Hexen gewisse Versammlungen dem Teufel zu Dienst anstellten, solches eben zu keiner anderen Zeit als in der Walpurgisnacht geschehe, sondern es kann vielmehr aus jetzt bemeldeten Historien bewiesen werden, daß solche Hexen-Versammlung gar oft angestellt werde. Dahero die Unvorsichtigkeit, so nur allein am Walpurgisabend gebraucht wird, zu wenig zu sein scheinet, auf einmal sovielen Hexenzügen zu widerstehen. Zum andern, wenn ja noch wahrhaftig der Hexenzug durch die Luft geschieht (welches aber der bekannte Atheist Dr. Becker in seiner bezauberten Welt und andere gänzlich verinnern), so geschieht es ja mit Hilfe des Teufels auf eine solche Art und Weise, daß ein solcher an ihrer Reiterei nichts würde schaden können. Drittens wird aus vieler Hexen Bekenntnis und Aussage soviel zu erkennen sein, daß die Verderbung der Felder, so durch Hexen geschieht, nicht zu der Zeit verrichtet wird, wenn sie auf ihren Konvent ziehen. Denn solche „Reuterey“ soll so schnell und ungesäumt verrichtet werden, daß dabei kein Anhalten zur Verderbung der Felder gestattet ist. Also halte ich das Schießen über die Felder am W. für nichts anderes, als einen Teufelsfund und Dienstleistung des Satans. Denn die solch Schießen verrichten, achten den Teufel und seine Werkzeuge, die Hexen so mächtig, als ob sie über diejenigen Dinge, welche in dem Schutze des allmächtigen Gottes verwahret stehen, dennoch könnten Gewalt nehmen und daran Schaden tun, da doch der zwar sonst „starke und gewaltige Rumor-Meister, jedoch auch ohnmächtige Höllenhund“ ohne Gottes Verhängnis niemand ein Haar zu krümmen vermag. Zum andern untersteht sich ein solcher Feldschießer einer Sache, wozu er viel zu ohnmächtig ist und will sein Feld selbst vor der Beschädigung des Teufels beschützen. Dabei verachtet er den Schutz Gottes, ja vergisset solchen sogar, welches sicher dem großen allmächtigen Gott ein Mißfallen sein muß. Daher es auch wohl geschieht, daß um solchen Aberglaubens willen Gott verhänget, daß denen, die daran glauben und doch um ein ander Hindernis willen das Schießen unterlassen müssen, einiger Schade an den Feldern geschieht, weil sie es eben nicht anders glauben und haben wollen. Also tut der Teufel den Seinigen, die ihn ehren und fürchten, selbst Schaden; wer aber Gott vertrauet und sich seines Schutzes getröstet, den muß der Teufel wohl in Frieden lassen.

Mit deinem Schießen gewinnst du nichts als Gottes Ungnade,
Und kömmt dir auch noch wohl dazu vom Satan großer Schade,
Vor dem du dich nicht schützen kannst als nur mit Gott alleine;
Drum übergib du alles Gott, der schützet dir das Deine.“

Vom Montag bis zum Mittwoch vor Himmelfahrt wurde bis zum Jahre 1824 das Gregoriusfest der lateinischen Schule in A. abgehalten. Spieß (636) schreibt darüber: „Schon vier bis fünf Wochen vorher begann das Üben der Trommler und Pfeifer. Jene bestanden aus Primanern, diese aus Sekundanern. Nach vier Uhr, wenn die Schulstunden zu Ende waren, mußten die Serviteure, d. h. die untern Alumnen, die Trommeln vor das Tor tragen. Von den unteren Klassen schlossen sich mehrere freiwillig an. Draußen fanden sich dann auch die Schüler der oberen Klassen dazu und übten sich nun tüchtig auf der Trommel und der Pickelpfeife. Dies war schon ein Vorgeschmack von den Freuden des eigentlichen Festes. Dieses selbst wurde am Montag, früh 3 Uhr mit Reveille eröffnet, wobei die Trommler und Pfeifer, sämtlich kostümiert in roten Kolletts mit blauen Aufschlägen, abwechselnd aufspielten. Um 6 Uhr wurde Appell geschlagen und nun strömte alles herbei, was zur Schule gehörte. Alle Schüler, vom obersten bis zum untersten, waren verkleidet: da gab es Husaren, Dragoner, Schäfer, Köche, Jäger usw., besonders viele Harlekine mit Peitschen. Von den höheren Klassen hatten sich mehrere beritten gemacht — wer nur irgend eine Mähre auftreiben konnte, entlehnte sie — und paradierten kostümiert und mit Seitengewehren bewaffnet stolz zu Roß. Diese Reiterei zog nun abgesondert durch die Gassen der Stadt und machte auch Ausflüge nach Kleinrückerswalde, Frohnau und Buchholz. Die Nichtberittenen dagegen begannen 7 Uhr ihren Umzug durch die Stadt. Voran ging die Schulfahne, dann folgte die Musik, bestehend aus Geigen und einer Baßgeige, die von Schülern des Sängerchores gespielt wurden, darnach kamen das Lehrerkollegium und endlich die Schüler aller fünf Klassen. An der Seite schritten zwei Primaner mit Sparbüchsen, die die Beiträge, die aus jedem Hause verabreicht wurden, einsammelten. Dieser Umzug dauerte bis 9 Uhr. Um 10 Uhr begann das Theater in dem zweiten Stockwerk des Rathauses. Gewöhnlich kam ein deutsches Lustspiel zur Aufführung, mitunter auch eine Oper. Sämtliche Spielende waren Primaner und Sekundaner, denen ausnahmsweise auch einzelne Tertianer beigegeben wurden. Die Spieler waren entsprechend kostümiert und machten ihre Sachen nach Verhältnis recht gut. Nach Beendigung der Komödie begaben sich alle zum Mittagsessen nach Hause, und um 2 begann abermals ein Umzug durch die Stadt, der bis nach 5 Uhr dauerte. Zum Zapfenstreich ½8 fanden sich wieder alle Schüler, größtenteils in Mißgestalten verwandelt, mit scheußlichen Larven vor den Gesichtern, an der Schule ein. Da gab es Gespenster, Wechselbälge von allen Größen u. dergl., selbst Nichtschüler mischten sich unter die Masken. Die Primaner trommelten und spielten die Janitscharenmusik, zu der die Schule sämtliche Instrumente besaß, die übrige Musik besorgten die Stadtmusici, und so durchzog der Zapfenstreich die ganze Stadt bis in die kleinsten und abgelegensten Gassen. Bei den Wohnungen der Behörden und sonstigen Notabilitäten wurde Halt gemacht und ein kurzes Ständchen gebracht, wofür nicht selten eine Erfrischung in Bier verabreicht wurde. Nach 10 Uhr traf der

Zug wieder an der Schule ein, worauf alles nach Hause strömte. — Dienstag, der zweite Tag, verlief ähnlich wie der erste: früh 3 Uhr Reveille, dann um 6 Uhr Appell, dann der erste Umzug, hierauf wieder Aufführung eines zweiten Lustspiels im Rathause und nach Tische der zweite Umzug. Letzterer sammelte sich gegen 4 Uhr auf dem Marktplatze unter Anschluß der Reiterei. Von dieser hatte jeder auf seinen blankgezogenen Säbel eine Zitrone gesteckt, und so ritten sie mehrmals im Kreise auf dem Platze umher. Dann zogen alle, die Reiterei voran, nach der Schule zurück, worauf man sich nach Hause begab, um sich 1/2 8 Uhr zum Zapfenstreich einzufinden, der auch diesmal den Tag beschloß. — Mittwoch, als den dritten Tag, war keine Reveille. Um 8 fand ein grotesker Aufzug statt, dessen Kostüm früh erst angeordnet und bekannt gemacht wurde. Einmal wurden lauter Mohren dargestellt und sämtliche Schüler erschienen dann schwarz gefärbt, ein anderes Mal kamen andere Wilde zur Vorführung u. dergl. Unter Vortritt der Janitscharenmusik ging es nun durch die ganze Stadt, an beiden Seiten gingen Schüler mit Sparbüchsen, deren Einnahme, die aus allen Häusern gesammelt wurde, man zu dem am Abend zu veranstaltenden Balle verwendete. Kehrte der Zug gegen 12 Uhr von seiner Wanderung an die Schule zurück, so trat der Präfekt vor die Fenster des Rektors, der im Schulgebäude wohnte, und brachte dem Superintendenten, sämtlichen Behörden, dem Rektor u. a. ein Lebehoch, das von allen dreimal wiederholt ward. Um 2 war alles abermals auf dem Platze, die oberen Schüler in gewöhnlichem Anzuge, die kleine Gesellschaft aber noch in ihrem Festkostüm. Es begann der Auszug nach einem vor dem Tore gelegenen öffentlichen Orte unter schallender Janitscharenmusik. Dort angekommen unterhielt sich jeder auf seine Weise, die Schüler der oberen Klassen tranken Bier und rauchten Tabak aus Tonpfeifen, die der unteren hielten sich schadlos an Kuchen, den die Frau des Schulfaktors daselbst feilhielt. Gegen Abend wurden die drei untern Klassen entlassen, Prima und Sekunda aber begaben sich in die Stadt, um die von den Eltern erbetenen Mädchen zum Balle abzuholen. Dieser dauerte gewöhnlich so lange, bis die Glocken zum Gottesdienste des Himmelfahrtfestes riefen. So endete das Fest. — Einige Tage später gab der Rektor dem ganzen Lehrerkollegium einen solennen Schmaus. Er konnte dieses um so eher, da ihm die Einnahme bei dem ersten Umzug, das Eintrittsgeld bei dem zweimaligen Theater und das sogen. Rollengeld (jeder Schüler, der in einem Stücke auftrat, mußte diese Bevorzugung mit einem entsprechenden Betrage von 10 Neugroschen bis zu einem Taler vergüten) zuflossen. Alle diese Gaben hingen zwar von dem Belieben des einzelnen ab, fielen aber oft sehr reichlich aus."

Das Gregoriusfest, in A. auch Pallados festum genannt, soll nach Richt. Chron. II, 124 das erste Mal am 22. April 1512 aufgeführt worden sein, jedenfalls hat es aber schon lange vor 1572 bestanden. In dieser Zeit war der Verlauf des Festes folgender.[1] Am Gregoristage

[1] Siehe Bartusch, „Die Annaberger Lateinschule zur Zeit der ersten Blüte der Stadt und ihrer Schule im 16. Jahrh." Annaberg 1897, Grasers Verlag.

(12. März) oder auch, wenn die Witterung allzu rauh war, einige Tage später, zog die Schülerschaft mit Ausnahme der Kranken und Kleinsten in drei Zügen musizierend, aber ohne Verkleidungen durch die Straßen der Stadt in die Häuser der Bürger. Jeden der drei Chöre beaufsichtigte ein älterer Schüler, der zugleich die Musik dirigierte, während ein anderer die Bürger durch eine lateinische oder deutsche Rede einlud, ihre Söhne zur Schule zu schicken. Nach Jenisius'[1] Bericht gestaltete sich das Fest seit 1572 wie folgt: Die ganze Schülerschaft vereinigt sich zu einem Zuge. Die Spitze bilden die weißgekleideten Parvuli (Richter: „in weißen Hembden"), denen ein Knabe in der Rolle des Heilandes voranschreitet. Darauf folgen die Musiker (pueri Symphonici). Die Mitte des Zuges nimmt ein als Bischof verkleideter Knabe ein. Dann kommt (als Glanzpunkt des ganzen Zuges, der auch den früher im Mittelpunkt stehenden Bischof überstrahlt) ein Schüler hoch zu Roß, angetan mit Diadem, Szepter, goldenen Kleinodien und einem kostbaren Gewande. Letzterem zur Seite schreiten Trabanten, voran geht der Hofstaat. Diese Prozession zieht durch die Straßen der Stadt, um durch Gesang und Musik und den ganzen Glanz und Pomp die Herzen der Kleinen anzulocken, und begibt sich endlich in die Kirche. Hier wird zunächst eine öffentliche Predigt gehalten „über die Schulen und die Pflichten der Vorsteher, Eltern und Schüler" und zwar in der Regel vom Superintendenten. Darauf sprechen auch die Knaben, die den Bischof und „die 14 Szepterträger" darstellen, zum Volke. Die Szepterträger insbesondere beantworten in Wechselrede sieben Fragen: „Warumb predigt mann auf diesen Tag von Schulen? Was ist eine christliche Schule? Was sollen die Obrigkeit — ein christlicher Pfarrherr — fromme Eltern — treue Schulmeister — fleißige Schüllerlein bey der Schule tun?" Mit einem vom ganzen Coetus gesprochenen „Schulgebetlein" schließt die kirchliche Feier. Das von den Knaben (jedenfalls während des Umzuges) gesammelte Geld wird dem Schulmeister übergeben, der dafür den Neulingen Süßigkeiten, Rosinen, Mandeln, Papierfähnchen und Brezeln kauft. Etwas von dem Gelde verteilt der Rektor auch unter die Lehrer und zwar — wie eine Randbemerkung, ebenfalls von Jenisius Hand, besagt — „hodie singulis 6 gr., Cantori 8 gr.", überdies gewährt er ihnen für ihre Mühewaltung ein kleines Frühstück und ein Abendbrot. Später verband man das Gregoriusfest auch mit einer Rusticatio, die wohl meist an dem auf das Gregoriusfest folgenden Tage abgehalten wurde. Seit 1577 wurde dieser Schulausflug jährlich zweimal, einmal im Frühlinge, das andere Mal im Hochsommer oder im Herbste abgehalten, im Jahre 1612 nach Arnold in folgender Weise: „Den 22. April ist bey schönen Wetter das Gregori- oder Schulfest gehalten worden: Wobey die Schuljugend schön geschmückt, ordentlich uffn Pöhlberge spatzirend, nebens den Lehrern mit schöner Musik geführet, daselbst sich erlustiret,

[1]) Jenisius, geb. 1551 zu Nürnberg, studierte zu Wittenberg, 1581—1594 Rektor des Annaberger Gymnasiums, später Superintendent zu Eilenburg, 1603 Hofprediger zu Dresden, wo er im Jahre 1612 starb.

wiederumb frölig anheim begleitet, unterweges mit Gesang den lieben Gott, wegen Schutz und Erhaltung der Schulen, gedanket worden."

Aus dem Feste der Lateinschule entwickelte sich seit Errichtung der Bürgerschule 1835 das bisher aller zwei Jahre stattfindende Schulfest in seiner kindlichen Form.

Pfingsten.

Obgleich das Pfingstfest arm an besonderen Sitten und Bräuchen ist, so ist doch auch ihm nicht jede der poesievollen Zugaben versagt geblieben. Allgemein verbreitet ist der Brauch, die Wohnungen, Kirchen und Gaststuben mit jugendfrischen Birkenbäumchen oder Maien zu schmücken. Wer nicht Platz genug hat, ein ganzes Bäumchen aufzustellen, kauft sich wenigstens einen Strauß von Birkenreisern (S. auch Seite 26.). Die Pfingstmaie ist nichts anderes als der germanische Malbaum, der als Sinnbild des neuerwachenden Lebens bei fast allen Kulturvölkern in besonderem Ansehen stand, ja teilweise göttlich verehrt wurde. In der Pfingstwoche schmücken in An. die Arbeiter vor Beginn der Arbeit ihre Fabriken. Wer nicht mit hilft, wird mit einem Schiebock geholt. Wer am Pfingstsonntag am längsten schläft und zuletzt aufsteht, wird der Pfingstlümmel[1] genannt (v.).

Vielfach besteht die Sitte, nach dem Gottesdienst am 1. und 2. Pfingstfeiertage vom Turme herab einen Choral zu blasen (Ehr., Th., Po., Gey., Zö.). In O. wird auf dem Friedhofe gesungen.

Ein Fest in der Pfingstzeit, das regelmäßig auf einen Sonntag fällt und ungeduldig von den jungen Leuten erwartet wird, ist der Laubtanz (v.). Der Saal ist mit Blumen und frischem Grün reich geschmückt. An diesem Tage spielen die Mädchen die Herren, indem sie zum Tanz auffordern und auch dafür aufkommen. Der Tanz beginnt fast überall um 4 Uhr. Die vier zuerst tanzenden Paare werden mit Kränzen geschmückt, die die Mädchen auf dem Kopfe, die jungen Burschen über die Brust tragen (Ne., Dr.). Vor einigen Jahrzehnten noch war der Laubtanz im Gebirge allgemein üblich. Spieß schildert ihn so: „Schon einige Tage vorher pflückt man Laub, windet Kränze und Girlanden und schmückt den Saal der Schenke in- und auswendig. Am Nachmittag des Festtages werden die Mädchen, welche Kränze mit Bandschleifen am Arme tragen, aus der elterlichen Wohnung unter Musik geholt, und mit Gejauchze zieht man in den Saal, wo eine wohlbesetzte Tafel gerüstet ist. Nachdem die Mädchen ihre Kränze aufgehängt haben, setzt man sich und schmaust vergnügt. Nach dem Essen beginnt der Tanz."

Am Vormittag des dritten Pfingstfeiertages zieht in J. die Berg-, Knapp- und Brüderschaft mit der Bergfahne unter den Klängen des Bergmannsmarsches zur Bergpredigt in die Kirche, zu der wie auch zu den in früher Morgenstunde des 1. Weihnachtsfeiertags stattfindenden Christmetten der Pfarrer in feierlichem Zuge geholt wird. Alljährlich

---

[1]) Ueber den Pfingstlümmel vgl. ausführlich Mannhart, Wald- und Feldkulte I. 320. 325.

beim Pfingstquartal wird die Brüderschaftslade im festlichen Zuge in die Wohnung des neuen Ladenvaters gebracht. — Der Bergbau kam in J. vor etwa 40 Jahren gänzlich zum Erliegen.

Bis zum Jahre 1889 hielten in A. die Posamentiergesellen am dritten Pfingstfeiertag Nachmittag einen solennen Umzug mit Musik, der in früherer Zeit mit Trompetenfanfaren, die vom Turme geblasen wurden, abwechselte. Den Zug eröffneten zwei Harlekine in aus lauter bunten Tuchflecken zusammengestückten Anzügen, dazu spitzen Hüten, unter denen bemalte Gesichter schmunzelten, in der Hand die Peitsche. Dann folgten die übrigen Gesellen, die die Insignien des Posamentierhandwerks und hohe zinnerne Trinkkannen trugen. So bewegte sich der Zug durch die Stadt nach der Herberge. Vor derselben bestieg einer der Harlekine einen hölzernen Stuhl und brachte eine Anzahl Gesundheiten aus. Hierauf zog man in die Herberge ein und verbrachte diesen und den folgenden Tag unter Tanz und anderen, namentlich in Verkleidungen bestehenden Belustigungen. — Im Anschluß an diese Beschreibung erwähnt Spieß (653) das Deponieren.[1] Sämtliche im Laufe eines Jahres zu Gesellen gewordenen Lehrlinge mußten sich an einem bestimmten Tage auf der Herberge einfinden, woselbst schon die früheren Gesellen vereinigt waren. Jeder Novize mußte sich auf einen Stuhl setzen. Zuerst bekam er von dem Altgesellen eine Ohrfeige. Dann trat ein anderer Geselle, der als Zimmermann gekleidet war, vor und bearbeitete den Neuling mit einer hölzernen Axt, um, wie man sagte, die anhängenden Späne abzuhauen. Ein anderer seifte ihn hierauf ein und barbierte ihn mit einem hölzernen Messer, es folgten dann noch gegen zehn solcher Manipulationen, die sämtlich mit bezüglichen, dazu gesprochenen stehenden Versen begleitet waren. Hatte der arme Bursche alles geduldig über sich ergehen lassen, so galt er als richtiger Geselle. Den Abend beschloß ein fröhliches Trinkgelag.

Als die jüngste der Pfingstsitten darf man wohl das seit einigen Jahrzehnten in großem Umfange üblich gewordene Reisen nennen.

Während der zweiten Woche nach Pfingsten, der Woche nach dem Trinitatissonntage, wird in Annaberg ein großes Volksfest, die Kät,[2] abgehalten, dessen Ursprung in dem mit der katholischen Feier des Trinitatisfestes verbunden gewesenen Jahrmarktstreiben zu suchen ist. Obwohl schon 1539, nach Georg des Bärtigen Tode, in Annaberg Luthers Lehre eingeführt wurde und somit die alljährlich am Trinitatistage stattfindenden, mit Hochamt und Ausspendung von Ablaß verbundenen Wallfahrten nach dem Annaberger Friedhofe, der 1519 zu einem heiligen Felde geweiht worden war, aufhörten, so blieb doch das Jahrmarktstreiben an genanntem Tage bestehen und entwickelte sich im Laufe der Zeit zu

[1]) Die älteste vorhandene Zunftschrift der Annaberger Posamentier-Innung stammt aus dem Jahre 1607. Es besteht jedoch kein Zweifel darüber, daß die Innung viel älter ist. [2]) Alter und Deutung des Namens „Kät“ sind noch nicht bestimmt festgestellt. Nach der einen Meinung ist er die mundartliche Verstümmelung von Gaudium oder des Namens Dreifaltigkeit (Dreifaltigkät), nach anderer Auffassung aber Kät = Katharinenfest, bez. wo jede Käth hinläuft und sich vergnügt.

dem heute so vielbesuchten und bis weit nach Böhmen hinein berühmten Volksfeste, das der Schau- und Genußsucht der Besucher in reichem Maße Rechnung trägt. Eine anschauliche Schilderung des Lebens und Treibens auf der Kät vor ungefähr 100 Jahren gibt der Annaberger Naturdichter Joh. Gottlieb Grund (* 1743, † den 17. März 1820) in folgendem Liede:

„Is de liebe Kerche aus,
Hiert mer gor schräcklich trummeln,
Und Olles läft zum Kerchhuf[1] naus,
Sich do nu auszutummeln.
Do giebt es Kuchen, Sämmel, Wurst,
Und Brandewei zu still'n ne Durst.

Oll'n Teufel trifft mer die do ah:
Schnaps, Kirschen und Citrune,
Do sieht mer anner Bücklingmah,
Hier ännen mit Melune,
Do scherzn än Betteleute ah,
Und hier ä Guckekastenmah.

Nu kimmt viel aus dr Stohdt
Erst Nomittig gelosen,
Denn wer när Bän am Leibe hot,
Läft naus und thut wos kosen;
Verfrißt zum Trinitat'sfest 's Gäld
Und säuft su long dos Zeug när hält."

Hieraus ist ersichtlich, daß das Fest im Laufe der Zeiten eine wesentliche Wandlung hinsichtlich seiner Äußerlichkeiten nicht erfahren hat. Mögen auch die Festveranstaltungen vermehrt worden sein und dem fortschreitenden Zeitgeiste sich mehr oder weniger umgestaltet haben, in der Hauptsache dient das Trinitatisfest heutzutage noch zur Befriedigung derselben Bedürfnisse wie in früheren Zeiten. Unter all den Leckerbissen spielt als besonderes Festgebäck der ebenfalls bis in die katholische Zeit zurückgehende „Fessel-", oder wie man früher schrieb, „Festelkuchen" aus Mehl und Sirup in Rundungsgröße einer Hand eine große Rolle.

Die ursprüngliche Friedhofsfeier aber hat sich im Geiste des Protestantismus zu einem Blumenfeste zum ehrenden Gedächtnis der Dahingeschiedenen umgebildet, das seinen Mittelpunkt in dem seit 1539, an die Stelle der früheren religiösen Feier nach katholischen Gebräuchen getretenen, alljährlich mittags 12 Uhr stattfindenden Gottesdienste hat. Bis 1684, dem Erbauungsjahr der Hospitalkirche, wurde die Trinitatispredigt auf dem Gottesacker vom Fuße des Kreuzes gehalten, seitdem aber

[1]) Von dem ursprünglichen Platze vor dem Friedhofe wurde der Jahrmarkt zunächst nach dem Exerzierplatze an der Geyersdorfer Straße und 1868 nach der Schützenwiese am Schützenhause verlegt.

spricht der Geistliche zu den zwischen den Gräbern stehenden und stets außerordentlich zahlreich erschienenen Zuhörern von der an der Außenseite der Hospitalkirche angebrachten Kanzel. Tritt ungünstige Witterung ein, so findet die ganze Feier oder ihr Fortgang in der Kirche statt. (Vgl. Grohmann, Annaberg und das Ober-Erzgeb.).

3. Das Mitsommerfest.

Für die Heiden im alten Germanien trat das Walten der Naturkräfte, das die dunkle Vorstellung als persönliche Äußerungen beseelter Wesen empfand, nie so klar in den engen Kreis des Bewußtseins wie an den Tagen der Sonnenwende. Die bösen Geister wurden wieder frei, die die Tage kürzten und die Nächte verlängerten, Seuchen erzeugten und Unwetter brachten. Ihrer Wirkung zu begegnen, brannte man die sogenannten Notfeuer an, die durch die Kirche zu Johannisfeuern verkirchlicht wurden und heute noch vereinzelt aufleuchten (Umgeg. v. A., J., Ob., Sa., Ehr.). Das Feuer hatte nach altgermanischem Glauben reinigende und Dämonen abwehrende Kraft. Aber auch noch andere Bräuche mit ihren Beziehungen zu Fruchtbarkeit, Wohlstand, Gesundheit, Reichtum, Liebe erinnern an das Mitsommerfest der Germanen.

Zu Johanni prangt die Natur in voller Blüte, frischer Schönheit und Saftfülle. Deshalb gilt der Tag als die geeignetste Zeit zum Sammeln heil- und zauberkräftiger Kräuter (v.). In der Nacht dieses Tages „schneidet der Teufel die Spitzen der Pflanzen ab“ (Nd. — Vgl. M. 143). An die Alraunen des Mittelalters wird man erinnert, wenn Leute an diesem Tage mittags die sogen. Johannishändchen, die handförmigen Wurzelknollen des gefleckten Knabenkrautes, unter tiefstem Schweigen ausgraben, um sie immer bei sich zu tragen, was Glück im Spiel, vor Krankheit schützen und Liebeszauber bewirken soll. Die Händchen sollen am Johannistage fünf Finger haben, während sie sonst nur vier zeigen (Nd. 140*). An Kräutern trägt man ein Stiefmütterchen, Quendel, Kamillen, vor allem aber Johannisblumen, die auf Spiritus gesetzt, als Allheilmittel gelten (v.). Den um 11 Uhr eingetragenen Tee trinkt man um 12, um sich gesund zu erhalten (He.). Die mittags von 11—12 Uhr von sieben Rainen eingetragenen Kräuter sind die heilkräftigsten (He., H.). Die Verliebte schläft auf einem am Johannistage gebundenen Sträußchen, um den Zukünftigen zu schauen (Mau.). Oder sie hebt in der Nacht Rasen ab und legt die Stücke wieder hin; die Farbe des am Morgen etwa darunter befindlichen Käfers gibt den Stand des zukünftigen Gatten an: grün stellt einen Förster, schwarz einen Gelehrten in Aussicht (O., Bä. 335*). Junge Burschen binden am Johannistage Sträußchen aus Blumen von verschiedenen Rainen und werfen sie von der Straße aus durch das offene Schlafstubenfenster. Gelingt es beim ersten Wurfe, so ist die Hochzeit im selbigen Jahr, jeder vergebliche Wurf aber verschiebt sie um je ein Jahr (Bä. 352*. 120*). Zerstört man zu Johanni einen Ameisenhaufen, so findet man eine Kugel darin. Wird damit eine Kuh bestrichen, so will sie jeder kaufen (Ehr. 149. 710). Gegen Blitz, Brand und böse

Geister wird das Haus mit Kränzen behängt oder man steckt einen Strauß an die Tür (Gro. 92). Die Tiere bekommen Kränze um den Hals, damit auch sie am Blumensegen des Johannistages ihren Anteil haben (Gd.). In A. bekränzten die Kühjungen einen Ochsen und führten ihn zu ihrem Herrn, der sie mit einem Geldstück beschenkte (Sp. 150). Das am Johannistage gehauene Gras wird auf dem Oberboden getrocknet und den Tieren unters Futter gegeben, um sie vor Schaden und den üblen Folgen des Beschreiens zu schützen (He.). Man ißt Semmelmilch gegen Kopfschmerzen (v.). — Weithin üblich ist das Betteln des Johannispfennigs. Ärmere Kinder winden einen Kranz von Feldblumen, der auf einen Teller gelegt wird. Damit stellen sie sich auf die Straße und bitten Vorübergehende um einen Johannispfennig mit den Worten: „Ich bin klein, und du bist groß. Greif in die Tasch' und gib mir 'was!" (Fr., Pf., Ber.). Andere halten eine mit Blumen umwundene Schnur über den Weg, in deren Mitte manchmal ein Kranz hängt. Mit einem kleinen Geldstück mag der Wanderer sich freie Bahn erkaufen (A., B., S., Bo. Vgl. W. 94). Oder sie reihen Sträußchen an die über den Weg gespannte Schnur und bitten Vorübergehende um den Kauf derselben (B., Fr., Kl.). Dieser Brauch wird auch zu Pfingsten geübt. Verschwunden ist der Tanz um den Johannisbaum. Dieser war eine aus vier Stäben bestehende, mit Kränzen und Blumen verzierte Pyramide, die in der Stube oder auf der Straße auf ein Tischchen gestellt und abends mit Lichtern verziert wurde. Beim Umtanzen derselben sangen die weißgekleideten Tänzer:

A. „Wer steht denn draußen vor der Tür
Und tut so leise klopfen?
B. Es ist der Förster, steht dafür
Und hat sich was zu suchen.
C. Ich hab verloren meinen Schatz.
Allhier, allhier auf diesem Platz.
Macht auf, macht auf den Garten!
Sieh da, sieh da, hier ist mein Schatz,
Mit dem ich mich verlobet.
Hier hast du meine rechte Hand
Und einen Kuß zum Unterpfand,
Auf daß du bleibst mein eigen."[1]

Ebenso hat sich das folgende Spiel verloren. Ein großer Topf, der Johannistopf, wird mit Kränzen geschmückt und ein Preis darunter gelegt. Wer mit verbundenen Augen den Topf mit einem Stecken trifft, erhält den Preis. Zum Schluß wird gewöhnlich eine Semmelmilch gegessen und getanzt (Sp. 149). — Trägt der Bauer am Johannistage ein Stück frischen Rasen unter seinem Hute, so sieht er seinen Feind, der ihm den Segen des Feldes raubt (Nd. 378*). Dieser schneidet an den vier Ecken eines jeden seiner Felder einige Ähren ab, wodurch ihr Ertrag

---

[1]) Vgl. Böhme, D. Kinderlied und Kinderspiel, Nr. 214 ff. Simrock, D. deutsche Kinderbuch, Nr. 823 u. 824.

größer wird, aber zum Schaden anderer (Schl., He.). Diese Leute nennt man Bilmschnitter (Über diesen Unhold s. unter Abschnitt IX). Wer sich am Johannistage badet, soll ertrinken; denn zu dieser Zeit fordert das Wasser immer ein Opfer (Eib. 92). Das gilt auch von bestimmten Brunnen. So verlangt der Walkteich bei Stollberg aller drei Jahre, der Brunnen in der Himmelsmühle zwischen Wiesenbad und Geyersdorf zu bestimmten Zeiten ein Menschenleben. „Das ist die unfreiwillige Spende, die noch heute die Geister des feuchten Elements sich holen. Im Heidentum brachten die Menschen freiwillig die Gabe dar“ (Mo.[1], 331).

Wetterregel: „Regen am Johannistag, nasse Ernt' man erwarten mag“ (A. 94). „Johannisregen bringt keinen Segen“ (A.).

Eigentümlicherweise hat sich der Johannistag auch im Erzgebirge zu einem Totenfeste entwickelt (S. auch Seite 65. 117.).

Juli.

Einen der seltenen Lichtblicke im einförmigen Leben des Bergmannes bildet und bildete das jährliche Bergfest, das letztmalig in Annaberg 1866 und zwar seit 1821 immer Donnerstag in der zweiten Woche im Quartale Crucis gefeiert wurde, in Schneeberg und Freiberg[1] aber noch heute stets am sogenannten Streittage,[2] am Tage Maria Magdalena (22. Juli), abgehalten wird. Fällt dieses Datum auf einen Sonntag, so fällt in Schn. das Fest für das betreffende Jahr aus. Findet die Feier statt, so versammeln sich die 4—500 Teilnehmer in Paradeuniform zwischen 8—9 Uhr vorm Schießhause und ziehen in Reih und Glied, nach Gewerkschaften formiert, unter den Klängen eines langsamen Marsches mit Vorbeugen der Knie bei jedem Schritt („Kniebügelmarsch“) zu einem bergmännischen Gottesdienste in die Kirche. Nach dem Gottesdienste gehen alle nach Hause und finden sich nachmittags in einem Gartenlokale zu einem Volksfeste ein, abends zu Tanz in verschiedenen Lokalen. Eine besondere Gruppe, die wegen ihrer kleidsamen und eigenartigen Tracht stets ungeteilte Aufmerksamkeit erregt, sind die Blaufarbenarbeiter, die in ihren faltigen weißen Blusenhemden mit den verschiedenen Rang- und Arbeitsabzeichen sich wirkungsvoll aus der Menge der schwarzen, grüngesäumten Paradeuniformen herausheben. Der hohen festlichen Bedeutung des Tages entsprechend ist der jeweilige Oberpfarrer und Superintendent verpflichtet, die „Bergpredigt“ zu halten.

Eine ausführliche Beschreibung des Annaberger Bergfestes gibt Spieß, die ich hier folgen lasse. „Am Morgen versammeln sich die einzelnen Bergleute bei ihrem Steiger. Dort wird eine kurze Morgenandacht, in Gesang und Gebet bestehend, gehalten und ein Imbiß

---

[1]) Ueber das Freiberger Bergfest, das letztmalig am 22. Juli 1908 gefeiert wurde, s. „Mitt. d. V. f. s. Volksk.“, Bd. IV, S. 247 ff.

[2]) Ueber die Entstehung dieses Namens siehe die auf zahlreichen Urkunden beruhende Arbeit Wapplers „Ueber den Streittag (22. Juli) der Bergleute“ im 38. Hefte der Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins, S. 1—55. Derselbe, „Der Freiberger Streittag und die Bergparade“, Glück auf! 1905, S. 112.

eingenommen. Mit ihrem Steiger an der Spitze begeben sich nun die einzelnen Trupps auf den allgemeinen Sammelplatz, den Marktplatz. Eine Abteilung holt hierauf unter dem Schall der Musik die Fahne aus dem Bergamtsgebäude. Nachdem dieselbe bei den übrigen angelangt ist, setzt sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung. Voran schreitet ein Schichtmeister in sogenannter ganzer Parade. Den Kopf bedeckt der 7 Zoll hohe zylinderische Schachthut mit grünem Manchester überzogen, oben und unten mit Goldtresse eingefaßt, vorn das königliche Wappen aus Blech getrieben und vergoldet, an der linken Seite die sächsische Kokarde, aus der der schwarze, unten gelb unterbundene 7 Zoll hohe Federstutz hervorragt. Den Oberleib bedeckt die Puffjacke, eine enganliegende bis in die Taille reichende Jacke von blauschwarzem Tuch in kurze Schöße auslaufend, vorn mit einer Reihe vergoldeter Knöpfe und oben mit stehendem goldbetreßten Kragen von schwarzem Manchester, darauf ein silberner Stern. Auf den Schultern Patten von schwarzem Manchester mit goldenen Fransen, dann am Oberarm enggefaltete Tuchpuffen, und am Handgelenk Aufschlagspatten von weißem Tuch. Der Unterleib ist mit engen weißen Tuchbeinkleidern, woran sich Kamaschen von weißem englischen Leder schließen, bedeckt; um die Knie sind die schwarzledernen Kniebügel und hinten das ebenfalls schwarze Bergleder befestigt. An der Seite hängt der Säbel mit vergoldetem Gefäß in schwarzer Lederscheide. In der rechten trägt der Steiger einen schwarzen Stock, dessen Griff das vergoldete Steigerhäckchen bildet, sowie vorn an der Brust das Tzscherpertäschchen von Leder mit zwei Tscherpern (Messern mit drei Zoll langer Klinge und drei Zoll langem beinernen Heft). — Hinter dem Schichtmeister folgen die Knappschaftsältesten, ähnlich wie dieser gekleidet, nur statt des Hutes den Kopf mit der sogenannten „fliegenden Kappe“ bedeckt, einer Art Haube von weißer Leinwand, hinten mit weißem, zwei Zoll breitem, flatterndem Bande. Es kommen nun drei Züge Häuer, jeder Zug in drei Reihen zu sechs Mann marschierend und angeführt von je einem Steiger. Die Häuer tragen Schachthüte und Paradekittel von schwarzer Leinwand, unter deren beginnenden Kragen ein mit Spitzen besetzter weißer Leinwandkranz hervorsteht. An die bis zu den Knien reichenden weißen Leinwandbeinkleider schließen die weißen Strümpfe und schwarze Schuhe; dazu kommen noch Kniegürtel, Bergleder und Tscherpertäschchen. Auf der rechten Schulter tragen sie die Bergbarde, eine beilartige Waffe an fünf Viertel Ellen langem Stiel. Es schließt sich das Chor der Berghoboisten an, d. i. das städtische Musikchor in Bergmannstracht, und zwar schwarze Kittel und Schachthüte mit goldgelben Tressen besetzt. Außer den gewöhnlichen Blasinstrumenten sind die russischen Hörner eigentümlich, deren längstes Manneshöhe hat, sowie der Transport der Pauken. Diese werden auf einem Gestelle von zwei Bergjungen auf weiß und grünen Tragbändern vor dem Paukenschläger getragen. Nach dem Musikchor erblicken wir die mit Goldtressen besetzte Bergfahne, die auf weißseidenem Grunde das kursächsische Wappen entfaltet. Sie wird von dem ältesten Steiger getragen, zu dessen beiden Seiten je ein Obersteiger

einherschreitet. Dahinter gehen die Beamten der teilnehmenden Gruben in halber Parade, d. h. in blauschwarzer mit goldenen Tressen und Knöpfen besetzter Kleidung, an der Seite den Säbel, auf dem Kopfe den dreieckigen Hut mit grünseidener silberner Kokarde. In ihrer Mitte haben sie den Bergprediger[1] in seiner Amtstracht. Das Zentrum des Zuges bilden die Berghandwerker. Die Bergschmiede erscheinen in weißen, mit roten Puffen versehenen Oberhemden mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, dazu weiße Beinkleider. Die Lenden sind mit dem schwarzen Schurzfell umgürtet, den Kopf bedeckt ein schwarzer Schachthut und in der rechten Hand tragen sie den Hammer. Die Maurer sind mit grünem Schachthut, schwarzem Kittel und weißen Hosen, in denen an der Seite eine Schmiege steckt, und gelbem Schurzfell bekleidet. Als Stab führen sie ein langes Ellenmaß in der Hand. Die Zimmerlinge gehen wie die Häuer, nur ruht, statt der Bergbarde, eine Axt auf ihren Schultern. Nach diesen Berghandwerkern folgen einige Züge Häuer, dann einige Züge Lehrhäuer. Diese sind daran kenntlich, daß sie keine Kniebügel haben. Bei den Knechten, die mit den Bergjungen den Schluß bilden, fällt auch noch der weiße Leinwandkragen und das Tscherpertäschchen weg, und statt der Barde stolzieren sie mit gewöhnlichen Stöcken einher. Die Bergjungen ermangeln auch der Stöcke. Der letzte Mann des Zuges ist der jüngste Steiger. Der wohlgeordnete Zug, aus etwa dreihundert Personen bestehend, marschiert nun unter den Klängen der Musik in die Kirche, wo Gottesdienst und Predigt abgehalten wird. Dann wird auf den Markt zurückgezogen, von wo aus die Teilnehmenden sich zerstreuen, um dann mit ihren Frauen zurückzukehren und den Rest des Tages bei Tanz, Bier und anderen Genüssen festlich zu begehen." Dabei mag es ziemlich hoch hergegangen sein; denn von dem Feste hieß es, wie auch heute noch in Schn.: „'s kimmt ball das Fast, wu dr Voter wieder speit."

Ähnlich war die althistorische, so kleidsame Tracht der Bergleute bei Paraden in Ölsnitz, wo das letzte große Bergfest mit Parade am 31. Oktober 1893 zur Taufe des „Gottes-Hilfeschachtes" abgehalten wurde (vgl. Seite 43). Der Bergverwalter trug weiße Hosen, eine mit silbernen Tressen besetzte und mit einem silbernen Kragen versehene Puffjacke mit darunter befindlichem Rutschleder, einen Degen mit silbernem Griff und Portepee, sowie einen schwarzen runden Hut mit weißem, unten mit Leder eingefaßten Federstutz mit Schlegel und Eisen aus Silber. Der Hut saß auf der weißen Fahrhaube, hinten mit freiflatternden Bändern, die in der Grube zusammengebunden wurden. Die Zimmerlinge waren angetan mit weißen Hosen, lackierten Kniebügeln aus Leder, langen, bis zu den Knien reichenden Rutschledern, grünen Hüten, vorn mit weißem Schlegel und Eisen. Ihren Oberkörper bedeckte der Paradekittel mit einem von weißen Spitzen umgebenen Kragen. Auf den Schultern trugen sie Äxte aus Holz. Die Stelle des Leders

[1]) Der letzte in der Reihe der 27 Bergprediger war der 1863 verstorbene K. A. Dietrich.

vertrat bei den Maurern eine graue Lederschürze. Ihr Emblem war der Hammer. Wie die Zimmerlinge, so gingen auch die Lehrhäuer, Knechte und Grubenjungen gekleidet, erstere mit Bergbarden, letztere ohne Embleme. Die Kleidung der Schmiede waren weiße Hosen, weiße Kittel mit rot eingefaßten Ärmeln und Kragen, schwarzlackierte Lederschürzen und schwarze Bonapartehüte. Ihr Abzeichen war das der Maurer.

Ein schwacher Abglanz des Annaberger Bergfestes hat sich in dem Kirchenzug und der Kirchenparade der Frohnauer Bergbrüderschaft mil ihrer schon 1799 geweihten Fahne an einem Sonntage um Pfingsten in der Annenkirche erhalten. Die Parade, die mehrere Jahre in Wegfall gekommen war, fand 1907 erstmalig wieder statt. Diese Bergbrüderschaft, eine bergmännische Begräbniskasse, zählt jetzt gegeu 200 Mitglieder, — früher 600—700 — von denen nur 12, wie schon auf Seite 43 erwähnt worden ist, einst mit angefahren sind.

Mit dem 24. Juli beginnen die Hundstage und dauern bis zum 24. August. Während dieser Zeit heiratete man nicht und nahm auch Abstand von jedem größeren Unternehmen (Ma. 102).

August.

In den ersten Tagen des August feierten die Armbrust- oder Bogenschützen in A. ihr Schützenfest, das in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts folgenden Verlauf nahm. Nach der an einem Montag geschlagenen Reveille begann um 8 Uhr der Auszug. Diesen eröffnete der Zieler, der einen großen, hölzernen, einem Papagei ähnlichen Vogel auf seinen Schultern trug. Ihm folgten die von den Schützen gemieteten Bolzenjungen, die die Rüstungen ihrer Herren trugen. Hinter dem Musikchor, das nun folgte, schritt zunächst der von zwei Ratsherren begleitete vorjährige König des Hauptvogels, dann der König vom Gesellenvogel in der Mitte der beiden Schützenältesten, denen sich die Schützen mit den oft sehr zahlreichen Gästen anschlossen. Den Schluß des Zuges bildete bis um die Mitte des Jahrhunderts eine Kompagnie Freischützen. An den Königsschuß am Dienstag reihte sich ein Festmahl an, nach dem das Abschießen des Gesellenvogels durch die jüngeren Herren begann und gleichzeitig damit — von den 50er Jahren ab — das Abschießen eines Sterns durch die Frauen. Beim Einzuge gingen die beiden neuen Könige, der des Hauptvogels mit einem großen Kranze aus Schildern geschmückt, voran. An der Spitze der Frauen ging die mit einem großen Blumenkranze geschmückte Königin. Ein Ball beendigte das Fest. Die Einlage beim Hauptvogel betrug $1^1/_2$ Tlr. Gewinne waren: 15 Tlr., die der Landesherr zahlte, zinnerne Teller, eine Anzahl Flaschen Wein und die Grasnutzung des Stadtgrabens vom böhmischen bis zum Wolkensteiner Tore. Die Einlage beim Gesellenvogel betrug 20 Gr. Im Spätherbste wurde der Vogelkönigschmaus abgehalten.[1] —

[1]) Die Gründung der erzgebirgischen Schützengilden erfolgte in der Hauptsache im 16. Jahrhundert, „als der Zeit, wo die Mehrzahl der Städte des Obererzgebirges infolge der fündig gewordenen Silberadern ihren Anfang genommen haben."

An einem Sonntag im August hielten auch die Bäckergesellen ihren Auszug, welcher Brauch bis 1869 bestand. Kurz nach 12 Uhr Mittag versammelten sich die Bäckergesellen, mitunter auch einige Meister, bei dem jüngsten Bäckermeister, der die Gesellenlade in Verwahrung hatte. Außer den Bäckergesellen nahmen noch die Mühlknappen am Zuge teil, den ein Musikchor eröffnete. Erstere gingen in schwarzem Frack, ebensolchen Hosen, weißer Weste, weißen Handschuhen mit einem Dreimaster auf dem Kopfe und einem Degen an der rechten Seite. Letztere trugen außer dieser Kleidung noch ein Schurzfell. Nach dem Musikchor kam die Fahne der Bäckerinnung, deren Träger zwei Marschälle begleiteten. Nach der von zwei Gesellen getragenen Lade trug einer den Willkomm, eine silberne Trinkkanne, und ein anderer folgte mit einem mächtigen Blumenstrauße. Nach dem Zuge durch einige Straßen, wobei vor der Wohnung des Obermeisters und des Vorsitzenden der Innung, sowie vor den Häusern der obersten städtischen Beamten kurz Halt gemacht wurde, zog man zuletzt in die Restauration, wo Quartal abgehalten wurde. Hierauf folgte ein Abendessen und zuletzt Tanz.

4. Herbstfeste und Bräuche.

Die Kirmes. (Vgl. hierzu M. Mo.[1], 305 ff.

Den Abschluß des gesamten wirtschaftlichen Jahres bildet die Kirmes, das Hauptfest der Bauern, deren Inhalt Essen und Trinken, Wohlleben und gute Tage haben auch heute noch ist. Dieses Fest ist aus den altdeutschen Winterfesten hervorgegangen, in denen wahrscheinlich auch die Wurzel des Martinschmauses zu suchen ist. Die Volksdichtung hat all die Kirmesfreuden und Kirmesleiden trefflich dargestellt. Die ganze Kirchweihseligkeit schildert folgendes Lied, das vor ungefähr 50 Jahren an diesem Feste gesungen wurde.

Kirmes, Kirmes is nun da.
Kirmes tönt's von fern und nah.
Kehrt das Haus, die Stube aus;
:|: Wascht die Wäsche, stärkt sie blau,
Putzt euch wie ne Kirmesfrau. :|:

Wenn nun Kirmesgäst' wär'n kommen,
Hanne, dreh dich um und um.
Schlacht ein Rind, koch geschwind
:|: Sauerkraut und Kalbsgekrös,
Das muß sein ein gut's „Gefreeß." :|:

Wie die Kirmesgäste kamen,
Saßen sie da Mann für Mann.
Peters Paul putzt das Maul.
:|: Freßt nur! ich geb's gerne her,
Morgen is keine Kirmes mehr! :|:

Ja, nun ging das Fressen an.
Fraß nun alles was fressen kann.
Groß und klein, alt und jung,
:|: Alles fraß zu dieser Stund,
Alles fraß sich dick und rund. :|:

Vetter Michel war nicht faul,
Setzt den Humpen an das Maul;
Seht nur an, was er kann!
:|: Säuft zwei Kannen auf ein' „Schlunk,"
Meint, das wär' ein Kirmestrunk. :|:

Fritze, der kroch unten rum.
Alles war in den Köpfen dumm.
Peter schwankt, Michel wankt,
:|: Hans mit seiner Hannegret
Fielen in die Stube „bret." :|:

Ja, nun wollten sie tanzen gehn,
Es konnt doch keiner gehn noch stehn.
Peter schwankt, Michel wankt.
:|: Keine Frau kennt ihren Mann.
Seht nur den Spektakel an! :|:

(Mau. u. a. O.)

Gern vorgetragen wurde

„Der unglückliche Kirmespapa".

Frisch auf! Rösel und Karline,
Scheuert nun recht blank,
Putzt und wascht recht „schiene"
Stub' und Ofenbank.
Lasset nichts beschmutzet liegen,
Kirmesgäste tun wir kriegen,
Daß wir kriegen Dank.
Lenchen, tue gut aussuchen
Die Rosinen fein.
Emil, gehe du zum Krämer,
Häng' den Quersack um
Un hol mir 'nen Vierteleimer
Guten Reiserum.
Für des Hannels Feierwunsch
Gute Masse zu dem Punsch.
Und damit Punktum.
Halt! Das Beste nicht vergessen:
Wurzel und Kaffee.
Bringe auch zum Rindfleischessen
Einen Stengel „Kräh" (= Meer-
[rettich).

Und sollt' wider meinem Hoffen
Etwa Gäste sein besoffen,
Zwei Lot grünen Tee.
In der Esse hängen Schinken,
Diese schafft herein!
Die werden für Gevatter Finken
Ein rechtes Fressen sein.
Denn sein ausgepichter Magen
Kann auch Kieselstein' vertragen
Und einen Eimer Wein.
Hanne, schick das Kindermädel
Zum Gevatter Stich,
Er soll mir ein Nierenbrätel
Schicken ordentlich.
Wenn die Gäste tun abreisen,
Werd' ich zahlen diese Speisen.
Drauf verlaß er sich.
Anneliese, mach die Betten,
Untersuch das Struh,
Das nicht Disteln drinne stecken,
Die Gäste haben Ruh.

Tut's an Nachtgeschirren fehlen,
Kannst du auch den Rahmtopf [nehmen,
Das schadet nichts dazu.
Mutter, komme von der Kammer,
Mach und lauf geschwind!
Es ist schon da der Vetter Klammer
Mit dem Weib und Kind.
Hinterdrein des Pfeffers Mädchen.
Teufel! Wer hat die gebeten?
Gott verzeih die Sünd!
Donnerwetter! Wer tut kommen?
Der Nachtwächter Greif.
Der hat mir letzt abgenommen
Meine Tabakspfeif'.
Dem versteh ich schon sein Prahlen,
Ich soll heut mit Kuchen zahlen,
Ich kenne diesen Kniff.
Sapperlot! Der Meister Leisten.
Wie kommt der im Nu?
Und bringt mit die allerneusten
Komplimentes dazu.
Den hat so was fortgetrieben:
Ich bin gestern schuldig blieben
Meiner Hannel Schuh.
Himmel, Hölle, Tod und Teufel!
Wer ist das, der lief?
Das ist Rosel ohne Zweifel
Mit einem Gevatterbrief.
Ein Kompliment sagt nur zu Hause,
Ich hab' Gäst' zum Kirmesschmause.
Geht zum Schneider Schief.
Jetzund kommt Gevatter Finken
Mit dem Krämer Draht.
Der wird woll'n die Würz' vertrinken
Mit seinem Kamerad.
Hinterher des Hannels Freier,
Der verlangt recht bald Aussteuer.
Das ist keine Gnad.
Mutter, das sind doch die letzten,
— Unsre Stub' ist voll! —
Die wir kriegen zu Kirmesgästen?
Ach, das glaub ich wohl.
Laßt nur keinen Gast nicht leiden.
Eilig tu die Kuchen schneiden
Und schenk Gläser voll!
Wollen Sie mir was zuwenden?
Herr Justitiar?
Nein, wir kommen um zu pfänden
Auf drei Taler bar.
Finden wir nicht, was wir suchen,
Nehmen in Beschlag wir Kuchen,
Bis das Geld liegt da.

Vater:

Dieses ist nicht zu bekommen,
Denn den Beutel hat die Schwind- [sucht
Heute eingenommen,
Und ist krank und matt.

Justitiar:

Ich werd nun nicht weiter fragen.
Kuchen lassen Sie auftragen,
Bis ich werde satt.

Vater:

Das ist, Gott, doch zum Erbarmen,
Liebe Kirmesgäst,
Für uns und auch für die Armen,
Mich tun auch die Kuchen kränken.
Sapperlot! Wer sollt' das denken
Zu dem Freudenfest!
Nun, ihr Gäste sollt nicht leiden
Noch bei mir nicht Not;
Ich hab bei Verdrießlichkeiten
Noch Fleisch, Wurst und Brot,
Schnaps und Wein.
Das wird schmecken fein!
Kaffee ist gut für den Schrecken.
Werdet nur nicht rot!

Draht:

Ich ahm' nach in aller Kürze
Den Juristenmann
Und nehm' Wein, Kaffee und [Würze
Für Bezahlung an.
Wenn die Sachen so tun stehen,
Kann ich anders nicht abgehen.
Leben Sie wohl alsdann!

Leisten:

Und auch ich werd' nun nicht rufen:
Lieber Kirmspapa!
Ich greif jetzt nach meinen Schuhen,
Weil ich bin noch da.
Ich ging hierher recht mit Freuden,
Hunger aber sollt ich leiden.
Adieu! Hoppsassa!

Greif:
Ein Vergnügen wollt' ich suchen,
Doch ist's noch nicht reif.
Gern gäb ich für Kirmeskuchen
Wieder diese Pfeif'.
Ich bin ehrlich eingetroffen
Und zum Glück noch nicht besoffen,
Zu der Pfeif' ich greif'.

Stich:
Ihr großbäuerlichen Gnaden!
Ich nehm warm und heiß
Wieder auf den Nierenbraten,
Wurst und Schweinefleisch.
Und werd' mich verobligieren,
Das heißt Kirmesgäst anführen.
Euer Ding ist Sch . . . .!

Klammer:
Und wir nehmen jetzt mit Freuden
Brot und Branntewein,
Daß wir unterwegs nichts leiden,
Können schenken ein.
Kuchen werden uns nicht quälen,
Lustig können wirs erzählen
Und vergnüget sein.

Hannels Freier:
Jeder ist nicht ledig gangen
Von dem Kirmesschmaus.
Ich will mich an Hannel hängen,
Führe sie nach Haus.
Kriege die Kuchen nicht und Punsche,
So nehm ich was nach meinem
Weil die Kirmes ist aus. [Wunsche,

Vater:
Hol der Teufel euch, ihr Schurken!
Für euch wär das best',
Daß man euch wie saure Gurken
Gleich einlegen läßt. —
Doch sie taten mit den Sachen
Selber sich bezahlet machen.
Schöne Kirmesgäst'! —

(Mau. u. a. O.)

Jetzt heißt es im Volke:

Itze kimmt de Kirmis raa,
Giht das gute Assen a.
Wenn de Kirmis is v'rbei,
Ass mr wieder Supp' un Brei (allg.).
Oder: Wasser-Ardippelbrei. (W., Br.)

Wo ist unser Fritze hin?
Er ist nicht zu Haus.
Er ist auf der Kirmes
Und holt sich seinen Rausch! (v.)

Heit lustig, ihr Leit,
De Kârms is heit!
Do gibt's aa lust'ge Leit,
Kârms, Kârms is heit.
Do gibt's aa Sauerkraut,
Brotwurst un Pfannku'ng heit. (Kl.)

Heit is Kermes, mor'ng is Kermes
Un de ganze Woch'.
Wenn dr liebe Sunntig kimmt,
Hoom mr nischt ze kochen.
Kocht de Mutter en Zudelbrei,
Springt dr Voter miet 'n Fißen nei.
Sat de Mutter sikrement!
Sat dr Voter sapperment!
Hoot 'r siech de Fiß verbrennt. (M.)

Heit ist Kärms, mor'ng is Kärms,
Iwermor'ng schu wieder.
Madel, wenn de kenn Tänzer hast,
Gih ehamm un leg dich nieder. (Gey., A.)

Wir gehn nach Mildenau
Zu unsrer Butterfrau,
Die hat uns eingeladen
Zu Kuchen und Schweinebraten (allg.)

Küche und Keller sind gefüllt, und gern gibt der Bauer seinen Gästen, die sich zahlreich aus den benachbarten Dörfern und aus der Stadt einfinden und all den gebotenen Speisen die möglichste Ehre antun. Es gilt das Wort wahr zu machen: „Was ein rechter Kirmesgast ist, der straft die Kirmes“ (Ne.).

Das Hauptvergnügen aber ist der Kirmestanz, der am zweiten Festtage schon nachmittags beginnt. Für den auf die Kirmes folgenden Sonntag hat sich der Name „Klein-Kirmes“ erhalten (Mau., Nd., Ein.). Der in den verschiedensten Gestaltungen vorkommende Kinderreim: „Wenn Kärms ward, do schlacht't mei Voter en Buck, un do tanzt mei Mutter, do wackelt aa ihr Ruck“ erinnert an den vielfach geübten Brauch, zur Kirmes einen Ziegenbock zu schlachten. Das deutet auch der folgende Reim an, den die Kinder der Ziege zurufen:

O du liewe Zieg,
Wenn schlacht' mr diech?
Wenn Kârms is,
Verzehr mr diech! (Kl.)

Gern folgt man in den Tagen, wo Küche und Keller gefüllt sind, der Weisung der h. Schrift: „Vergiß der Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast“ und „Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl“; denn nicht vergebens klopft der Bettler an, jedem Kuchensänger wird sein Teil. Ehe die Kirmesumgänge in gewerbsmäßige Bettelei ausarteten, entbehrten sie nicht einer gewissen Poesie. An die Stelle der alten ergreifenden Lieder aber sind allgemein bekannte Lieder getreten; mitunter wird auch ein Choral noch angestimmt. Verkleidet und nicht selten mit einer Ziehharmonika und einer Violine ausgestattet ziehen Kinder bettelnd von Haus zu Haus, wobei sie sprechen:

Die Ku'ng sei gebacken,
Mr heern dann Ofen knacken.
Gabbt uns e Stickel weißen,
Mr woll'n ne schu verbeißen.
Gabbt uns e Stickel dicken,
Mr woll'n uns schu dreischicken.
Un sei de Ku'ng net geroten,
Gabbt uns e Stickel Schweinebroten.
Un is de Kârms noch net ball aus,
Gabbt uns n ganzen Ku'ng raus! (v.)

Meine Mutter schickt mich her,
Ob der Kuchen fertig wär.
Wenn er noch nicht fertig wär,
Komm ich morgen wieder her
'n schön' Gruß von meiner Mütter,
Daß der Kuchen wär verbrannt,
Und die ganze schöne Butter
Is in Ofen nei gerannt (v.).

Giwele Gowele schickt mich har,
Selln mr was ze ass'n gam,
Net ze gruß un net ze klâ,
Wie e klaner Mihlstâ (v.).

Dreimal, dreimal um das Haus —
Gebbt mr e Stickel Ku'ng raus.
Is der Ku'ng net geroten,
Gebbt mr e Stickel Schweinebroten.

Eine ausführliche Schilderung der oberzgebirgischen Kirmes um 1860 gibt Spieß, die ich hier folgen lasse:

„Kahl stehen die Bäume, öde die Felder, der Herbst ist eingezogen und mischt sich bereits mit den Anfängen des Winters. Da naht das Hauptfest des Landmannes, die Kirmes. Es setzt schon lange voraus Herzen und Hände in Bewegung. Alle wollen am Feste geschmückt erscheinen. Die Kinder erbitten von den Eltern, dort ein neues Paar Hosen, hier eine neue Jacke. Auch die jungen Leute machen bei dem Dorfschneider ihre Bestellungen, der kaum allen Aufträgen genügen kann, und die Botenfrau muß den jungen Mädchen bunte, seidene Bänder und andere Schmucksachen häufiger als sonst aus der Stadt mitbringen. Auch die Hausfrau hat ihre Pläne für das nahende Fest. Lange vorher hat sie schon den Rahm gesammelt, um genug Butter zum Kuchenbacken zu haben, und bereitet nun Käse, läßt Rosinen, Mandeln, Zucker, Hefen usw. holen, auf daß nichts fehle. Die Kuchen sind bereit und wandern zum Bäcker, um nach einigen Stunden, fertig und noch rauchend, unter dem Jubel der Kinder ihren Einzug wieder ins Haus zu halten. — Aber noch andere Opfer sind nötig. Ein Schwein soll geschlachtet, Sauleed oder Krumbeh, Schlachtfest gehalten werden. Der Fleischer ist bestellt, der Schlachtzettel besorgt, Gewürz, Wasser und Brennholz sind schon am Abend vorher herbeigeschafft. Der späte Herbsttag bricht an, schon knistert das Feuer unter dem Wurstkessel: da klingelt die Türe und herein tritt der Fleischer, Brust und Beine bedeckt die weiße frisch gemandelte Schürze. Der breite Ledergürtel unter derselben ist mit Perlen oder Silberplättchen verziert, und an der Seite hängt der Köcher mit Messer, Gabel und Wetzstahl. Er verrichtet sein Werk und bald ruht das tote Schwein in dem bereitstehenden Troge. Mit Hilfe des heißen Wassers und des Schabeisens sind die Borsten entfernt, das Schwein wird geteilt und Stücken Fleisch in den brodelnden Kessel geworfen. Endlich ertönt der Ruf: „Das Wurstfleisch ist fertig" und alles eilt herbei, um an dem leckern Genuß sich zu laben. Das Schwertelfleisch wird an die Hausgenossen und Nachbarn verschickt. Nun folgt das Bereiten und Kochen der Würste, das Einsalzen des aufzuhebenden Fleisches, ein tüchtiges Bratstück ist zur Kirmes ausgesucht und der Abend schließt mit dem Verzehren der Wurstsuppe und frischer Wurst, als eine Art Vorfeier des immer näher rückenden Festes. Die ärmeren Nachbarn holen sich die Wurstbrühe. Nun wird auch das ganze Haus gerüstet, überall wäscht und kehrt, scheuert und putzt man. Der Kirmessonntag ist da. Beim Aufgange der Sonne weckt das Blasen eines Chorals vom Turme durch

die Dorfmusikanten die schlummernden Bewohner. Bald sind sie alle in der Wohnstube beim Kaffeetisch versammelt. Die gute Kaffeekanne dampft in der Mitte der Tassen und daneben locken Teller mit Türmen von Kuchenstücken. Man tut dem ersehnten Gebäck die möglichste Ehre an, und Teller und Kanne sind schnell geleert. Der heutige Gottesdienst wird nur spärlich besucht, denn erst am morgenden Tage, am Montag, ist der eigentliche Kirchweihtag. Ist er endlich angebrochen und rufen die Glocken zur Kirche, so eilen die festlich geschmückten Landleute in einzelnen Trupps von allen Seiten nach der lieben Ortskirche, deren Weihtag ja heute gefeiert wird. Heute darf die Kirchenmusik nicht fehlen. Wieder ertönt Glockenklang und heraus strömt die Menge, jeder seiner Wohnung zu. — Welche Freude gibt es bei der Heimkunft. Der Vetter aus der benachbarten Stadt, die Frau Gevatterin aus einem entfernten Dorfe und andere geladene Gäste sind eingetroffen. Endlich ist der Tisch gedeckt. Auf dem Tischtuch von selbsterbautem Flachs prangen Schweine- und Hühnerbraten, daneben die beliebten Kartoffelklöße und Sauerkraut, weißes Brot und Bier, vielleicht auch eine Flasche Wein. Alles setzt sich. Auch der zitternde Großvater im silberweißen Haar rückt seinen altertümlichen Lehnstuhl heran und von seinem wirtlichen Sohne gebeten, nimmt er das Samtkäppchen von dem ehrwürdigen Haupte in die gefalteten Hände und spricht das Tischgebet. Jeder läßt sich die guten Gerichte wohlschmecken, deren Schluß mächtige Kuchenteller bilden. Nach Tische machen die Männer einen Gang ins Freie, die Kinder haben ebenfalls draußen ihre Lust, wo auf Wegen und Stegen ein fröhliches Leben herrscht. Nur die Frauen bleiben sitzen und erzählen sich bei Kuchen und Kaffee die neuesten Geschichten. Die rückkehrenden Männer gesellen sich auch zu ihnen und unter Gespräch und Genuß vergeht die erste Hälfte des Nachmittags. Später geht man wohl in die Schenke, wo der Tanz der jüngeren Leute bereits um 3 Uhr begonnen hat. Dort setzt man sich zum Glase Bier, man spielt einen Skat, auch Schafkopf oder schaut der unermüdlichen Jugend zu. Um 7 Uhr geht man zum Abendessen nach Hause, das von der Hausmutter festlich zugerüstet ist. Alt und jung nimmt Platz, die Teller werden gefüllt und bald ist alles in reger Arbeit. Ist die Rosinensuppe gegessen, folgt Schweinefleisch mit Zwiebelbrühe, oder Schinken mit Sauerkraut, dann Karpfen mit Krautsalat, zuletzt wieder Kuchen. An Bier, Branntwein, selbst an Wein ist kein Mangel. Nach aufgehobener Tafel bleibt man noch eine Weile beisammen sitzen oder man wandert wieder zur Schenke, wo nun auch die Verheirateten am Tanz sich beteiligen, bald einen Walzer, bald einen Rutscher, einen Dreher usw. verlangend. Spät wird die Kirmeslust beschlossen und mit Kuchenpäckchen beladen ziehen die Gäste dankend heim. — Dienstag bildet noch eine Art Nachfeier, bis endlich an dem Mittwoch Haus und Arbeit allmählich wieder in das ruhigere Gleis einlenken. — Am nächsten Sonntag verhallen in der Klein-Kirmes die letzten Klänge und Freuden des Festes: nur die Erinnerung tröstet noch und die Hoffnung, daß nächstes Jahr wieder Kirmes ist."

Nach Spieß (697) hielten an manchen Orten (Di.) die Musikanten einen Umzug, wobei sie mit Kuchen beschenkt wurden. Einer von ihnen war als sogenanntes Kirmesweib verkleidet. Ein Strohhut mit roten, flatternden Bändern, berußtes Gesicht und dicht gedrehte Werglocken, auf dem Rücken einen Tragkorb zur Bergung des empfangenen Kuchens, in der rechten Hand ein langer Stab, in der linken eine brennende Laterne bildeten nebst buntscheckiger Weibertracht sein Kostüm. Von den übrigen Musikern begleitet ging der Zug bei dem Schall der Instrumente und unter mancherlei Scherz und Schabernack, gefolgt von der Dorfjugend, von Gehöfte zu Gehöfte und lenkte endlich wieder in die Schenke ein, wo man an der erblasenen Sammlung sich ein gütliches tat.

Eine Kirmes im kleinen ist der M a r t i n s c h m a u s am 11. November. An diesem Tage darf die Martinsgans nicht fehlen. —

An keinen Tag im Jahre war der R e i h e s c h a n k gebunden, der in A. bis um 1880 bestand. Alle innerhalb der Ringmauer gelegenen

Häuser hatten die Gerechtigkeit, Bier zu brauen und zu verschenken. Die Reihenfolge der Schenkenden bestimmte der städtische Brauausschuß durch das Los, wobei jedoch immer darauf gehalten wurde, daß verschiedene Gegenden miteinander abwechselten. Vornehmere enthielten sich des Reiheschanks, sie verkauften das Los. Wer es annahm, verwandelte sein Hauswesen in ein Schanklokal und „tat" den Reiheschank auf, indem er gleichzeitig das Bierreis zum Dachfenster heraussteckte. Dieses war ein an einer langen Stange hängender Kranz aus Blech oder Holz mit einem in der Mitte aufgemalten Bierglas. Wochen zuvor aber hatte schon das edle Naß im Keller gelegen, und zwar kamen auf jedes Los 18 Viertel, (1 Viertel = 1 hl), zu deren Herstellung 18 Ztr. Gerste verwendet werden mußten. Der Verkaufspreis[1] für $^3/_4$ l betrug durchschnittlich 10 ₰. Begehrt zum Reiheschank waren vor allem die Weihnachtsfeiertage, niemand wollte die Zeit vor diesen haben, denn je schneller das Bier zu Ende ging, — was oft kaum drei Tage dauerte! — desto schneller war der erhoffte Nutzen, der im Durchschnitt 25—30 ℳ betrug, erlangt. War die Frist zum Verschank abgelaufen, — sie betrug in A. 20 Tage — so wurde das Haus „übersteckt", d. h. der nächste eröffnete den Reiheschank, doch durfte sein Vorgänger den Rest noch verschenken. Und es fanden sich auch immer einige edle Seelen, die

---

[1]) Nachdem erst 1851 der Preis für die Dresdner Kanne Bier im Reiheschank „infolge des bedeutenden Aufschlags der Braumaterialien" auf 1 Ngr. festgesetzt worden war, wurde er 1852 abermals um einen Pfennig erhöht, freilich nicht ohne heftigen Widerspruch, wie verschiedene Äußerungen im Annaberger Wochenblatte (Jahrgang 1851) bezeugen. Interessant ist die Aufstellung, worin die Pächter der Brauerei den letzterwähnten Preisaufschlag begründen. (Annab. Wochenbl. 1852, Nr. 19.)

Ausgabe für ein Gebräude Bier.

18 Schffl. Gerste, à $4^1/_2$ Tlr.	81 Tlr.	— Ngr.	— Pfg.
Malzsteuer	12 „	20 „	— „
Kriegsschuldentilgung	3 „	5 „	— „
30 Pfund Hopfen, à 1 Tlr.	30 „	— „	— „
Pech und Pichlohn	4 „	12 „	— „
Fuhrlohn	2 „	5 „	— „
Schröterlohn	2 „	15 „	— „
Malzquetschen	— „	20 „	— „
Brau- und Mälzerlohn	5 „	— „	— „
Feuerung beim Mälzen und Brauen	8 „	— „	— „
Gefäße zu fahren und waschen	1 „	15 „	— „
Gefäße und Reparaturen	2 „	— „	— „
Ausgaben insgemein	2 „	— „	— „
Zinsen	2 „	15 „	— „
Pacht	17 „	15 „	— „
	175 Tlr.	2 Ngr.	— Pfg.

Einnahme nach zeitherigem Preis.

25 Viertel Bier, à 5 Tlr. 22 Ngr.	143 Tlr.	10 Ngr.
Hefen und Treber	15 „	— „
	158 Tlr.	10 Ngr.
Ausgabe	175 Tlr.	2 Ngr.
Einnahme	158 „	10 „
Defizit	16 Trl.	22 Ngr.

nichts verderben lassen wollten. Es hieß dann: „Mr wulln när noch emol hiegehe, dä 'r hoot noch net ganz raus.“ Die Gläser wanderten von dem einen zum anderen. Außer Bier bot der jeweilige „Wirt“ auch verschiedene Speisen, so Knackwürstchen, geräucherte Heringe, Bierkuchen, ein Bündel Heu, d. h. Butter, Brot und Käse, u. a. In der Fastenzeit stellte sich auch der Brezeljunge ein. Am letzten Tage wurde den Gästen „der Zapfen gegeben“, sie erhielten umsonst Brot, Wurst und Hering.

Der alte Brauch des Reiheschanks besteht meines Wissens noch in Schn. und in Neu. Doch soll auf Beschluß des Obererzgebirgischen Gastwirtsverbandes an die Kreishauptmannschaft eine Beschwerdeschrift über die sanitären Verhältnisse in den Reiheschänken zu Schneeberg gerichtet und um Abhilfe der vorhandenen Übelstände nachgesucht, auch unter Umständen der Oberverwaltungsgerichtshof angerufen werden.

VIII. Landwirtschaftliche Gebräuche.

Gebräuche beim Ackerbau. (Vgl. hierzu M. 217 ff. Mo.[1] 312 ff.)

Des Landmanns schönste Hoffnung ist ein reicher Ernteertrag. Wie oft aber wird sein Hoffen zu Schanden, bleibt der gehoffte Ernteertrag hinter seinen Erwartungen zurück, ist all das Mühen arbeitsvoller und sorgenschwerer Wochen umsonst gewesen, wenn elementare Naturgewalten vernichtend auftraten. Und bleiben diese auch aus, sieht der Bauer die Frucht seines Fleißes sich immer mehr und mehr entwickeln, so ist es wiederum allerlei dämonisches Walten in der Natur, das ihn mit banger Sorge beschleicht. „Nach altem Volksglauben kamen mit der wiederkehrenden Sonne auch zugleich die schädigenden und krankheitbringenden Dämonen ins Land, und diese mußten gleich bei dem Eintritte des Frühlings abgewehrt werden, damit sie auf den Feldern keinen Schaden anstifteten, zu deren Bestellung man sich eben anschickte.“ Und ebenso kamen nach altem Glauben zur Zeit des Hochsommers, wenn alles in üppigster Blüte stand und seiner Reife entgegenging, wiederum schädigende Dämonen, die die Luft verpesteten und so Seuchen und Unwetter brachten. In diesem alten Glauben wurzeln ja auch die Oster- und Johannisfeuer (s. S. 195. 205). Aber auch durch noch manch andern der nun folgenden Bräuche schimmert altgermanische Dämonenfurcht hindurch.

a. Saat und Ernte.

Das Säen. Noch ehe der Landmann seinen Samen ausstreut, will er wissen, ob ein gutes Getreidejahr kommen, welche Getreideart am besten gedeihen wird (vgl. S. 152. 182). Das Samenkorn darf nicht in den Internächten zubereitet werden (M.). Bei der Aussaat sind Tag und Stunde, sowie die Gestirne zu beachten. Beliebte Säetage sind der Mittwoch und der Sonnabend, verpönt dagegen ist der Freitag.

Ein mir zur Verfügung gestellter geschriebener Zettel vom Jahre 1869 nennt als beste Säetage zur Sommersaat den 2., 3., 5., 9., 10., 12., 16., 17., 19., 23., 24., 30., 31. März, den 2., 6., 7., 9., 13., 14., 16., 20., 23., 27., 30. April, den 4., 7., 11., 12., 14., 18., 25., 28. Mai; zur Herbstsaat den 1., 3., 7., 8., 14., 15., 17., 21., 22., 24., 28., 30., September, den 1., 5., 6., 8., 12., 13., 15., 19., 20., 22., 26., 29. Oktober, den 3., 5., 9., 10., 12., 16., 17., 19., 23., 24., 26. November. Der Grund freilich, warum diese Tage gewählt werden sollen, ist nicht angegeben; man richtete sich aber darnach (Wo.). Als eine besonders gute Säezeit gilt die zwölfte Stunde vormittags und die Zeit vor Sonnenaufgang zu Ostern (M.). Das Himmelszeichen des Skorpions, wie auch Morgenwind (Nd. 654) bei der Aussaat läßt viel Unkraut mit aufwachsen (Nd., M.).

Beim Einschütten des Samens soll sich der Bauer der feierlichsten Stille (Nd., M.) befleißigen, beim Säen eines weißen und auch nicht fremden Lakens bedienen, sonst ist der Ertrag gering (Nd.). Schweigend muß auch das Saatgetreide, das nicht in zugeknoteten Säcken aufbewahrt werden darf (Kl.), auf das Feld gefahren werden (H.). Die ersten drei Würfe geschehen kreuzweiß in den höchsten drei Namen (v. 653). Schweigend streut der Landmann den Samen aus, „damit die Vögel nichts merken" (Ne. 653). Um diese fernzuhalten, behält er ferner während der Aussaat im Munde drei oder fünf Körner, die er am Schlusse gekaut für die Vögel auf den Weg speit (Dr., Gey. 549*), wirft, in der Mitte des Ackers stehend, nach vollendeter Aussaat eine Hand voll Getreide nach den vier Himmelsgegenden mit den Worten: „Für die Vögel!" (Kö. 649*). Gegen Vogel- und Raupenfraß steckt man weiter in jede Ecke des Feldes oder in die letzte Furche einen Besen oder in eine Ecke einen Brennesselstock und einen Besenstiel mit den Worten:

„Da Krah, das ist dein!
Und was ich steck, ist mein!" (M., Kl., W.)

Ferner legt man Sargsplitter in einige Furchen oder in drei Ecken des Feldes (Nd. 649*). Liegen in einer Ecke des Feldes ein Kieselstein, ein Besen und ein Nesselstock, so kann kein Unkraut gedeihen und soll kein Dieb etwas entwenden können (N.). Damit der Weizen nicht brandig werde, mengt man Holzasche vom h. Abend unter den Samen (M. 652*) läßt einen Teil davon durch ein Astloch laufen und streut diesen in die vier Ecken des Feldes (Kl.). Nach getaner Arbeit wird mit der Egge ein Kreuz auf dem Acker gezogen (N.).

Erste Ausfahrt im Frühling.

Bei der ersten Ausfahrt mit dem Pfluge wird dieser mit Wasser begossen (Gd.), steckt man Holzkohle vom Osterfeuer daran, um eine reiche Ernte herbeizuführen (Nd. 81*).

In der Karwoche aufs Feld gebrachter Dünger hat keine Kraft (Frk.). Montags und Freitags wird kein Dünger gefahren; muß es sein, so wird wenigstens das erste Fuder Sonntag abend noch geladen und bleibt an der Düngerstätte stehen (Frk.).

Der Getreideschnitt. (Vgl. hierzu M. 229 ff. Mo.[1] 313 ff.)

Winterroggen wird um Annaberg zwischen Mitte September und Mitte Oktober gesät, blüht zwischen dem letzten Drittel des Juni und dem ersten Drittel des Juli und wird in der zweiten Hälfte des Septembers geerntet (Frisch). Früher wurde das Getreide mit der Sichel gehauen, was auch jetzt noch vereinzelt geschieht. Auf meine Frage, warum man das Getreide nicht mit der Sense haue, wurde mir dieses Jahr bei Ob. die Antwort: „Mr sei's emol su gewuhnt!“ Und wie schwierig ist in den höheren Lagen der ganze Erntebetrieb! Aber die Liebe zur Natur, zur Heimat ist den Erzgebirgern eigen, an dem oft unfruchtbaren Fleckchen, wo ihre Wiege stand, hängen sie mit allen Fasern ihres Seins, und sie ziehen ein dürftiges Leben im Heimatsdorf oft dem besseren Fortkommen in der Fremde vor.

Mit einem „Das walte Gott!“ oder sonst einem frommen Spruche tut der Vormäher — früher immer nur der Bauer selbst — den ersten Sensenhieb. Dadurch glaubt man vor jedem Unfall in der Ernte gesichert zu sein (v.). Um vor Kreuzweh und Verwundungen bewahrt zu sein, stecken sich Schnitter und Schnitterinnen je drei Ähren stillschweigend ins Schürzenband und zwar so, daß sie leicht verloren werden können (Cr.. Ne. 660*). Betritt ein Fremder oder ein Glied der Gutsherrschaft das Feld, so werden sie angebunden, d. h. man bindet ihnen ein Strohband um den Arm, was natürlich eine Gabe heischt, die in Schnaps, der allen zu gute kommt, angelegt wird. Die Ernte soll möglichst Sonnabends beginnen (Frk.).

An dem mit seinen Zinken nach oben liegenden Rechen „stechen sich die Engel“ (M., Se., U., Un. 660), auch läßt diese Nachlässigkeit die nächstjährige Ernte schlecht ausfallen (Z.).

Redensart: „Ich hâ dich nieder, ich trat dich nieder, — Un wenn 'ch mich imsah, tritts immer wieder“ (gilt dem, der schlecht Gras haut) A.

Die erste und die letzte Garbe. Der Stoppelhahn.

Als heilig gelten die ersten Ähren, die erste Garbe. Auf die zuerst gebundene Garbe setzt man sich gegen Kreuzweh und Verwundungen (Cr.). Zuerst in die Scheune geworfen, schützt sie das Getreide vor Mäusefraß (M.). Drei davon hinter den Spiegel gesteckte Ähren halten Blitzschlag fern und bringen Glück fürs ganze Jahr (Br. Mau.; vgl. auch Seite 26.). Bevor das erste Erntefuder abgeladen wird, drischt man die mit Tannenreisig geschmückte erste Garbe als Abschreckungsmittel gegen böse Geister und Hexen (Nd. 661*). Aus ihr, wird gern der Erntekranz für die Kirche gebunden (M., Br.). Wer die letzte Garbe bindet, trägt „den Alten“ herein (M., Kl.). „Das Wogen des Getreides hat den Mythus entstehen lassen, daß in ihm ein Dämon in Tiergestalt sein Wesen treibe. Wenn der Schnitt begonnen hat, flüchtet dieser aus einer Garbe in die andere, bis er in der letzen gefangen wird“ (Mogk[1], 314. Vgl. W. 659.). Um das Wachstum der letzten Ernte für die des neuen Jahres zu erhalten, wird die mit roten

Bändern geschmückte letzte Garbe unter lautem Jubel in die Scheune geworfen (Kl., Ehr.), läßt man sie oder einige Büschel Ähren „als Geschenk und Dank“ auf dem Felde liegen (Br.) oder verbrennt sie daselbst (Kö.). Aus gleichem Grunde bleibt auch ein letzter Rest der Frucht auf dem Halme stehen (AK.), baut man aus stehen gebliebenen Halmen, die der Ähren beraubt worden sind, eine Scheune in einer Ecke des Feldes. „Je größer die Scheune, desto größer der Erntesegen“ (Zwick. Gegend).

Steigt jemand über die Deichsel des Erntewagens, so fällt dieser geladen um (M. 669*). Ein von einem entgegenkommenden Heuwagen entnommenes Bündel ist glückbringend (A.). Ein Strohwagen bringt Unglück (A.), ein Leinfuder Glück (M.).

An das letzte Erntefuder werden Kränze und Blumen gehängt, Schnitter und Schnitterinnen setzen sich darauf und fahren singend durch das Dorf. Ist das Getreide trocken eingebracht worden, so folgt ein fruchtbares Jahr (M.).

Auf das erste eingefahrene Fuder Heu wirft man einen Pfennig. Bleibt er sichtbar darauf liegen, so brennt's in der Nachbarschaft, verschwindet er, so steht eine reiche Ernte in Aussicht (Th., Nied.).

Am Abend des letzten Erntetages oder auch Sonntags darauf gibt der Bauer seinen Leuten ein kleines Fest, das „Stoppelhahn“ genannt wird und von vielen, wie mir wiederholt gesagt wurde, sogar für das schönste Fest im Jahre gehalten wird, nimmt ja auch der Bauer mit seiner Familie an der Festtafel mit Platz (Ehr., Br., Ne.). In ihrer Mitte steht als Schmuck die Ernteschüssel, angefüllt mit den schönsten und größten Früchten, wie Kartoffeln, Kohlrüben, Rot- und Weißkraut u. a., aus denen die längsten Hafer- und Kornähren emporragen (Br.). Die so geschmückte Schüssel wird am Erntefest auf den Altar der Kirche gesetzt (Br.). An Speisen werden aufgetragen: Grüne Mehlklöße, Rinder- oder Schweinebraten, Sauerkraut und Kohlrübensalat, dazu Bier und Schnaps. Ein Gebet eröffnet und schließt das Essen. Früher wurde das Anfangsgebet von ziemlicher Länge von allen stückweise aufgesagt. Nach dem Schlußgebete gab es, wie auch jetzt noch, Kaffee und Kuchen, und nicht selten erschienen einige Musikanten mit Ziehharmonika, Flöte, Geige und Klarinette, die lustig zum Tanz aufspielten. Schnell waren Tisch, Bänke und Stühle beiseite geschoben, und als erstes Paar eröffneten der Hausvater in Hemdärmeln und die Hausmutter mit blendendweißer Schürze den Reigen. Ihnen folgten die Knechte mit den Mägden, die Tagelöhner mit ihren Frauen, die Kühjungen mit den Töchtern des Hauses und bald waren alle in fröhlichster Stimmung, die durch Bier und Schnaps noch wesentlich gehoben wurde, ihren Abschluß aber fand, wenn der „Kehraus“ gespielt wurde. Gewöhnlich bekamen die Tagelöhner noch einen Viertel- oder halben Kuchen für die Kinder mit auf den Nachhauseweg. Der Tanz ist jetzt meist weggefallen, denn dazu bietet sich ja sonst oft Gelegenheit. Wo er aber stattfindet, dauert er oft bis früh (Br., Ehr.).

Nachdem alle Güter einer Gemeinde eingeerntet haben, wird an einem Sonntage das Erntedankfest abgehalten, das sich früher un-

mittelbar an die Ernte anschloß und erst unter kirchlichem Einflusse auf einen Sonntag verlegt worden ist. Zu diesem Zwecke wird die Kirche mit **Kränzen** und Blumen festlich geschmückt, die schönsten und größten Erzeugnisse des Feldes und des Gartens prangen zur Schau in Körben neben dem Altartische (Gru.) oder auf diesem (allg.), am Fuße des Taufsteins (v.). Zu beiden Seiten des Altars stehen schön gebundene Getreidegarben (Gey., Th., Cr., N., Ma., Gru. u. a. O.) mit Sense und Rechen (Ne., Kö.). Von den Garben nehmen sich die Landleute einige Ähren mit nach Hause, was eine reiche Ernte verheißt (El.). Sense und Rechen aus Ähren geflochten oder verkleinert aus Holz zieren den **Kranz** an der Kanzel (Gey., Or.). **Kreuzweis** durch die Kirche gezogene Girlanden tragen in ihrer Mitte eine **Krone** aus Ähren (Gey.). Während des Gottesdienstes legen in Sa. drei festlich gekleidete Mädchen einen **Kranz** auf den Altartisch. Der in der Stube aufgehängte Erntekranz bleibt bis zur nächsten Ernte an seinem Orte (Bä., Ehr.), damit man Glück habe. An die Scheune werden Kränze aus Ähren und Blumen gehängt; denn sie bringen Segen in die Scheune (Th.).

Das Ausdreschen des Getreides.

Ist die Zeit des Ausdrusches gekommen, so heißt es:

„Hund is tut,
Hund is tut,
Tut uns â
Das Draschen nut!" (Th.)

An den Wechseltakt der Arbeit schließen sich die Drescherreime an:

Komm!
Komm mit!
Setz Supp zu!
Fläsch in Teppen. (W.)

Komm!
Setz zu!
Setz Supp zu!
Setz Supp, Kaffee zu. (Gd.)

Schlot zu!
Schlot darb zu!
Schlot fei darb zu!
Schlot racht fei darb zu! (A.)

Setz Supp zu!
Setz Supp zu!
Wos ich net traff,
Dos trifft mei Knacht.
Kumm ball, kumm ball. (H.)

Du all's gruß's Pfâr,
Bist mr viel ze schwar! (Ri.)

Komm!
Max, komm!
Setz Supp zu!
Fangt när ball a!
Zieh'n Pantoffel a! (Mau.)

Der, der den letzten Schlag tut, hat den „Banselhahn" geschlagen, und schnell rufen die anderen Drescher: „Schnaps her! Schnaps her!", den jener holen und bezahlen muß. Der Hausherr gibt einen kleinen Imbiß, die sogen. „Flegelmohlzett," auch Banselhahn genannt (Ehr.)

Kartoffel.

Ein altes Verschen heißt:
„Legst du mich im April,
Komm ich, wenn ich will;
Legst du mich im Mai,
Da komm ich glei!" (A.)

Bei Vollmond, am grünen Donnerstag gelegte Kartoffeln geraten gut (Kö.). Wachsen und Gedeihen nicht nur der Pflanzen, sondern auch der Tiere leitete man schon in Griechenland und anderwärts bei den Indogermanen von dem zunehmenden Monde ab. Vormittags gelegte Kartoffeln geraten besser als an Nachmittagen gelegte. Bei abnehmendem Monde sollen sie nur nachmittags gelegt werden (Ri. 664*). Bleiben Samenkartoffeln übrig, so steht eine reiche Ernte in Aussicht (M.). Das häufige Vorkommen der Schüsselflechte kündet ebenfalls einen reichen Ertrag an (M.). Fällt bei der Kartoffelernte Schnee, so werden im nächsten Jahr mehlreiche Knollen (Wo.). Am 15. August „geschüttelte" oder „gerührte" Kartoffeln wachsen schneller (Schö., Mau. Vgl. 664).

Um Annaberg werden Kartoffeln gelegt zwischen dem 19. April und 30. Mai, sie blühen zwischen dem 19. Juli und 4. September und werden geerntet zwischen dem 22. September und 30. Ok-tober. (Nach Frisch.)

Kraut, Rüben, Klee.

Auf den Tisch, wo der Krautsame liegt, darf kein Brot kommen, sonst kommen Raupen ins Kraut (Kl.). Das geschieht auch, wenn jemand auf dem Krautacker ißt (Kl.). Gegen Raupenfraß „beläuft" man unter dem Auslauten des Kreuzes bei einer Beerdigung so schnell wie möglich drei Ecken des Feldes und spricht: „Ihr Raupen, geht alle mit zur Leiche!" Die Raupen ziehen dann zur vierten Ecke hinaus (Frk.). Oder man umgeht, ebenfalls bei einem Begräbnislauten, dreimal das Feld, dabei einen Ausgang lassend, und spricht ein Vaterunser oder die Worte: „Geht der Fuchs aus der Haut, kommen die Raupen aus dem Kraut!" (Mau.). Oder man fängt an drei Ecken des Ackers je eine Raupe, steckt sie einzeln in ein Säckchen und spricht jedesmal dabei: „Dich will ich sacken, ihr andern müßt euch packen!" Darauf wird das Säckchen in die Esse gehängt. Mit dem Tode der darin befindlichen

Raupen sterben alle auf dem Felde oder sie verlassen dieses (Nd. 648*). Steckt ein Besen oder ein Stück gekohltes Holz vom Johannisfeuer (Gey., v., Schw.) in einer Ecke des Feldes (Kö. 665*), werden die Kraut-, Rüben- und Kohlrabipflanzen am grünen Donnerstage gesteckt, so bleiben diese vor Raupenfraß bewahrt (H.). Groß und fett wird das Kraut, wenn der Samen am Karfreitag gesät wird (Mau.), beim Stecken desselben fettbestrichene Butterschnitte gegessen werden (Kl.), am Johannistage ein Stein ins Kraut geworfen wird (Frk.), in einer Ecke des Feldes ein Kieselstein, ein Besen und eine Hand voll Nesseln liegen (Cr.). Am Siebenschläfer gesteckte Pflanzen schlafen sieben Wochen lang (v.). ImSchützen gestecktes Kraut schießt (Ne.), im Löwen gestecktes wird fett und groß (Nd.).

Damit der Klee gut gerate, streut man am Karfreitag Asche darauf (M. 663). Nordwind beim Säen desselben verhindert das Keimen (Fr.). In den Fischen gesteckte Rüben bekommen keine „Beine" (Nd.).

Verschiedenes.

Gurken und Kürbisse soll man nicht vor dem 23. Mai (Ehr., Kl.), Petersilie am besten zu St. Peter säen (A.). Am Johannistage gesteckte Rettiche werden groß und „schossen" nicht (Or.).

b. Feinde der Saat und der Ernte.

Im Glauben an die Wandelbarkeit der menschlichen Seele fußt der auch in Süddeutschland weitverbreitete Bilmetschnitter[1]) oder Getreideschneider, der am Metardustage durch die Felder geht und die Ähren abschneidet. (Vgl. Mo.[2] 303. Mogk, German. Mythol., 34.) Die ca. 10 cm breite Spur, die sich diagonal übers Feld zieht, beginnt da, wo der Bauer anfing zu säen. Mit den Ähren sind gleichzeitig alle am Rande des Feldes stehenden Vogelbeersträucher glatt abgeschnitten (A., Cr., M.). Trifft der Feldbesitzer den Unhold bei seinem unsaubern Handwerk und grüßt ihn zuerst, so muß der Zauberer sterben. Wird der Besitzer zuerst gegrüßt, so fällt er tot zu Boden (M.). Auf meine Frage nach dem Aussehen des Binsenschnitters gab man mir die Antwort: „Er hat Vogelgestalt!" (Mau.), wiederholt aber: „Er ist ein Bauer aus dem Dorfe, den niemand kennt!" Aus diesen Worten ergibt sich, daß der Unhold doch bloß eine auf den Erntesegen neidische Person ist. Um sein Kommen zu verhindern, nimmt der Bauer von allem Samen, den

[1]) Die L. N. N. berichten unterm 4. Oktober 1901:

„Mittweida. Eine bisher noch nicht genügend erklärte eigentümliche Erscheinung — der Billen- oder Bilsenschnitt — war in diesem Jahre in den Getreidefeldern der benachbarten Gemeinden Tannenberg und Erlau zu beobachten. Mit „Bilsenschnitt" bezeichnet man etwa handbreite Gänge in den Feldern, welche durch Abschneiden der Halme in Stoppelhöhe hergestellt worden sind. In neuerer Zeit ist man geneigt, den Hasen als den Hersteller dieser sonderbaren Gänge zu betrachten. In unserer Nachbarschaft ließ die Erscheinung alten Aberglauben wieder aufleben. Man schrieb den Bilsenschnitt dem Walten böser Mächte (Hexen) zu und verdächtigte einen Gutsbesitzer, dessen Äcker keinen Bilsenschnitt aufwiesen, der Urheberschaft des „Hexenmachwerkes". Der so in bösen Ruf Gekommene konnte sich nicht anders retten, als daß er sechs seiner Verdächtiger vor den Friedensrichter zitierte."

er ausstreuen will, je einige Körnchen am Karfreitag mit in die Kirche und streut den so gesegneten Samen in die Ecken seiner Felder (Nd.), fängt deshalb in der Mitte des Feldes zu säen an (Ne.).

Es gibt aber auch Leute, die am Johannistage an den vier Ecken eines Feldes je einige Ähren abschneiden, wodurch der Ertrag größer wird zum Nachteil eines anderen. Auch diese nennt man Bilmschnitter (Schl.).

Ein ähnliches Tun schreibt man den Hexen zu. Am Johannistage halten sie „Lese“ auf dem Felde, ihre Spur heißt der „Hexenschnitt“. Sie vergrößert den Ertrag. Gleich dem Bilmetschnitter schneiden auch sie die Triebe der Vogelbeersträucher ab (H.).

IX. Die Tiere, Pflanzen, Gestirne und Naturerscheinungen im Volksglauben.

Die Tiere. (Vgl. hierzu M. 209 ff.)

Ein echt germanischer Zug ist das freundliche Verhältnis zum Tier. Die Haustiere gelten als ein Teil der deutschen Häuslichkeit, sie haben Anteil an dem Wohl und Wehe des Hauses, in dem sie leben. Man kündet ihnen den Tod des Hausherrn (Seite 121), gedenkt ihrer in einer besonderen Leckermahlzeit an hohen Festtagen (Seite 162), sie unterhalten sich in der Christnacht über kommendes Glück und Unglück des Hauses (Seite 153).

Die Sorge für den Schutz und das Wohlergehen der Haustiere erstreckt sich übers ganze Jahr. All diese Züge finden ihre Erklärung darin, daß das Volk noch an dem Glauben festhält, daß jedes Tier eine Seele habe, die man persönlich auffaßt.

„Glück im Stall!“ muß jeder sagen beim Betreten eines fremden Stalles (v. 692). Lobt man ein Tier, so darf man nicht den Zusatz „Behüts Gott!“ vergessen. Neuangekaufte Tiere läßt man beim ersten Eintritt in den Stall über einen benutzten Stubenbesen (Ma., Gey.) oder den Stallschlüssel gehen (Dr., Schö.). Es sollen nie dreizehn sein, sonst stirbt eins von ihnen (Ne.). Wird ein Kalb verkauft, so zieht man es rückwärts aus dem Stall (v. 699) und hängt seinen Strick der Mutter zur Tröstung um den Hals oder die Hörner (Dr., N., B., Wa., Fr., Nied.). Einer zur Zucht verkauften Kuh gibt man den Strick oder Stroh mit, damit sie kein Heimweh bekomme (Ehr.). Dasselbe gilt beim Schwein (Ne.). Man behält einige Stirnhaare des Tieres zurück, sie sind glückbringend (Kl. 672* 699*). Den Erlös für das Tier nimmt man gern im Stalle in Empfang (Dr.). Wird das Schwanzgeld des verkauften Schweines zum Ankauf eines neuen verwendet, so wird dieses um so fetter (M., Kö., A.). Ein verkauftes Tier darf sein früherer Besitzer nicht wieder angreifen, sonst magert es ab (Ge.). Dazu erzählt man sich in Ge.: Alle Tiere, die ein gewisser Viehhändler verkaufte, starben

nach kurzer Zeit oder gaben statt Milch Blut, weil er sie nach dem Verkaufe erst noch einmal bestrich und auf kurze Zeit an einen Baum band. Das hatte ein gewisser Kr. beobachtet. Seine gekaufte Kuh ließ er deshalb weder anrühren noch an einen Baum binden. Das Tier blieb leben, der Baum aber verdorrte.

Als Geschenk bekommt das Muttertier nach dem Kalben eine Butterschnitte mit Salz bestreut (M. 697*), früher einen Zettel mit den Worten: „Sator arepo nenet opera Rotas" (B.). Wird an dem Tage Milch verkauft, so stirbt das Kalb (Kl. 697*). Beim Entwöhnen, das nur bei zunehmendem Monde geschehen soll (v. 698), wird das junge Tier dreimal unter der Mutter hinweggezogen (Dr., Ehr., Ne.) und mit Salz bestreutem Brot bedacht (Kl.). Abgesetzten Tieren (d. h. der Muttermilch entwöhnten) legt man einen Pfennig ins Trinken, der früher in den Klingelbeutel gelegt wurde, jetzt aber einem Bettler geschenkt wird (Nd.). Reißt sich in der Christnacht eine Kuh los, so kommt ein Sterben unters Vieh (M., Ehr., Dr.) oder sie selbst stirbt bald (Ehr.). Wird ein Tier mit dem Besen geschlagen, so wächst es nicht mehr (St., Bä., Ehr., N.) oder der Hausherr oder die Hausfrau muß im neuen Jahr sterben (Mau.). Die Kühe geben keine Milch mehr, wenn jemand mit einem leeren Gefäß den Stall verläßt (Ge.), mit einem Messer in die Milch sticht (Ri.). Gibt eine Kuh blutige Milch, so erhitzt man diese, peitscht das Tier um Mitternacht und hängt die sieben Himmelsriegel im Stalle auf (Di.). Fällt ein Rind beim Schlachten auf die linke Seite, so hat der Schlächter Unglück. Man wendet es daher auf die rechte Seite (B.). Wenn das Vieh beim Schlachten bedauert wird, so kann es nicht sterben (allg.).

Kindereime.

Muh, muh, muh,
Schreit de schlachte Kuh.
Wenn se wos ze frassen hoot,
Hoot se oder kane Not. (Ri.)

Mätsche, Mätsche, Muh,
Borg mr deine Schuh.
Mor'ng frih im dreie,
Kriegste e Paar neie. (Schw.)

Der erste Austrieb des Viehs (vgl. W. 89. M. 138.) war und ist noch von großer Bedeutung. Mit Vorliebe erfolgte er am 1. Mai (Seite 198). Der Hirt bekommt einen Zopf und ein Ei, das er dreimal unter jedem Tier hinwegwirft, welches Beginnen die Tiere gut fressen läßt und fruchtbar machen soll (M.). Das Ei, das er dann auf dem Feld e ißt, soll die Herde zusammenhalten (M. 428*). Schlägt der Hirt beim ersten Austrieb erstmalig eine Kuh, so verunglückt ein Tier (Wa., Fr.). Die Tiere werden mit Wasser besprengt (Gd. 89*). Dabei legt man auf die Stallschwelle frischgestochenen Rasen und darunter kreuzweis eine Schere, den Erbschlüssel und den Wetzstahl (Nd. 693*. 89*), gräbt einen Schlüssel vor der Stallschwelle in die Erde (Z.) oder legt ihn unter grünen Rasen (N.). Ein besonders wertvolles Stück läßt man die Stallschwelle zuerst mit dem rechten Fuß überschreiten, dann bricht es nichts (B.). Bis in die 60er Jahre sprach man den folgenden Segen über die Tiere:

„Ich will treiben mein Vieh aus,
Will's treiben in Gottes Garten.
Der liebe Vater, Herr Jesus Christ,
Der soll mir 's helfen warten
Vor dem Drachen und der Drachin,
Vor dem Pispoß und der Pispossin
Und vor allen bösen Würmern,
Die auf Erden sind.
Mir und meinem Vieh zum besten.
Im Namen Gottes des Vaters, d. S. u. d. h. G.!" (W.)

Hund und Katze werden den Tieren beim Verlassen des Stalles vorangejagt (Nd. 89*). Man vermied, eine schwarze Kuh voranzutreiben, denn diese bedeutete Unglück, zum mindesten aber schlechtes Wetter (Sp. 140). Setzt sich der Hirt während des Austreibens, so werden die Kühe lahm (Sa.). Die vom Felde heimkehrenden Leute wurden mit Eiern gespeist, wobei namentlich der Kühjunge reichlich bedacht wurde (A.). Erfolgt der letzte Eintrieb bei schönem Wetter und kommen die Tiere nach diesem nicht wieder in den Regen, so bleiben sie von Ungeziefer verschont (M.).

Pfingsten. Welcher Hirt am Pfingstmorgen zuerst mit seinem Vieh aufs Feld kam, war der „Pfingstkönig", der das Recht hatte, eine Pfingststange, d. h. einen mit Kränzen verzierten langen Stab zu setzen (Spieß 144).

Michaelis. An diesem Tage und darnach singen die Hirten, weil sie die Weidegrenzen nicht mehr so streng innezuhalten haben:

Michêle is do!
De Hartn sei froh.
Dann Bauer ward leed
Im sei bissel Weed. (M.)

Michêle is voriewer,
Nu hitt ich iewer un iewer.
Kimmt der Bauer un sot mr woos,
Hau 'ch'n woos iewer dr Nos'. (Gey.).

Michêle is vuriewer,
Mei Viech ka riewer un niewer,
Mei Viech ka iewer Kraut un Mähr'n,
Do ka mr Bauer n Drack verwähr'n (M. S.).

Vgl. Böhme 659c. 659d.

Geben in diesen Reimen die Hirten ihrer Freude über erlangte Freiheiten, mit denen der Bauer nicht immer einverstanden sein mag, Ausdruck, so klingt aus anderen wieder und zwar ziemlich häufig der Spott heraus, der sich gewöhnlich auf das Vieh des anderen, auf diesen selbst und nicht selten auch auf die Vieh haltenden Bauern und ihr Gesinde erstreckt.

Horei![1]
Treib iech dä noch net ball ei?
O ju! 's fahlt mr bluß noch ene Kuh.
's is de klane Braune,
Ackert hinnern Zaune,
Ohne Pflug und ohne Schar
Ackert sie das ganze Gahr. (M.)

Horei horei!
Meine Kih sei alle nei,
's fahlt mr ner ne rute Schacke.
Wu mog die in Hulze stacke?
's fahlt mr noch dr Ze'ngbuck,
Dar is mr d'rvugehuppt
Nunner in dos tiefe Tol,
Wu de reichen Bauern sitzen
Miet 'n langen Zippelmitzen,
Die dann Quork miet Leffeln frassen
Un dos Gald miet Scheffeln massen. (Kl).
Vgl. Böhme 662.

Treib aus, treib aus, du fauler Hart!
Mei Vieh hot sich schu sott gefrassen,
Wu deins noch is in Stall gesassen. (Kl.)

Hurei, hurei!
Trebbt dr faule Kihhert ei.
Meine wie de Pauken,
Deine wie de Raupen.
Meine wie de Butterfässer.
Deine wie de Zaunstecker.
Du fauler Hert! (S., J.)

Hohei, hohei!
Trebbt dr faule Kihgung ei,
Trebbt 'r in dann Darfel nei,
Wu de faul'n Bauern sitzen
Mit dann grußen Zippelmitzen,
Die dann Quork mit Leffeln frassen
Un dos Gald miet Schaffeln massen. (M.)

Holei! Treib ei!
Treibt dr faule Kuhhert ei.
Wenn iech austreib,
Liegst du in Bett,
Du fauler Hert! (M.)

[1]) Diese antreibenden Rufe, die verschieden gedeutet worden sind (vgl. u. a. Gebirgsfreund, Bd. XIII, S. 172), gehören wahrscheinlich „zu je einer Gruppe uralter Interjektionen, besonders bei Anrufen an die ländliche Tierwelt, deren Etymon kaum zu bestimmen ist“ — Parallelen bei Böhme, D. Kdrl. u. Kdrspl., S. 143 ff.

Treib aus, treib aus, du fauler Hirt!
Wenn ich austreib, liegste noch en Bett.
I au, i a u, iaa! (Ehr.).

Treib ei, treib ei, du fauler Hert!
Wenn ich austreib, liegste schie en Bett.
Meine Kih hom sich soot gefrassen,
Deine sei en Drack gesassen.
Meine gam Millich on Rahm,
Deine moßte 'n Schender gam (Ehr.).

Holei, Holei! Dockenblatt,
Meine Kih hom alle satt.
Meine hom sich satt gefrassen,
Eire sei in Stall gesassen.
Meine Kih gam Millich un Rahm,
Eire kenne gar nischt gam (H.).
Barkfoffel Kuhauk, du fauler Hert,

Wenn ich austreib, liegst du in Bett.
Meine Kih sei dick un fett,
Deine wie de Harigkepp.
Meine Kih hom guldne Uhr'n,
Deine wie de Schuppentur'n.
Meine Kih hom guldne Herner,
Deine wie de Schleenderner.
Meine Kih hom guldne Schwänz,'
Deine wie de wille Gäns' (M.).

Buhle, buhle, Geier!
's Gros is heier net teier.
Soll's glei net teier, net teier sei,
's Kaschecker Vieh gibt nimmer nei.
Eia, eia! (Kl.)

Wull mr dä ball eitreim?
Wull mr dä ball Kâs' reim?
Wull mr nich ball Ku'ng backen?
Wull mr nich ball Karms machen? (W.)

Harei, harei,
Trei mr dä noch nich ball ei?
Die all'n faul'n Bauerschmäd
Hom noch nich 's Schtrei ausgebret',
Hom noch nich de Betten gemacht.
Wenn de Freier kumme,
Wâr'n se ausgelacht.
Ha, ha, ha (Ben.).

Horaus, horaus!
Treibt dar faule :|: Kihhert aus :|:, doholoo!
Treibt spät aus un :|: risch wiede ei :|:, doholoo!
Meine Kih sei :|: kugelrund :|:, doholoo!
Deine Kih sei :|: Lauseschund :|:, doholoo!
Meine Kih sei :|: dick un fett :|:, doholoo!
Deine Kih sei :|: Ladersäck' :|:, doholoo!
Meine Kih hom :|: guldne Herner :|:, doholoo!
Deine hom :|: Distelderner :|:, doholoo! (Blu.)

Du stinkender Hirt,
Du fauler Hirt,
Du machst dei Vieh
Noch ganz verwirrt.
Meine wie die Butterfässer,
Deine wie die Spundlöcher (Ob.).

O du ala faula N. N. Kihhert!
Deine Kih sein iba 'n Rand :|: n oh oho! :|:
Meine Kih hon guldne Härna,
Deine Kih hon Disteldärna :|: n oh oho! :|:
Meine Kih hon Lurbeerkränz',
Deine Kih hon drack'ge Schwänz' :|: n oh! :|: uh! (Pf.)

Frühmorgens blies der Hirt ins Horn:

Harr, frih aufstehn!
Harr, im dich sehn!
Harr, hinten un vorn!
Hans tüt't ins Horn. (A.)

Gern gesungen wird auch das Lied: „Wenn ich meine siem Ochsen austreib", von dem nur noch die ersten drei Strophen bekannt zu sein scheinen. Nach einer mir vorliegenden Niederschrift hat das Lied aber acht Strophen (vgl. Seite 86).

Einst wurde das gesamte Vieh einer Gemeinde durch einen oder mehrere Hirten gemeinsam auf die Weide getrieben. Anfang der vierziger Jahre hatte Annaberg ins sechste Hundert Rinder, die von dem Hirten und seinen zwei Gehilfen vormittags von 7—11 auf den Abhang des Pöhlbergs, nachmittags von 3—8 auf die Hutfelder getrieben wurden.

Für die Haltung der drei Gemeindeochsen, die 1844 abgeschafft wurden, erhielt der jeweilige Bullenhalter, der immer zugleich Pächter des Marstalles war, wöchentlich zwei Spitzen, á 5 Ztr. Träber und zwei Wasserkannen Bier aus der Bürgerl. Brauerei. Außerdem stand ihm die Nutznießung der ungefähr 2 Acker großen Gemeindewiese zu, sowie der Erlös für verkaufte Bullen.

Auf größeren Gütern war die Pflege der Schafe einem Schäfer anvertraut. Während die Hirten von Wiese zu Wiese zogen, hatten die Schäfer, die wie die Hirten gekleidet gingen, aber breitkrempige Hüte trugen, bestimmte Weideplätze inne. Ihr Lohn war außerordentlich niedrig. So bekam z. B. der Hirt in Schönfeld in den 60er Jahren wöchentlich für jedes Tier 6 ₰ Hütegeld. Mit dieser kümmerlichen Bezahlung hing auch die soziale Stellung des Hirten zusammen: tief verachtet von den Eingesessenen, wurde ihm gemeinhin die dürftigste Hütte im Dorfe zugewiesen. Noch heute heißt es: „'s gibt zu wie bei Hirtens" und man meint damit immer liederliche Wirtschaft. Und doch galt einst auch das Wort:

„Kih hiten, Hihnle brieten
Is mei Lam, kôst mr'sch glam" (W.).

Die übrigen Haustiere.

Das Pferd, bei den alten Deutschen fast zur Familie gehörig und wie eine Person behandelt, Wodans heiliges Tier und Opfertier, ist wahrsagend und geistersehend (Seite 35, 95, 153.). Gelingt es einem jungen Mädchen nach und nach hundert Schimmel zu zählen, so heiratet es den ersten Mann, der auf den hundertsten Schimmel folgt (Ma., Gey.). Wenn Kinder einem Schimmel begegnen, so zeichnen sie mit dem Fuße sechs sich kreuzende wagrechte und senkrechte Striche auf den Boden und wünschen sich dabei etwas (Cr.). Das wiehernde Pferd kündet Hochzeit (Ri.). Ein weitverbreiteter Brauch, der wohl durch alle deutsche Lande geht, ist das Aufnageln gefundener Hufeisen auf die Türschwelle, an das Scheunentor u. a. O. gegen allen bösen Zauber (Seite 27). Hat sich das Pferd einen Nagel eingetreten, so hängt man diesen in die Esse, damit das Tier keine Schmerzen habe (Cr.). Beim Reißen, wozu es den Stall mit dem rechten Beine zuerst verlassen soll, darf niemand vom Fenster aus zusehen (Cr.). Ein Pferd kauft man nur mit der Halfter, sonst ist das Tier unglücklich (A.). Wollen neu angekaufte Pferde nicht in den Stall, so stößt dem Besitzer ein Unglück zu (Th.).

Redensarten: „Schimmelverreck, grußer Schreck! Weiwerstärm, â Verdärm". Bei Meyer (212) aber: Weibersterbe isch ka Verderbe! Aber Gäulverrecke, des isch e Schrecke! — Das Pferd hat 100 Augen (= überall schaut ein Fehler heraus. A.)

Auch dem Hunde (vgl. W. 172) eignet die Gabe der Weissagung (Seite 27, 113.). Heulen zwei Hunde um Mitternacht, so brennt das zwischen ihnen liegende Haus ab (H.). Der vor einem Hause mit erhobener Schnauze heulende (Ne., A., Ri.) oder unmittelbar auf einen Hahnenschrei bellende Hund kündet den Ausbruch eines Schadenfeuers an (Ehr.). Der unter einem Glockenläuten heulende Hund kündet die Einkehr des Todes in die Gemeinde an (Th.). Der in der Neujahrsnacht heulende Hund zeigt dem Hause Unheil und Verderben an (J.). Dieser Glaube ist nur aus den Beziehungen der Tierwelt zum Totenkult bei unseren heidnischen Vorfahren zu erklären. Wie scharf man auch einerseits die Seele vom Leibe trennte, so gab man ihr andrerseits doch wieder körperliche Gestalt.

Um einen Hund an das Haus zu fesseln, läßt man ihn den Schweiß der Achselhöhle lecken (v. 679*),[1] gekautes Brod (A., Ham.) und zwar aus dem eignen Stiefel fressen (Br.), nimmt für ihn kein Futter vom alten Orte mit (Th.). Liegt ein (schwarzer) Hund unter oder neben dem Kinderkorbe, so bekommt das Kind das „Hundeschütten“ (A.). Beim Anblick eines bissigen Hundes zieht man den Daumen ein (Wa., H.) und spricht, damit er nicht beiße: „Hund, du bist blind gewurn (geboren), kaast mr nischt a'tu (a'hôm.) (R., A., B.). Zwei andere Zauberformeln bei W. 237. Das beim Essen sehnsüchtig zuschauende Tier wird getröstet: „Fisch, Fisch, Fisch! Heit gibt's Schweinebroten. Wenn dar racht gut geroten, kriegt mei Hindel wos vun Tisch!“ (Ri.). Gespenstische Hunde sind sehr häufig (Seite 131). S. auch S. 122. 114. 135. 162.

Bedeutsamer noch als der Hund erscheint das Tier Holdas, die Katze, im Volksglauben. Eine von links nach rechts über den Weg laufende Katze bringt Unglück, umgekehrt Glück (Ehr.). Wie oft schon habe ich Leute, denen eine Katze über den Weg lief, ausspucken oder umkehren sehen, und doch würde mancher von ihnen, der als abergläubisch bezeichnet würde, dies entschieden in Abrede stellen. Glück kündet auch eine dreifarbige (Or.), eine mehrfarbige (Gey., Schl.) oder eine mit weißen Pfötchen (Th. Seite 33.). Wer in der Nacht durch das Geschrei mehrerer Katzen geweckt wird, hat Glück zu erwarten (Bä. Seite 113). Eine neu gekaufte Katze nimmt man dreimal um die Füße; kratzt sie dabei, so ist es besser, das Tier wieder wegzugeben, weil es Unglück bringt (Mau.). In den Sack, worin das Tier getragen wird, legt man eine Zwiebel (Or.). Um es ans Haus zu fesseln, streut man ihm Salz auf die Nase (Wa). Kratzt die Katze am Tisch- oder Stuhlbein (Gey.), liegt sie auf dem Ofen (Schl.), so kommt schlechtes Wetter. Ihre Erscheinung im Traume zeigt einen falschen Freund an (A.). Wer eine Katze tötet, hat sieben Jahre Unglück (Ne., Ob. 173). Wer in der Christnacht zwischen 12 und 1 Uhr das Tier in einem Sacke dreimal um die Kirche herum trägt, ist innerhalb der drei nächsten Tage tot (Gey.). S. auch Seite 26, 28, 75, 76.

Redensart: Du bist wie eine Katze; wenn die über einen Strohhalm gegangen ist, so hat sie alles vergessen (A.).

Vom Schafe gilt:

„Schäfchen zu Gesicht: du siehst „Ihn“ heute nicht“ (B., Ma.).
„Schafe zur Linken, wird Freude dir winken;
Schafe zur Rechten, gibt's was zu fechten! (Ri., A.)

Oder: Wird Trübsal dich knechten“ (Gey., Ehr. — vgl. W. 272). Ein in der Silvesternacht über den Weg laufendes Schaf bringt Tod in die Familie (S.). S. auch Seite 75.

Ziegen und Kaninchen im Stalle sind glückbringend (U., Ob. 686).

Schweine. Beim Eintun von Schweinen legt man Stroh vom Wagen in den Stall, damit die Tiere gedeihen (Or., Gey., Th., Ehr., J. 687*) oder nimmt solches aus dem alten Stalle mit (Ob., Wa., B.,

[1] Vgl. W. 552.

Schl., Ne.). Die zu einem Schweinschlachten eingeladenen Gäste bedanken sich nicht, damit die Mast des nächsten Tieres nicht gehindert werde (Nd. Seite 31). Junge Schweine werden an den Hinterbeinen gehoben, damit sie gut wachsen (Ehr., B.).

Redensarten. Das is odder e Tier wie e Tog vor Gohanne (= außerordentlich groß. Kö., A.) Vom Pferd auf den Esel setzen (A.). Der denkt, der große Schloßhund ist sein Pate, derweil ist's Bettelmanns Spitz (v.).

Geflügel.

Hühner. Ißt man den Haushahn, so ist dem Hause Unglück beschieden (Ge., Be., Ne.). Deshalb verkauft man ihn; er soll von fremder Hand auf fremdem Boden geschlachtet werden (A.). Als Wetterprophet gilt von ihm: Kräht er am Silvesterabend zwischen 9 und 10, so kommt ein strenger Januar (B. 276*); zu anderer Zeit kurz vor Mitternacht, so tritt schönes Wetter ein (Er.); so auch, wenn er früh in gerader Zahl kräht (Th.), die Summe seiner Schreie während des ganzen Tages gerad ist (Ge., Ma.). Das Wetter ändert sich, wenn er beim Auffliegen kräht (M., W., Ri.). Der Kindermund spricht:

„O dar schiene Gockelhah,
Zeigt dar net 's Watter a?
Treibt dar net de Leit ra?
O dar schiene Gockelhah!" (A.)

Eine im Hause krähende Henne bringt Unglück (Wo., Di., Br., Th., Gey., Ehr., Ra. 276). Ein altes Wort heißt: „Mädchen, die da pfeifen, und Hühnern, die da krähen, soll man den Kopf abdrehen" (v. — vgl. W. 607). Beim Tode der Hausfrau werden sämtliche Hühner verkauft (A.). Bruteier werden am besten Sonntags während des Kirchläutens ins Nest gelegt (A. 672). Es werden mehr Hühner als Hähne, wenn die Bruteier in ungerader Zahl untergelegt werden (Ge. 673), die Henne nicht in den zweiten Monat hinüber brütet (Ge.). Spitze Eier enthalten nur Hähne (Di., Ge., A.). Am Karfreitag ausgebrütete Hühner bringen ganz besonderen Segen (A.), sind heilkräftig und schützen vor Krankheiten (Bä.). Wer am Neujahrsmorgen junge Hühner sieht, wird klug (Schö., St.). Damit die Hühner reichlich und an den dazu bestimmten Ort legen, bekommen sie am gr. Donnerstage (M.), am H. Abend in den Internächten das Futter in einen Reifen (Di. 674*) oder in eine kreisförmig gelegte Schnur (Bä.), sollen sie während dieser Zeit nicht gerufen werden (B. 675*) und ihr Futter mit den Gänsen gemeinsam erhalten (Ge.). Um gekaufte Hühner einzugewöhnen, läßt man sie in den Spiegel sehen (676) oder dreimal ums Tischbein gehen (M. 676* 679*). Das erste Ei einer Henne wirft man übers Haus, damit sie fleißig weiter lege. Geschieht es nicht, so kommt Unglück ins Haus (Ri. 674*). Ebenso wirft man kleine Eier übers Haus nach der Straße zu, um Unglück fernzuhalten (Ob., W, Mau., Ge. 674*). Eine schwarze Henne soll man nicht essen, weil es Unglück bringt (B., Schl.). Weithin herrscht die Meinung, daß das Tier den Hexen eigen ist oder

doch solchen Leuten, die „etwas können“ (Seite 133). Regnet es und die Hühner kriechen irgendwo unter, so hört es auf, und umgekehrt (Ri.). — Die Eier sind das Sinnbild der lebenbildenden Naturkraft und Fruchtbarkeit. (Seite 65, 114, 151, 155.)

Gänse (vgl. W. 157). Ziehende Schneegänse bringen in vierzehn Tagen Schnee (H., Schl., Wo.).

Tauben. Die Tauben werden am Christtag eingesperrt, damit sie sicher vor dem Habicht sind (Nd.). Neu angekaufte Tauben steckt man rücklings in den Schlag, damit sie bleiben (A., Or. 678). An den drei h. Abenden erhalten Tauben und Hühner mittags Hirse (M. 75*). Verbrennen Tauben bei einem Schadenfeuer, so ist der Friede im Hause dahin (Th.). (S. auch Seite 153.).

Anhang.

Das Meerschweinchen zieht wie ein Magnet Krankheiten an, vor allem Reißen und Rheumatismus (A., St., Ha.). Der Kranke nimmt das Tier deshalb mit ins Bett (A., Ma.), bindet es auch auf den leidenden Teil (170.). (S. auch Seite 109.).

Tiere in Haus und Garten, Wald und Feld.

Schwalben. Schwalben in Haus, Scheuer und Stall sind stets ein gutes Omen, ihnen wohnt magische Kraft inne.

„Wo die Schwalbe nistet im Haus,
Zieht der Segen niemals aus“ (v.).

Wo aber Zank und Zwietracht herrschen, verläßt der Vogel alsbald seine Niststätte. Wird sein Nest zerstört oder ihm sonst etwas zu leide getan, so bricht Feuer aus:

„Nimmst du mir mein Nestchen aus,
Brenn' ich dir aus das ganze Haus!“ (Ehr.)

Allgemein gilt die Schwalbe als Frühlingsbote. Sie klagt bei ihrer Rückkehr über den Mangel gegenüber der Fülle, die allenthalben vorhanden war, als sie fortzog.

Wenn ich fortzieh,
Wenn ich fortzieh,
Is 's Haus un de Schei voll.
Wenn ich wiederkomm,
Wenn ich wiederkomm,
Find ich 's leere Gesparr.[1] (Ne.)

Vgl. Böhme, 1077 ff. — Ldrh. III, 1858.

Die gleiche Bedeutung in der Volksauffassung genießt das Rotschwänzchen. Wo dieser Vogel nistet, bricht kein Feuer aus (allg. 160. Seite 26). Bringt ein Kind ein Rotschwänzchen ins Haus, so brennt es ab (Ehr. Seite 27).

[1]) Gesparr = alter Ausdruck für Scheune, überhaupt für Räume, in denen Wintervorräte aufbewahrt werden.

Stare. Werden die Starkästen am Bußtag vor Ostern, dem „Nistertag“, aufgehängt, so werden sie sicher bezogen (A.). Verhindern Sperlinge den Staren den Einzug in einen Kasten, so zankt sich der Hauswirt mit einem Mieter, so daß dieser auszieht (Schei., A.).

Der Kuckuck gilt seit den ältesten Zeiten und allgemein als klug und wahrsagend. (Über diesen Vogel vgl.: Mannhardt in der „Zeitschr. f. deutsche Mythologie“, III, S. 209 und IV, 447. W. 161. 280.)

Allgemein ist der Glaube an die prophetische Gabe des Kuckucks, der zu den Göttervögeln des Heidentums gehörte. Daraus erklärt sich auch die allgemeine Redensart: „Das weiß der Kuckuck.“ Namentlich glaubt man von diesem Vogel, da er alles weiß und sieht, Aufschluß über die Dauer der Lebenszeit zu erhalten. So vielmal er ruft, so viele Jahre hat der Fragende noch zu leben (allg. 280).

„Schreit der Kuckuck zuerst ins Land,
Fragend, wieviel Geld hast du in deiner Hand,
Wieviel Jahre sind mir beschert
Noch zu leben auf dieser Erd'? —
Kuckuck in Ehren, wie lange soll ich noch leben?“ (Gey.)

Oder: „Kuckuck, schrei mir meine Jahre aus,
Wie lange ich noch leben soll.“ (v.).

Dabei achtet man auf die Himmelsgegend, aus der der Ruf erschallt. Es ist besser von Ost die Stimme des Vogels zu hören als von Norden her (280), von rechts besser als von links (B.). Ledigen Burschen und Mädchen verkündet er die Anzahl der Jahre bis zu ihrer Hochzeit (v.); einem verliebten Paar die Zahl der Kinder (Ehr.). Wer Geld oder Brot beim ersten Kuckucksruf bei sich hat, klopft schnell darauf, damit nie Mangel daran komme (v. 632). Hat man kein Geld bei sich, so mangelt's daran das ganze Jahr (He., Bä. 280). Schreit er, wenn man die Geldbörse öffnet, so ist einem Reichtum beschieden (Ge.). Schreit er nur dreimal, so geht ein dabei gehegter Wunsch in Erfüllung (A.).

„Der Kuckuck kündet teure Zeit,
Wenn er nach Johanni schreit.“ (M., A. 280.)

Und ein anderer Reim sagt:

Im Sommer, wenn der Kuckuck schreit,
Da rufen die Leute weit und breit:
Gebt acht, der Sensenmann kommt;
Der Kuckuck hat geschrieen. (A.)

Der wegen seiner rötlichen Farbe zu Donar gehörige Kreuzschnabel zieht nach weithin verbreitetem Aberglauben die Krankheiten der Stubenbewohner an sich (Schl., Ge., A., Wo., H. Seite 53). Man hängt ihn über die Haustür, damit er Glück bringe (Umgeg. v. Ma.). Sein Platz in der Stube darf nicht gewechselt werden, weil sonst Unglück droht (Th.). (S. auch Seite 26, 53, 109).

Dohlen. Als todkündendens Orakeltier s. S. 127, 135. Umkreisende Dohlen bringen Unglück (Schl. 274*).

Überaus zahlreich sind die Reime, die den Krähen, den „Gaken" zugerufen werden.

Krah, Krah, Krah.[1]
Dei Nast brennt a.
Deine Gunge lie'ng in Feier
Stick for Stick en Dreier. (Ehr., He.)

Kroh, Kroh, Kroh,
Dei Nast brennt o.
Dei Nast brennt wack,
Dann haste en Drack. (Wo.)

Gook, Gook, Gook!
Dei Nast brennt a.
Masser schleifen, Kopp abschneiden,
Kimmt Blut, Blut, Blut. (O.)

Krahn, Krahn, Krahn!
Dei Nest brennt an.
Hiem und driem Feier dran.
Messer schleifen,
Kopf wegschneiden. (Ein.)

Kroh, Kroh!
Masserle wetzen
Kupp wackschneiden.
Puff! (Schö.)

Krah, Krah, Krah!
Dei Nast brennt a.
Himme un drimme
Is Feue dra.
Piff! paff! puff! (Ben.)

Kroak, Kroak, Kroak!
Dei Heisel brinnt,
Dr Farschter hoot 's a'gezind't.
Wenn de wârscht drhamm gebliem,
Wär dei Heisel stih gebliem. (A. El.)

Kroh, Kroh, Kroh!
Dei Heisel brennt wack.
Mach laut, mach laut,
Doß 's wieder ward. (Wo.)

[1]) Parallelen bei Böhme, D. Kdrl. u. Kdrspl., 737 ff.

Gak, Gak!
Dei Heisel brinnt,
Dr Stießer hoot 's a'gezind't.
Puff, puff, puff! (Bl.)

Krah, Krah, Krah!
Dei Nast brennt a,
Schitt en Kiewel Wasser na! (A., Zwö.)

Kroäk, Kroäk!
Dei Heisel brennt.
Dr Kuckuck hot dr'sch o'gezind't,
Dr Krimmer hoot dr'sch ausgeleschť. (Br. Ri.)

Kroak, Kroak!
Dei Heisel brinnt.
Dr Teifel hoot drsch a'gezind't,
Dr Kuckuck hoot dr'sch ausgeleschť. (J.)

Kräh, Kräh, Kräh!
Dei Heisel brennt.
Wu dä?
In Wulkenstä.
Dr Kuckuck hoot dr'sch a'gezind't.
Masser schleifen,
Kopp wackschneiden.
Kräh, Kräh — pui! (B.)

Alte Leute deuten den Dohlenruf als Grab, Grab, Grab, an das sie denken sollen (Wo.).

Eule. Todesbedeutung ihres Rufes s. S. 113. Sie ist uralt, schon in den Veden erwähnt.

Lerche. Kleinen Kindern gibt man, damit sie gut singen lernen, Lercheneier zu trinken (Wo. 160. Seite 57).

Auf ein Feld, wo Wachteln nisten, fällt kein Hagelschlag (Dr., Mau. 163).

Suchen Spechte in der Dämmerung die Mauern der Häuser ab, so tritt anderes Wetter ein (N.).

Der unsern heidnischen Vorfahren heilige Hase ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit und ein Hexentier; denn:

„Kommt im Winter ein Hase ins Dorf herein,
So kann es nur der Hexenhase sein“ (Er.).

„Bist ne Hex, so stih!
Bist e Hos' so gih! (Gr.)“

Deshalb eignet ihm auch prophetische Gabe; denn:

„Rennt der Hase vor dir übers Stoppelfeld,
So kriegst du heute noch viel Geld.
Rennt er aber über den Bach,
So steht's schlimm um deine Sach'!“ (Gey.)

Hält sich der Hase in der Nähe eines Gutes auf, so brechen Viehkrankheiten aus (Umgeg. v. Ö.). Um ihn zu beseitigen, darf er nicht erschlagen, sondern nur geschossen werden, weil er dann nur scheintot ist (desgl.). Man erzählt sich, daß das Blei mit Kupfer und Silber vermischt sein müsse, weil das Fell eines solchen Unglückshasen reines Blei nicht durchlasse (Ö., Lu., Ger.). So habe man nach einem Hasen vergeblich geschossen, bis einer auf den Gedanken gekommen sei, daß es nur der Hexenhase sein könne. Daraufhin habe einer Geld geladen und damit das Tier auch getroffen. Das Geld aber habe dann eine Frau, die etwas „konnte“, im Bein gehabt, von wo es nur durch einen operativen Eingriff habe entfernt werden können (Vgl. W. 217.). Hasen in der Nähe menschlicher Wohnungen beweisen, daß daselbst Geister umgehen (Gd.). Verlassen die Hasen ihre Jungen, so treten im Orte viel ungeahnte Todesfälle ein (Umgeg. v. Zw.). Der Teufel verwandelt sich gern in Tiere, mit Vorliebe aber in einen Hasen, und setzt sich in dieser Gestalt an den Weg. Wer das Tier mitnimmt, hat den Teufel, der Glück und Geld bringt auf bestimmte Zeit. Ist diese um, sucht sich der Unhold eine andere Person; findet er keine, so bringt er seinen Besitzer um (B.). Während des Kampfes zwischen beiden tanzt ein Hase vor dem Hause. (S. auch Seite 120. 133. 131.)

Die Fledermaus, die in der Magie bedeutungsvoll ist, kommt im Aberglauben weniger vor. (Seite 114.)

Spinne. Als untrügliche Zukunftsverkünderin für den Zustand eines Menschen gilt die Spinne. Am Morgen verdirbt sie ihm die Stimmung, auf der Höhe des Tages verheißt sie Glück und am Abend erquickt sie ihn; denn sie läßt auf eine Zukunft hoffen, die erquickend und labend sein wird. „Spinne am Morgen Kummer und Sorgen; Spinne am Mittag trägt das Glück dir nach oder verkündet einen frohen Tag; Spinne am Abend erquickend und labend“ (v. 150*). Man ruft ihr zu:

„Bringst du Glück, so bleibst du stehn,
Bringst du keins, so kannst du gehn!“ (B. 283.)

Erblickt man früh, auf dem Gange zur Arbeit auf dem Wege eine Spinne, so soll man beim Arbeiten verunglücken (Th.). Allgemein gilt die Spinne als unverletzlich. Die Hausfrau entfernt wohl ihr Gewebe an der Wand, das Tier selbst aber tötet sie nicht; denn wer es tut, tritt sein Glück mit Füßen. Die Kreuzspinne trägt das Hauskreuz (B.). Läuft die Spinne einem an, so ist man glücklich, läuft sie dabei abwärts, unglücklich (A. 283). Man läßt sich die Spinne dreimal über die Hand laufen, um Glück zu haben (H., Ge., A.). „Wo in einem Hause Spinnweben hängen, haben die Freier das Taschentuch hängen lassen“, d. h. sie gehen aus und ein (B.). (S. auch Seite 75, 97.)

Die Kröte gilt als Hexentier (Ge., Di., Mau., B. Seite 133. 134.). Sie verkündet Unglück und Tod (Br., Mau., Schl.), besonders dem, der den Teufel hat (Ne.). Man verjagt sie aus Hof und Garten und trägt sie, mit Pfeffer bestreut, in den Bach (Ne.). Wer sie tötet,

dem brennt das Haus ab (B. Vgl. W. 155.). Ein Bauer sagte zu mir: „Wemmr ene draußen uf 'n Fald unnern Misthaufen d'rwischen, dar gihts schlacht, dä mit dar hôt's wos" (A.). (S. auch Seite 57. 115. 133.)

Sind die Frösche naß, so tritt schönes Wetter ein, wenn trocken, schlechtes (Ri.). Froschlaich dient zur Vertreibung von Sommersprossen (Schl., Ge., Grünh.).

Schmetterling. Ist der im Frühjahr zuerst gesehene Schmetterling von weißer Farbe, so hat man Glück (Ne. 282) oder steht Gevatter (Or.). Ein dunkler kündet Unglück (Ne. 282), Trauer (Or., Ne.), ein gelber Hochzeit (Or.) oder Gevatterschaft (Br. 282). Ein weißer läßt einen nur Wasser, ein gelber aber Wein trinken (Ne.). Wenn es viel „Weißfelle" (= Kohlweißlinge) gibt, so wird Krieg (Ri.). (S. auch Seite 113. 114.)

Schnecken gelten als Mittel gegen Warzen und Sommersprossen, man läßt sie darüber hinweglaufen (v. — 149) und spießt sie dann auf einen Dorn auf. Wenn die Schnecke vertrocknet ist, so sind auch die Warzen fort (Schl., Gey., Ma.). Selbstverständlich ist hier, wie bei so vielen anderen ähnlichen Fällen, der Glaube die wirkende Kraft. Trägt die schwarze Schnecke Sand auf dem Schwanze, so wird trocknes Wetter (A. 284).

Ameisen im Geldkasten bringen Geld (A. 149), ebenso der Maikäfer (A.).

Goldkäfer im Hause bringen Glück (A., H. 151).

Bäume, Sträucher, Kräuter und Pflanzen.

(Hierzu vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Mo.[1], 333 ff. Mogk, German. Mythol., S. 94 ff.)

Gleich dem Tier legten die Germanen auch dem Baume Persönlichkeit bei; in ihm wähnte man den Leiter des Geschickes einzelner Menschen, ganzer Familien. Gleich dem Menschen hatte der Baum seine Rechte. Deshalb wurden Baumfrevler mit den strengsten Strafen belegt; denn sie hatten die Seele im Baum vernichtet oder ihr wehe getan. Zudem läßt die eddische Erzählung von Yggdrasill, dem Weltbaume, dessen im einzelnen riesenhaft und phantastisch gegliederter Bau als Träger des Weltalls einer urgestalteten Sturmphantasie entsprang, erkennen, daß der Baum als Verkörperung alles vegetativen Lebens galt. Wie sehr er in der Religion der Germanen lebte, sieht man u. a. noch in den Baumelfen und in der Sage von der Entstehung der Menschen aus Ask und Embla. Nachklänge der in der damaligen Volksseele tief wurzelnden Vorstellung haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. (Vgl. auch Seite 162.)

Bäume.

Werden die Früchte eines zum ersten Male tragenden Baumes gestohlen, so trägt er nicht wieder (Ma., Mau., Ge., W. 668) oder zehn Jahre lang nicht mehr (T., Wo., Sch. 668*). Der Baum wird fruchtbar

gemacht, wenn die ersten Früchte in einen möglichst großen Korb gepflückt werden und der Erlös dafür neben den Baum in die Erde gesteckt wird (Di., Kö. H., Cr., Ge.). Aus gleichem Grunde vergräbt man auch eine erste Frucht neben dem Stamme (Schl.), bleiben die ersten Früchte hängen (Di., Mau., Wo., Schl., Ge., W., Wa.) oder schenkt sie armen Kindern (A.) Ebenso läßt ein auf den Baum gehängter Stein, (Joh. 668), bei jeder Ernte mindestens eine auf dem Baume hängengelassene Frucht reichen Ertrag erwarten (Th., Dr., St., H., Cr., Ce., Kl. 431).

Der Apfelbaum. Schale und Kern als Wahrsagezeichen (Seite 141), die Frucht als Zaubermittel (S. 61. 52), Eintragen von Zweigen (Seite 143. 252). (S. auch Seite 50. 152.)

Birken. Schlag mit der Lebensrute (Seite 190). Pfingstschmuck (Seite 202).

Weide. Drei zuerst gesehene und verschluckte Weidenkätzchen („Meinzeln") helfen gegen Rheumatismus (W.).

Wenn im Frühlinge die Baumwelt im üppigsten Safte strotzt, dann zieht die Jugend hinaus und fertigt sich aus Weiden- und Holunderzweigen Pfeifen, wobei sie singen oder sprechen:[1])

Pfeifel, Pfeifel, gieh när runner.
Wenn de net willst runner gih,
Frassen dich de Wammeskatzen,
Daß de dich mußt ball zerkratzen. (A.)

Poche, poche Pfeifel,
Mur'ng hult diech dr Teifel,
Jewermur'ng dr Wassermaa,
Daß de net meh lasen kaast. (A.)

Hohle, hohle Pfeifel,
Schmeiß ich diech ins Teichel,
Schmeiß ich diech in Gram (= Graben),
Frassen diech de Millermicken,
Mor'ng tu mr Kerwe flicken. (A.)

Poche, poche Pfeifel,
Schmeiß mr dich in Teichel,
Schmeiß mr dich in Mihlgrom,
Frassen dich de Rom. (Blu.)

Farzer, gih ro,
Dei Weiwel stiht do.
Pfeifel gih ro,
Dei Mannel stiht do. (Br.)

---

[1]) Nach Grimm's Ansicht haben sich in den Bastlöserreimen Nachklänge altgermanischer Zaubersprüche erhalten, die auf Bast und Rinde eingeritzt wurden. — Parallelen zu den mitgeteilten bei Böhme, D. Kdrl. u. Kdrspl., S. 185—190; Dähnhardt, Volkstüml. a. d. Kgr. Sachsen, S. 155 ff.

Ging e Mannel 's Bargel na,
Hoot e kuhlschwarz Reckel a.
Wie 's wieder runner kam,
War'sch Pfeifel o'gefahrn (N.)

Ging e Madel 's Bargel na,
Hoot e schie rut Reckel a.
Wie 's wieder runner kam,
War 'sch Pfeifel rogefahrn (Schl.)

Pfeifel, gih runner,
Ich steck dich in Brunne,
Ich schmeiß dich in See,
Die Mäd hom Fleh,
Die Bûm (Buben) hom Wanzen,
Doß se glei zahmol im Tisch tanzen. (Lö.)

Pfeifel, gih runner,
Dar Flâscher wor do.
Dar wullt dich mietnamme,
Do woorschte net do. (Schw.)

Pfeifel, gih ab
Geschwinde in Trab,
Un wär net ze klene,
Sist biste net schene,
Un wär net ze gruß,
Sist giste net lus. (Ö.)

Pfeifel, Pfeifel, gehst runner.
Wenn de wellst net runner gihe,
Schmeiß ich dich in Mihlgrom,
Frassen dich de Ratten zamm
Un de ganzen Rom, Rom, Rom. (Ehr.)

Säge, säge, säge, Bock, Bock, Bock,
Schneiderlein, Schneiderlein, Rock, Rock, Rock,
Wenn ich zähle eins, zwei, drei,
Muß mei Pfeifel fertig sei. (Th.)

Ging e Männel iewer de Wies',
Hoot e Teppel vuller Kließ'.
Wie das Männel wiederkam,
War de Hippe abgetan.
Geroten, geroten,
Gepfaffert un gebroten. (Sch.)

's ging e Männel n Barg naus,
Hoot e grien Reckel a,
Hinten un vurn ka Kneppel dra.
Wenn 'r wiederkimmt,
Muß dr Forzer lusspring. (Blu.)

Sieht mei Katzel 's Bargel na,
Hoot a schie Reckel a.
Kimmt mei Katzel 's Bargel rei,
Muß mei Pfeifel fertig sei,
Sei, sei, sei, sei, sei, sei. (Th.)

Poche poche Pfeifel,
Soß e Mannel an Teichel.
Eins, zwei, drei,
Muß mei Pfeifel fertig sei. (A.)

Hippe, hippe Weide,
Gabb mr Saft un Seide,
Breng mr Saft und Hawerstruh,
Do sei alle Leite fruh. (A.)

Hohle, hohle Weide,
Gib mir Saft und Seide.
Wenn du mirs 's nicht geben willst,
Werf ich dich in Gram,
Fressen dich de Ram,
Fressen dich die Millermicken,
Die in deinem Hemde sticken. (B.)

Pfuper, Pfuper, Pfeifer,
Wenn de nich geroten willst,
Schmeiß ich dich in Mihlgrom,
Frassen dich de Ratten un de Meis'.
Gih ich naus ins Berkenbischel,
Hol ich mr e anner Rittel.
Pfup ab, Pfup, ab!
Giht dr Pfeifer gor ab. (Gr.)

Hans Gottlieb, wos mach mr n heit?
Naus in Wald is gor ze weit.
Do wolln mr liewer hinne sitzen
Un uns e racht schie Pfeifel schnitzen. (W.)

Mir e Pfeifel,
Dir e Drackel,
Meiner Mutter
E Klippelsackel. (S.)

Puche, puche Pfeifel,
Wenn de willst nich wärn,
Schmeiß ich dech in Gram,
Schmeiß ich dech in Huhlwâk,
Frassen dech de Gaken wack. (Pf.)

Fichte und Tanne als Christbaum (Seite 158).

Die Eberesche. Zeigt dieser wegen seiner roten Beeren dem Donar heilige Baum einen reichen Fruchtansatz, so kommt ein strenger Winter (Gey., Br.), eine gute Kornernte (Or.), werden wenig Kartoffeln (Ri.). Er zieht den Blitz an, weshalb man ihn früher nicht in die Nähe eines Hauses setzte (v.); bei Wuttke (145) aber: „schützt gegen Gewitter und bösen Zauber (allg.). Wer einen Vogelbeerbaum versetzt, muß sterben, wenn der Stamm des Baumes die Stärke des Halses des Betreffenden erreicht (W.).

Redensart: Armetei, Bettelei, Vugelbeer auf's Brot (A.)[1]

Kastanie. Früchte der Kastanie trägt man gegen Rheumatismus und Zahnreißen immer bei sich (A., Cr., Schl., Br. 147*). In ein Säckchen legt man drei Kastanien, zwei Kartoffeln, eine Zwiebel und Knoblauch und trägt es bei sich gegen Rheumatismus (Ob.).

Wachholder. Sträußchen davon werden über den Türen gegen Fieberkrankheiten befestigt (A., Sch.). Vor Anbringung eines neuen Zweiges im Stalle wird der alte am Silvesterabend darin verbrannt (A.).

Waldbruch bedeutet Krieg (Or.).

Sträucher.

Rosenstrauch. Beim Umlegen heißt es: „Rosenstock du, wir decken dich zu. Wenn der Frühling kimmt, nehm' wir's weg geschwind" (Gd.). Die moosartigen, durch eine Wespe verursachten Auswüchse dieses Strauches legt man als „Schlafapfel" kleinen Kindern in die Wiege, damit sie schlafen (s. Seite 55).

Glückbringend sind die Früchte der Staphylea, die sogenannten Glückskügelchen (A.).

Blumenstöcke werden beschenkt (s. Seite 163) und mit Flor umbunden (s. Seite 129). Die auf einem Blumenstock befindlichen Blüten soll man nicht zählen, sonst geht er ein (A.). Ein in der Marterwoche abgebrochener Senker läßt den Stock eingehen (Frk.).

Zu einem Begräbnis erhaltene Fuchsien soll man nicht im Hause behalten, weil sie Unglück bringen (N.).

Die Myrte ist die charakteristische Hochzeitsblume (allg.), war sie doch einst der Aphrodite heilig und das Symbol ehelicher Liebe. Von ihr heißt es: „Wer Myrte baut wird keine Braut" (A. 553). Das gilt als eine Art Berufung. Beim Abschneiden eines Myrtenzweiges beschenkt man den Stock mit einem Pfennig, sonst geht er ein (Ri., A.).

---

[1] P. Lehmann († 1688) berichtet in seinem „Schauplatz des obern Erzgebirges", daß gedörrte Vogelbeeren eine Speise des gemeinen Mannes seien.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern bestand der Glaube, daß bestimmte Blumen die Kraft hätten, den abgeschiedenen Geistern Ruhe und Frieden zu bringen oder ihren Grabstätten Weihe und Feierlichkeit zu verleihen. So trugen noch vor wenigen Jahrzehnten die Grabgänger Rosmarin in den Händen oder im Knopfloche. Der starke Duft der Blume sollte das Gedächtnis an den Verstorbenen wach erhalten (v.).

Kräuter und Pflanzen.

Heidelbeeren. Solange Heidelbeeren durch den Ort gefahren werden, brechen keine Kinderkrankheiten aus (A., B.). „Am 2. Juli schlumpert Maria über die Heidelbeeren"; davon werden sie schwarz (Ri). S. auch Seite 154.

Überaus zahlreich sind im Erzgebirge die Beerliedchen. Wenn die sehnsüchtig erwartete Reife der Beeren gekommen ist, dann zieht groß und klein hinaus in den Wald. Dabei wird gesungen oder gerufen:

Das walte Gott! die erste Beere,
Wenn nur mei Topp glei voller wäre! (Gey.)

Heidelbeere, Heidelbeere!
Wer will mir das Schrei'n verwehre?
Heidelbeere, Heidelbeere!
Muß men Maa un Kind d'rnähre (A.).

Rolle, rolle, roll!
Mei Topp is voll.
Beer, Beer, Beer,
Mei Strauch is leer (Ge.).

Rolle, rolle, roll!
Mei Mo'ng is voll.
Mei Topp is leer,
Hob kene mehr (Schl.).

Rolle, rolle, roll!
Mei Topp is voll.
Dr Wald is leer,
's gibt käne mehr (Schl.).

Roller, rolle, roll!
Dar Tupp is voll,
Dar Bauch is lär,
Du gruß „Mallähr"! (J.).

Roll, roll, roll!
Mei Topp is voll.
Macht Haufen drauf,
Wie 's Dânelhaus (A.).

Roll, roll, roll!
Mei Topp is voll,
Mei Bauch is leer,
Mich hungert sehr
Nooch schwarze Beer.
Juchhe! (N.)

Komm mr aus de Beer,
Hom de Tepp noch leer,
Hom se alle ausgefrassen
Un Voter un Mutter vergassen. (J.)

Roll, roll, roll!
Hom alle voll,
Bluß unser klener Dickkopp nich.
War ward dos sein?
War ward dos sein?
Dos ward dr klene N. sein. (A.)

Dippe, dippe, Ähregott,
Iech ho men Tupp vull Beer gepflockt.
War sen Tupp net vuller hoot,
Dar is e fauler Ähregott.
Kimmt mei Mutter miet 'r Ufengowel,
Schlögt miech uf men Schwarzbeerschnowel.
Mutter, schlo miech net ze sehr,
Iech ho men Tupp vuller schwarze Beer (Kl.).

Luck, luck, luck, luck Ähre,
Iech ho men Tupp vull Beere.
Iech ho 'n wieder ausgegassen,
Ho d'rbei Voter un Mutter v'rgassen.
Kom mei Voter mit 'r Heigowel,
Gob mr eens uf men Beerschnowel.
Kom mei Mutter mit 'r Mistklitsch,
Gob mr e Ticht'ges mit 'r Pritzsch.
Dos tot zwicken, dos tot beißen,
Doß de Huse mußt' zerreißen (Kl.).

Horei, horei!
Treim de faul'n Beerleit' ei.
Hoom alle voll,
Dar letzte nich.
Schreit u'm naus
Zun Wachtelhaus. Ho! (He.).

Holei, holei!
Treim de faul'n Beerleit' ei.

:|: Hom alle vull, :|:
:|: Dar letzte net, :|:
Schitt alle nei,
Doß voller ward (W.).

Horei, horei!
Treim de faul'n Beerleit' ei.
Hom alle vull,
Dar letzte net.
Do schrei'n se alle ha, ha, ha! (A.)

Ruppe, ruppe Beere!
Komm ich aus de Beere.
Hom alle vull,
Bloß aner net.
Do pflick ich fest,
Doß vuller ward,
En Haufen drauf,
Wie 's Goselhaus. (Th.)

Lockäre, lockäre,
Mr komme aus de Beere.
Un war sen Topp nich voller hot,
Dar war ne faule Mähre.
De faule Mähre läft hintennooch
Un tregt dos leere Teppel nooch.
Juchhe! (N.)

Hopsa Mannel,
Beer in Kannel.
Zieh ei, Schnierl,
Leschpapierl. Puff! (Cr.)

Mr kumme aus de Beere,
Mr hom n Topp doch leere;
Mr hom se alle ausgegassen,
Mr hom Voter un Mutter vergassen.
Kimmt mei Voter mit 'r Mistgowel,
Schlegt mich of men Beerschnowel.
Voter, schlog mich net ze sehr,
Ich ho mei Tippel voll schiene Beer. (J.)

Roll, roll, roll!
Mei Topp is voll,
Voll lauter schwarze Beere.
Un wer sein Topp nich voller hat,
Dar is ne faule Mähre (Bis hierher allg.).

Faule Mähre giht hintenach
Un tregt dann leeren Topp en nooch.
Kimmt de Mutter mit dr Ufengawel,
Sticht mich nei mein Beer, Beernawel.
Mutter, stich mich net ze sehr,
Ich ho mein Bauch voll schwarze Beer. (A.)

Himbeer sei rute Beer.
Rute Beer sei schiene Beer.
Himbeer sei schiene Beer,
Wenn mei Tippel vuller wär. (A.)

Heidelbeer, Preißelbeer!
Wenn das Madel meine wär.
's is nich meine,
's is nich deine,
's is n dicken Schuster seine (v.).

Angelica (Angelica sativa) wird wegen ihrer heilkräftigen Wirkungen „Heiligegeistwurzel" genannt (Glückauf! XV, 128.).

Getreide. Man verneigt sich vor einem blühenden Kornfelde und zieht eine blühende Ähre durch den Mund gegen Fieber (W. 126*). Dagegen schützen auch drei durch den Mund gezogene blühende Ähren, doch müssen es die ersten sein, die man sieht (W.). Solches Tun erhält zudem den Menschen gesund und kräftig (Ar., Ehr.). Der Fund einer doppelten Ähre bedeutet Glück (Ge.), einen Gevatterbrief (Nd.).

Zwiebel. Man hängt eine weiße Zwiebel in der Stube auf, damit sie die Krankheiten an sich ziehe (Ma. 127), legt eine solche aus gleichem Grunde vom h. Abend bis zum 1. Weihnachtsmorgen auf den Tisch (Ob.). Nach anderer Meinung macht dies Beginnen Hunde und Gänse wachsam (Ob.). S. auch Seite 54. 110.

Knoblauch erhalten die Tiere am h. Abend unters Futter (Wo., M., Gey., vgl. W. 127), bekommt der Haushahn zu fressen, damit er im Kampfe mit seinesgleichen nicht unterliegen soll (Di., Schl.), steckt man ein, um gut gehen zu können (A., Wo.).

Tausendgüldenkraut. Wer es am Johannistage findet, wird reich (Ma.).

Reichblühendes Heidekraut verheißt einen strengen Winter (Gey., Ehr., A.).

Der Fund eines vierblättrigen Kleeblattes deutet auf Glück (allg. 130, 285), jedoch nur dann, wenn man das Blatt verschenkt (Schl.). Dieser Aberglaube ist verhältnismäßig jung; denn der Anbau des Klees stammt erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Kreuzdistel wird über der Stubentür befestigt des Glückes wegen (Schl., Sch.).

Löwenzahn. Man bläst in die „Laterne" (= Fruchtstand). Fliegen alle Früchte fort, so lebt man lang, bleibt ein Teil stehen, so ist das Gegenteil der Fall (A., W.).

Gänseblümchen. Drei mit dem Munde abgebissene und verschluckte Gänsebümchen vertreiben Magenbeschwerden (A.)

Natur und Himmel.

Die Sonne. Der Erfolg gewisser Handlungen ist an den Sonnenaufgang gebunden (Seite 194) oder an den höchsten Stand dieses Himmelskörpers (Seite 150). Bedeutung des Sonnenscheins bei der Trauung (Seite 93), in den Internächten (Seite 150).

Das Mondlicht ist zu allen Zeiten bei wohl allen Völkern mit dem Erd- und Menschenleben in fördernde und zugleich schädigende Beziehung gesetzt worden. Was gedeihen soll, muß mit Neumond, was zurückgehen oder auseinandergehen soll, mit Vollmond begonnen oder ausgeführt werden (Seite 227). Wenn man dem ungesucht erscheinenden Vollmonde drei Verbeugungen macht (A. 11*), ihm über die Schulter dreimal zunickt, bekommt man etwas geschenkt (A.). Wem er aber zum ersten Male über die linke Schulter erscheint, dem begegnet ein Unglück (A.), und wer von ihm spricht, zerbricht etwas (Er.). Bei abnehmendem Monde darf man sich nicht wiegen lassen, sonst nimmt man ab (Ma.). Während dieser Zeit geschnittene Haare wachsen nicht gut (Ein.). (S. auch Seite 56. 29. 62.)

Sterne, Sternbilder, Sternschnuppen, Kometen. (Vgl. W. 264.). Wer eine fallende Sternschnuppe erblickt, soll sich etwas wünschen, es geht in Erfüllung (allg. 451). Kometen gelten als Vorboten von Krieg (allg. 264). Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, betrachtete man bei allen Völkern des Altertums gewisse Naturerscheinungen, namentlich die selteneren, als Wahrzeichen, d. h. Zeichen, durch welche die Götter die Menschen vor bevorstehenden Begebenheiten, namentlich vor Unglück, warnten. Gelingt es einem Mädchen, siebenmal nacheinander sieben Sterne zu zählen, so heiratet es den Mann, der ihm am andern Tage zuerst lachend begegnet (Gey.). Ein nahe am Monde stehender Stern kündet Feuer (A., Schi., Gey. Seite 27).

Tierzeichen.[1] Bedeutung bei der Geburt (Seite 49), beim Säen und Pflanzen (Seite 220).

---

[1]) Auf einem von D. in Wo. 1842 geschriebenen Zettel findet sich folgende Zusammenstellung über den vermeintlichen Einfluß derselben: „Es sind zwölf himmlische Zeichen, die gehen alle Tage auf; darunter sein 4 sehr gut zum Säen, als der Widder, der Krebs, die Wage und der Steinbock. Nun sein 4 im Mittel, als der Stier, die Zwillinge, der Schütz und der Wassermann, aber der Löwe, die Jungfrau, der Scorpion und die Fische, das sind nicht gute Stunden anzufangen zu säen. Der Löwe ist nicht so böse, aber die andern drei die sein sehr böse zur Saat. Was aber in allen Stunden der Zeichen, wenn sie aufgehen, anzufangen ist, das wird allhier gelehret.

1. In den Stunden, wenn der Widder aufgeht, ist gut säen, Bäumefortsetzen und zu beschneiden. Säe Korn, Gerste, Kapsamen und Erbsen.

2. In den Stunden, wenn der Stier aufgeht, ist nichts anzufangen mit der Saat; aber miete Gesinde; und wenn ein Kalb ankommt, setz es ab, es werden überaus gute Kühe; fälle Bau- und Brennholz.

Regen. (Vgl. W. 266). Es regnet, wenn der Hund Gras frißt (allg.), ein Rechen auf dem Felde mit seinen Zinken nach oben liegt (M., Ge.), einem die Füße laufen (Ri.), ein Leitermann seine Waren im Orte feilbietet (A.), ein Regenwurm zertreten (A.), Gras gezupft wird Cr.), die Schwalben tief fliegen (allg.). Wenn es unter die Kirchleute regnet, so regnet es die ganze Woche (v. 266). „Regnet's Freitags früh, — Wird's am Sonntag schie (= schön), — Regnet's Freitag Nachmittag, — Regnet's am Sonntag den ganzen Tag" (Gey.). Bedeutung des Regens bei einem Begräbnisse (Seite 128), am Hochzeitstage (Seite 93). Wenn es im Januar viel regnet, werden „die Gottesäcker gesegnet", d. h. es sollen sehr viel Frauen sterben (Th.). (S. auch Seite 54, 56, 57, 126, 128, 28.)

Schönes Wetter wird, wenn das Haus schwitzt (Ri.), der Hahn vor Mitternacht kräht (Cr.), dabei hoch sitzt (Cr.), die Stare hoch sitzen (Cr.), der Aronstab tropft (Cr.), die Schwalben hoch fliegen (allg.), der Hund eine nasse Schnauze hat (Ham.); ist sie kalt, so kommt schlechtes Wetter (Ham.). „Wie das Wetter den Sonntag soll sein, — Tritt's den Freitag zu Mittag schon ein" (H.).

Schlechtes Wetter tritt ein, wenn sich der Hund im Schnee wälzt (Cr.), der Rehbock bellt (Ri.). Wenn Sonnabends schlechtes Wetter ist und es scheint die Sonne, so sagt man: „Maria bleicht den Schleier" (Schl.).

Wind. (Vgl. Seite 93, 150, 152, 220.) Wenn sich plötzlich ein arger Sturm erhebt, so sagt man, daß sich jemand erhängt habe (v. 265), ein Überrest des alten Glaubens, daß zwischen den Seelen der Abgeschiedenen und dem Winde der engste Zusammenhang bestehe.

---

3. In den Stunden, wenn die Zwillinge aufgehen, ist gut über Land reisen und fahren, gehe zum Advokaten, wenn du einen Streit hast, laß dich ein.

4. In den Stunden, wenn der Krebs aufgeht, ist gut säen, Teiche besetzen, aber kaufe nichts in den Stunden, kein Zuchtvieh, auch kein Haus, es ist aber gut ein- und ausziehen.

5. In den Stunden, wenn der Löwe aufgeht, ist gut schmelzen, Firniskochen, in Hammer gehen, los Mühleisen härten, Pfannen und Beile.

6. In den Stunden, wenn die Jungfrau aufgeht, ist gar nichts anzufangen. Säe nichts in den Stunden, setze kein Kalb ab, denn es sind böse Stunden für Menschen und Vieh.

7. In den Stunden, wenn die Wage aufgeht, ist gut säen und pflanzen, gut sich zu versprechen und heiraten, denn es sein gute Stunden.

8. In den Stunden, wenn der Scorpion aufgeht, ist gar nichts anzufangen, aber was zu verwüsten und umzubringen, was nicht wieder wachsen soll, ist ein gut Zeichen und Stunden.

9. In den Stunden, wenn der Schütze aufgeht, ist gut Kugeln gießen, es ist auch gut härten, Zapfen, Beile und dergl. wie beim Löwen.

10. In den Stunden, wenn der Stier aufgeht, ist gut säen und pflanzen, setze, wenn ein Kalb ankommt, dasselbe ab, fälle Bauholz und setze Hühner und Gänse an.

11. In den Stunden, wenn der Wassermann aufgeht, ist gut Kälber absetzen, kaufe Pferde, Ochsen und Kühe zur Zucht, es ist aber ein Mittel-Zeichen zum Säen.

12. In den Stunden, wenn die Fische aufgehen, fange nichts an, der Scorpion, Fische und Jungfrau das sein 3 böse Zeichen zu allem Vornehmen, aber was zu verwüsten."

Dieser spiegelt sich auch in der Meinung wider, daß, solange ein Toter unbeerdigt bleibt, der Wind gehe (Ehr.) und im Heulen desselben die Winselmutter komme (Br. Seite 38). (Vgl. Mo.[2], 305.)

Tauwetter kommt, wenn der Hund Schnee frißt (A.).

Gewitter. (Vgl. W. 266.) Die Richtung und Stärke des ersten Gewitters im Jahre sind maßgebend für die folgenden Gewitter (A. 266*). Während eines Gewitters soll man nicht essen, den Esser erschlägt der Blitz (A., Ge. 266),[1] nicht arbeiten (Wo., Schl.), sich nicht verstecken; wer dies tut, „fällt von Gott ab" (A.), den erschlägt der Blitz (Ge.). Ein vor dem Sechsuhrlauten aufgetretenes Gewitter wiederholt sich in der Nacht (Dr.). Wenn es über der Baumblüte donnert, so kommt ein fruchtbares Jahr (Kl. 266), und im Frühjahr in den „leeren Busch", so werden viel uneheliche Kinder (Ri.). Wer mit dem Finger nach dem Blitze weist, zieht ihn an (Ge. 11). Wer nach der Gegend zeigt, wohin sich das Gewitter verzieht, holt es wieder (Ge.). Auf einen Nebel im März folgt in 100 Tagen ein Gewitter (allg. 265). Bedeutung eines Gewitters am Hochzeitstage (Seite 93), bei einem Begräbnisse (Seite 129).

Der Himmel. Redensarten: „Wer unter freiem Himmel tanzt, bekommt einst keinen Myrtenkranz" (Ma.). „Wer unter freiem Himmel spielt, der spielt einst in der Hölle" (Ma.). „Wemmr wärn in Himmel kumme, hoot de Plog e End' genumme" (A.). „Vater, verkauf 's Haus, wir ziehn in Himmel" (= bei schlechter Zeit. A.).

Wolken. (Vgl. W. 265.) Wenn „Brotel" (= kleine Wolken) am Himmel sind, „freut sich der liebe Gott" (Ri.). Morgenröte am Neujahrstag verkündet Krieg (Schö.). (S. auch Seite 115.)

Schnee. Märzenschnee (vom 1. März) wirft man unter die Betten, um Ungeziefer fernzuhalten (Br., A.). Die gleiche Wirkung hat Märzenregen, womit Dielen und Betten besprengt werden (B., A.). Das Wasser von geschmolzenen Schloßen hebt man auf und verwendet es zu Aufschlägen bei bösen Augen (Dr.). Schneit es bei einem Brande, so fängt dieselbe Stelle am folgenden Tage wieder an zu brennen (B.). (S. auch Seite 152.)

Nachtrag.

Ein Kind, das schwer laufen lernt, kommt schwer durchs Leben (A. Seite 56). — Man stellt ein solches in eine Wasserkanne, schiebt diese am Henkel nach vorn, wenn die Kirchgänger heimgehen, und spricht dabei: „Wie die Kirchleute aus der Kirche gehen, so lauf auch mit!" (Ne. Seite 56). Haarzöpfchen machen das Kind fromm (N.).

Träumt jemand, daß er in der Kirche sei, so wird er krank (Bä. Seite 29).

Wer Glück haben will, legt einen Pfennig unter die Türschwelle (Bä. Seite 38). — Um den Segen von der Arbeit des Tages zu er-

[1]) Meyer, D. Volksk. 201: „Den Beter laß beten, den Schläfer laß schlafen, den Esser schlag tot."

langen, pocht man früh nach dem Erwachen dreimal mit dem rechten Fuße an die Bettstelle (Th. Seite 37). Freitags fängt man keine Arbeit an (Bä.). — Mit einem leeren Gefäße soll man ohne Zwang nicht in die Stube treten (Th. Seite 36). — Wenn zwei Klöppel reißen, so soll man sie über die Tür hängen oder damit auf den Stuhl klopfen. Dann kommt Besuch (Ri. Seite 33). — Blühen die am Andreastage eingetragenen Zweige zu Weihnachten nicht, so „blüht“ auch das Geschäft nicht (Th.). — Eine erwartete Person kommt, wenn ein ihr gehörender Gegenstand an die Tür geworfen wird (Ri. Seite 35). — Stößt der Heimkehrende unterwegs an einen Stein, so daß dieser sich bewegt, so wird er mit Sehnsucht erwartet (Th. Seite 35). — Stößt man mit dem linken Fuße an, so ist man willkommen (Bä.). —

Kranke Kinder werden zu Pfingsten am Bache gewaschen (Joh. Seite 194). Ein an englischer Krankheit leidendes Kind wird unter der aufgehobenen Wurzel eines Baumes hinweggeschoben (H. Seite 109). Bei Zahnschmerzen geht man früh, ohne ein Wort vorher gesprochen zu haben, an den Bach, schöpft mit der rechten Hand dreimal Wasser, das man im Munde behält. Davor schlägt man drei Kreuze und spuckt darauf das Wasser unter Anrufung der drei höchsten Namen wieder in den Bach (Th. Seite 194). Zahnschmerzen bleiben fern, wenn man sich stets erst den rechten Arm und darauf die rechte Gesichtshälfte wäscht (Bä.). Ein abgezogenes Pflaster darf nicht verbrannt werden, sonst wird die Wunde „hitzig“ (Cr., Crz., Gey.). Bläschen auf der Zunge werden beseitigt, wenn man eine Nadel erst sich selbst ansteckt und diese hierauf ans Fensterkreuz steckt (A. Seite 35).

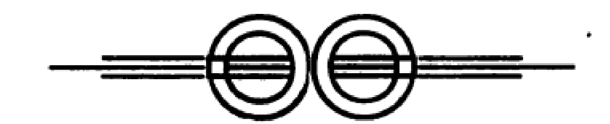
Der Fund eines fünfblättrigen Kleeblattes bringt einen Gevatterbrief, der Fund eines sechsblättrigen aber eine Einladung zu einer Hochzeit (Bä. Seite 38). — Brennt in der neuen Wohnung das erste Mal das Feuer nicht, so wird man darin nicht „warm“, d. h. man zieht bald wieder aus (Bä. Seite 28).

Sieht man am h. Abend durch das Schlüsselloch der Kirchentür, so erscheinen alle, die im Laufe des kommenden Jahres sterben müssen (Bä. Seite 116). Wenn das Wandgeschirr sich bewegt, so stirbt das älteste Familienglied (Bä. Seite 114). Fällt die Uhr herunter, so nimmt sich jemand das Leben (Bä. Seite 116). Binnen Jahresfrist muß der sterben, dem ein Toter, der aufgebahrt werden soll, entgegengetragen wird (Th. Seite 113). Schlägt die Turmuhr, wenn das Grab noch offen ist, so stirbt eins aus der Familie nach (Bä. Seite 114).

Druckfehlerverzeichnis.

Lies: S. 9: almaria; S. 9, Zeile 36: . . . . zeigte nicht selten . . . . S. 10, 12: Sâger (Gru., Ha., Kö., A., Joh.) oder Säger (Schö., M., Lt., Kl.); S. 15, 1: Flachs; S. 15. 26. 37. 28: Holunder; S. 54, 45: obgleich; S. 94, 15: „im Viertel“; S. 157, 3: . . . . das Peter Gast das Palladiallied . . . . S. 47, 4: nichts als; S. 205, 6: Mittsommerfest; S. 210, 21: 19. Jahrhunderts; S. 220, 19: kreuzweise.

Register.



Druck von M. Muschter, Annaberg, Erzgebirge.

Grasers Verlag (Richard Liesche), Annaberg.

Das Erzgebirge. Gemeinverständliche wissenschaftliche Aufsätze. Herausgegeben vom Erzgebirgs-Zweigverein Chemnitz. 2 Bände à M. 1,50.
— Band III. 1. Die Unruhen im Erzgebirge während des Bauernkrieges. Von Dr. Paul Uhle. M. —,50.

Annaberger Bergmannsmarsch. Nach alten Weisen gesetzt von E. Stahl für Pianoforte oder Zither . . . je M. —,60, für Hornmusik . . M. 1,20, für Orchester und Harmoniemusik . „ „ 1,80, „ Kavalleriemusik „ 1,—.

Aus dem Zwönitztale. Herausgeg. v. Erzgeb.-Zweigverein Zwönitz, 1895/96. M. 1,—.

Bartusch, P., Seminaroberlehrer, **Die Annaberger Lateinschule im 16. Jahrhundert.** Ein schulgeschichtliches Kulturbild. 1897. M. 2,50.

Berlet, B., Professor, **Wegweiser durch das sächs.-böhm. Erzgebirge.** 1908. 11. von G. Kabisch bearbeitete Auflage, geb. M. 2,—.

Berlet u. Brechensbauer, **Kl. Führer d. d. böhm. Mittelgebirge.** 1908. —,80.

Böthig, B., **Hymnus auf Annaberg,** für Pianoforte M. 1,—.

Brechensbauer u. Prasse, **Erzgebirgs-Kammweg-Führer von Tetschen bis Asch.** Mit Karte des Kammweges. 1908. M. —,80.

Ficker, B., **Annaberg vom Jahre 1843—68.** (M. 2,50) für M. 1,25.

Finck, **Barbara Uttmann, die Begründerin der Spitzen-Industrie im Erzgebirge.** M. —,50.

Festschrift des Erzgebirgsvereins zum 25jährigen Jubiläum 1903. M. 1,50.

Führer durch Eibenstock, Wildenthal, Carlsfeld, Rautenkranz, Morgenröthe und Umgebungen. Mit Karte, Panorama vom Auersberg und Bildern. M. 50,—.

Führer durch das Obererzgebirge mit 10 Ansichtspostkarten. M. 1,—.

Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart. 24 Hefte je M. —,70 geheftet, M. —,80 kart. oder in 6 Leinwandbänden je M. 2,50.

Voll tiefen Gemütes und oft zwerchfellerschütternden Humors sind die Bändchen eine kräftige, kerngesunde Kost und von Heft zu Heft finden sie erfreulicherweise immer mehr Anklang und Teilnahme bei den Freunden und Bewohnern unseres Erzgebirges.

Grasers Spezialkarte des Erzgebirges. 1:75000. M. 1,—, aufgezogen M. 2,—.

Der Greifenstein zu Ehrenfriedersdorf und seine Sagen. M. —,40.

Grohmann, Max, **Das Obererzgebirge und seine Städte in Sage und Geschichte.** Illustr. 2. erweiterte Auflage. 1900. a) Gesamtausgabe geh. M. 7,—, geb. M. 8,—. b) In Sonderausgaben für jede Stadt einzeln. M. 2,.
— **Die St. Annenkirche als Mittelpunkt kirchlicher Kunst und religiösen Lebens in Annaberg.** M. —,50.

Günther, Anton, **Erzgebirgisches Festliederbuch.** Erzgeb. Heimatlieder besonders des erzgeb. Sängers Anton Günther. M. —,50.

Haar, Paul, **Die Historie von Karl Stülpner,** M. 1,50, geb. 2,—.

Hermann, Hans, **Drei Lieder in erzgeb. Mundart** mit beigegebenem hochdeutschen Text. Nr. 1 Wiegenliedl M. 1,50, Nr. 2 Tschumperliedl M. 1,50, Nr. 3 Gebrochene Treue M. 1,50.

Herrig, Seminar-Oberlehrer, **Geognostisch-geologische Beschreibung von Annaberg und Umgegend.** Kommissions-Verlag. M. 1,—.

Hjorth, G., **Touristenkarte vom Nordwestl. Erzgebirge.** M. —,70.

Israel, A. und J. Ruhsam, **Schlüssel zum Bestimmen der in der Umgegend von Annaberg-Buchholz wildwachsenden Pflanzen.** M. 2,80.

Krauß, P., **Touristenkarte vom Zentralerzgebirge.** 1:75000. M. —,90, aufgezogen auf Leinwand M. 1,80. Mit Angabe der hauptsächlichsten Touristenwege.

Krauß, P., **Wander- und Reisekarte vom Erzgebirge.** M. —,60, aufgezogen M. 1,50. Mit Angabe der hauptsächlichsten Touristenwege.

Krauß, P., **Wander- und Reisekarte durch die Sächs. Schweiz und das böhm. Mittelgebirge** mit Angabe der hauptsächlichsten Touristenwege. M. —,50.

Langer, **Ahamm. — An Annaberg.** 2 Lieder in erzgeb. Mundart, à M. —,80.

Lindner, **Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des sächsischen Obererzgebirges.** Mit 12 Lithographien. 1848. M. 2.40.

Lungwitz, H., **Altes und Neues über Karl Stülpner, den Raubschützen des Obererzgebirges.** Kommissions-Verlag. M. —,75.
— **Geschichte des Rittergutes Tannenberg bei Geyer.** 1897. M. 1,—.